blanvalet
Lecia Cotton
Cornwall
Ein unwiderstehlicher Spion
Roman

Buch

Lady Isobel Maitland hat genug davon, es allen recht zu machen! Doch sie kann es sich wirklich nicht leisten, bei etwas auch nur annähernd Skandalösem ertappt zu werden, denn sie würde damit alles riskieren, was ihr lieb ist. Als sie die Einladung zu einem Maskenball erhält, sieht sie ihre Chance jedoch endlich gekommen: Hier, wo sie niemand erkennen kann, lässt sie sich auf eine stürmische Nacht mit dem ebenso gutaussehenden wie berüchtigten Phineas, Marquess of Blackwood, ein, und schnell wird aus einem harmlosen Flirt sehr viel mehr: wahre Leidenschaft.
Als die mysteriöse Schönheit schließlich in der Nacht entschwindet, weiß Phineas, dass er sie wiedersehen muss. Denn obwohl dem attraktiven Mann Verführung und Intrigen nicht unbekannt sind, kann er

die Unbekannte nicht vergessen. Und er wird nichts unversucht lassen, die leidenschaftliche junge Frau, deren Namen er nicht kennt, zu finden ...

Autorin

Lecia Cotton Cornwall wurde in Toronto geboren und träumte schon von Kindesbeinen an davon, einmal Schriftstellerin zu werden. Wenn sie nicht gerade mit einer Katze auf dem Schoß an ihrem neuesten Roman arbeitet, macht sie gerne ausgedehnte Spaziergänge mit ihrem Hund. Lecia Cotton Cornwall lebt heute mit ihrer Familie am Fuße der kanadischen Rocky Mountains.

Lecia Cotton Cornwall

Ein unwiderstehlicher Spion

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Eva Malsch

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2011
unter dem Titel »Secrets of a Proper Countess« bei Avon Books,
An Imprint of HarperCollinsPublishers, New York

1. Auflage
Deutsche Erstausgabe Mai 2012 bei
Blanvalet Verlag,
einem Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH,
München
Copyright © der Originalausgabe 2011 by
Lecia Cotton Cornwall
Copyright © für die deutsche Ausgabe
2012
by Blanvalet Verlag, in der Verlagsgruppe
Random House, München
Umschlaggestaltung: © Johannes Wiebel |
punchdesign,
unter Verwendung von Motiven von

Shutterstock.com und
von Chris Cocozza
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Redaktion: Regine Kirtschig
LH · Herstellung: sam
ISBN: 978-3-641-07939-0

www.blanvalet.de

Für Stephen, Griffin und Olivia und zur Erinnerung an Mary, eine außergewöhnlich wortgewandte Schreiberin.

1

Geradezu begehrlich starrte Isobel Maitland, die Countess of Ashdown, den Mann an. Wie peinlich, auf einem Ball dabei ertappt zu werden, wie sie einen attraktiven Gentleman bewunderte. Das durfte sie sich wirklich nicht leisten, nicht einmal dieses vergleichsweise harmlose ungeziemende Verhalten.

Sie stand in einer schattigen Ecke von Evelyn Renshaws überfülltem Ballsaal, sie hielt eine Maske in der zierlichen Hand, die den Großteil ihres Gesichts verhüllte. Sie fühlte sich unsichtbar. Und was sie

erblickte, gefiel ihr sogar sehr.

Der Gentleman war groß und schlank, mit einem muskulösen Körper, der zweifellos bestens für jede der Sünden geeignet war, die er angeblich beging. Hinter einer schwarzen Halbmaske sah Isobel seine Augen funkeln, während er mit der Schar schmachtender Damen plauderte, die ihn umringten.

Lächelnd zeigte er seine schneeweißen Zähne und hinreißenden Grübchen in den Wangen. Sie spürte, wie ihr Herz immer schneller schlug. Dann schien es zu versteinern, denn eine

seiner Anbeterinnen presste ihren üppigen Busen an seinen Arm.

Isobel fand seine Lippen besonders faszinierend. Sie beobachtete, wie sie zuckten und sich kräuselten, wenn er mit seinem Charme die hingerissenen kostümierten Damen sichtbar betörte. Sie fühlte, wie ihre eigenen Mundwinkel bebten. Was er sagte, konnte sie über den riesigen Raum hinweg nicht hören. Aber es musste anzüglich sein, denn eine Dame errötete und fächelte ihren erhitzten Wangen Kühlung zu. Eine andere schnappte nach Luft, deshalb hatte Isobel keinen Zweifel, worum es bei dieser

Konversation ging.

Der Wüstling grinste nur über das Unbehagen, das er hervorrief. Unwiderstehlich zog sich einer seiner Mundwinkel nach oben.

Trotz seiner Maske wusste sie ganz genau, wer er war. Unglaubliche Klatschgeschichten hatte sie darüber gehört, wohin er diese sündhaften Lippen presste und wozu sein reizvoller, maskuliner Mund fähig war.

Bei anderen gesellschaftlichen Veranstaltungen hatte sie sein Benehmen aus dem Hintergrund heraus verfolgt und sich sogar vorgestellt, mit ihm zu flirten. Aber

noch nie hatte sie ihn so ungeniert angestarrt wie an diesem Abend. Sie strich mit einem Finger über die steife Spitze am Rand ihrer Maske und war dankbar, dass ihr Gesicht verhüllt war.

Phineas Archer, der Marquess of Blackwood, war berüchtigt, aristokratisch, gut situiert – und überaus gefährlich für die Tugend einer Dame. Dank seines illustren Familiennamens, seines schwerreichen Großvaters und seiner Position als begehrenswertester Junggeselle von England wurde er trotz seines fragwürdigen Rufs in der

vornehmen Gesellschaft akzeptiert.

Seine Vorzüge bewogen die Hautevolee, seine »Abenteuer« diskret zu übersehen. Nachdem die Londoner Saison eben erst begann und zahlreiche Debütantinnen auf der Suche nach Ehemännern in die Stadt kamen, war Blackwood überall ein sehr gern gesehener Gast.

Aber wie Isobel feststellte, war er in Evelyns elegantem Ballsaal fehl am Platz. Trotz seiner edlen Herkunft und seines ausgezeichneten Schneiders zeigte er ungehobelte Kanten. In seinen Augen glitzerte etwas Bedrohliches.

Vielleicht lag es daran, dass er seinen Blick wie ein Raubtier auf der Jagd unentwegt durch den Saal schweifen ließ.

Nun neigte er sich herab, um etwas in das Ohr einer Dame zu flüstern. Offenbar erregte er Schwindelgefühle, denn sie schwankte. Sofort ergriff er mit einer routinierten Geste ihren Ellbogen, damit das Mädchen nicht in Ohnmacht fiel. Isobel lächelte.

Wie hervorragend er den Wüstling zu spielen wusste …

Wäre sie der Spielsucht verfallen, was nicht zutraf, würde sie wetten, dass all diese verträumten

Debütantinnen den Namen Blackwood ganz oben auf die Liste potenzieller Heiratskandidaten setzten. Natürlich glaubte auch jede kupplerische Mama, ihre eigene süße, jungfräuliche Tochter würde ihn einfangen, in den Ehehafen locken und den lasterhaften Marquess endlich zähmen. Realistischerweise würden die Mütter, wenn schon nicht ihre betörten Töchter, zu der Überlegung gelangen, dass eine unschuldige Braut Blackwoods dekadente Gelüste nicht befriedigen konnte oder wollte. Doch der Reichtum ihres Ehemanns würde sie

trösten und dazu veranlassen, seine Skandale zu tolerieren.

Immer noch im Schatten verborgen, überlegte Isobel, welch eine Schande es wäre, wenn der teuflische, elegante, unbeschwerte Marquess unter das Ehejoch geraten würde.

Die Geschichten über seine Eskapaden ließen alles, was auf der Bühne von Covent Garden geschah, vergleichsweise langweilig erscheinen. In den vornehmsten Londoner Salons genossen die Damen insgeheim das sündhafte Vergnügen, beim Tee über ihn zu plaudern und moralische Entrüstung

zu mimen.

Begierig hing Isobel an ihren Lippen und fand jedes einzelne seiner Abenteuer überaus interessant, obwohl sie natürlich wie jede andere ehrenwerte Frau Entrüstung und Gleichgültigkeit heuchelte, während sich ihre Zehen in den Schuhen erregt krümmten.

Unter der rosaroten Seide ihrer Maske schloss sie lächelnd die Augen und gab sich köstlich lasterhaften Gedanken hin. Wie er sich bewegte, diese breiten Schultern, das alles war …

»Sind wir uns schon einmal begegnet?«

Verwirrt öffnete sie die Augen.

Der Marquess of Blackwood stand direkt vor ihr.

Aus der Nähe betrachtet, war er noch größer und kräftiger. Seine starke maskuline Ausstrahlung erschien ihr gefährlicher denn je. Prompt schlug ihr Herz viel schneller, und sie fühlte, wie heiße Röte ihr Gesicht bis zu den Haarwurzeln färbte. Sie sah sich um, aber glücklicherweise schaute niemand in ihre Richtung.

»Sie starren mich schon die ganze Zeit an«, fuhr er fort und ignorierte ihre sprachlose Konfusion. Sein Tonfall klang spielerisch, die

Stimme war tief und sinnlich und vibrierte in ihrem Inneren wie auf einer Geigensaite.

Irgendwie hatte sie das Gefühl, sie wäre nackt in der Öffentlichkeit ertappt worden.

Sie musterte das Grübchen in seinem Kinn, das belustigte Lächeln, das sich zu einem breiten Grinsen vertiefte. Offenbar deutete er ihre Faszination völlig richtig. Die wissenden grauen Augen hinter seiner Maske fixierten ihre geöffneten Lippen, die passend zu ihrem Kostüm scharlachrot bemalt waren.

Hastig schloss sie den Mund und

riss sich zusammen. Da sie einander noch nicht vorgestellt worden waren, konnte er sie unmöglich erkannt haben. Gelegentlich waren sie zu denselben gesellschaftlichen Ereignissen eingeladen worden. Er hatte ihr nie auch nur einen Blick gegönnt. Eine tugendhafte, ehrbare Witwe wie sie war sicher nicht sein Typ.

Das Testament ihres Ehemanns reglementierte ihr Verhalten über seinen Tod hinaus, und ihre Schwiegermutter sorgte dafür, dass sein letzter Wille geschah. Glücklicherweise verabscheute

Honoria Kostümbälle, deshalb glänzte sie auf diesem Fest durch Abwesenheit. Mochte sie auch Isobels Leben kontrollieren, auf die Gedanken der Schwiegertochter übte sie keine Macht aus.

Was den Marquess of Blackwood anging, ließ Isobel ihre Fantasie nicht zum ersten Mal in verbotene Regionen schweifen.

Gewiss, solche Träume waren harmlos genug, aber jetzt stand er grinsend vor ihr und erwartete eine Antwort.

»Ich …« Krampfhaft schluckte sie und dachte nach. Natürlich konnte sie ohne ein weiteres Wort die

Flucht ergreifen, doch es reizte sie viel mehr zu bleiben. Was konnte es schon schaden, wenn sie mit einem attraktiven Lebemann ein bisschen flirtete, bis eine andere Dame seine Aufmerksamkeit erregte?

Wie lange war es her, seit sie eine so schmeichelhafte Anerkennung in den Augen eines Gentlemans gelesen hatte? Vor zwei Jahren war ihr Ehemann gestorben. Und sogar vor seinem Tod … Sie biss auf ihre Lippen.

Vielleicht war es ihre letzte Chance, ein wenig zu flirten, sich hübsch und bewundert zu fühlen. Wer würde es schon erfahren, wenn

sie sich kurzfristig einem so bedeutungslosen Vergnügen hingab?

Zahllose Damen pflegten zu flirten. Warum sollte sie sich das versagen? Sie straffte ihre Schultern, erwiderte den Blick des Marquess, und ihre Anonymität verleitete sie zu einiger Kühnheit.

»Nein, noch sind wir uns nicht begegnet, Sir. Aber ist das nicht der Sinn eines Maskenballs? Bis die Masken abgenommen werden, weiß man nicht, mit wem man spricht, und genießt das Mysterium.«

Sein leises, lockendes Lachen schürte ihre Erregung. »Fürchten

Sie nicht, die Demaskierung wird Sie enttäuschen? Um Mitternacht werden wir uns alle zu unseren großartigen Kostümen gratulieren und verbittert seufzen, wenn Kleopatra sich als Lady Dalrymple entpuppt, die sich in ein enges Korsett gezwängt und zu stark geschminkt hat. Nach meiner Ansicht bleibt man besser maskiert – und verführerisch.«

Forschend wanderte sein Blick von Kopf bis Fuß über ihre Gestalt, und sie zwang sich, reglos dazustehen. Unter der seidenen Tunika erhärteten sich die Knospen ihrer Brüste.

»Wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf, meine Teure, Ihr Kostüm ist ein Höhepunkt. Noch nie habe ich so etwas gesehen.«

Isobel strich über die Damastaufschläge ihres langen, eng anliegenden türkischen Kaftans, der den dünnen Seidenstoff ihrer Tunika und die weite Haremshose vom Hals bis zu den Waden züchtig verbarg. Bei der Bewegung klingelten winzige Glöckchen, die am Saum hingen.

In der Gesellschaft des Marquess fühlte sie sich schön und sogar begehrenswert, was für sie äußerst seltene Emotionen waren. Wie

Champagnerbläschen strömten sie durch ihre Adern und berauschten sie.

»Vielen Dank, Mylord, wie ich feststellen muss, mangelt es dafür Ihrem Kostüm an einer gewissen Originalität.«

Über seinem Abendjackett und der Kniehose trug er einen schwarzen Domino, dazu eine schlichte Maske. Wenigstens hing ein reich verziertes antikes Schwert an seiner Hüfte. Am Griff glitzerten kostbare Steine.

»In der Tat«, stimmte er zu und verneigte sich. »Selbstverständlich haben Sie völlig recht. Aber ich entschloss mich erst in letzter

Minute zum Besuch dieses Balls. Die Maske und den Domino lieh mir eine Schauspielerin, die ich sehr gut kenne. Und das Schwert gehörte einem meiner Ahnherren. Ich nahm den Waffengurt einfach von der Wand, legte ihn an und befahl meinem Kutscher, mich hierher zu bringen.« Schon wieder dieses aufreizende Grinsen … »Jetzt bin ich froh darüber.«

Isobel lächelte in der beruhigenden Gewissheit, dass die Maske ihr Erröten verbarg ebenso wie ihre Schuhe die lustvoll gekrümmten Zehen.

»Vielleicht sollte ich Sie um einen

Tanz bitten oder fragen, ob Sie ein Glas Limonade möchten oder ...« Er beugte sich tief über ihre Hand und zog sie an seine Lippen, ohne seinen Blick von ihren Augen abzuwenden. »Oder würden Sie einen Spaziergang im Garten vorziehen?«

Nicht einmal einer ehrenwerten Witwe wie Isobel konnte die Bedeutung seiner Worte entgehen. Was der Marquess im Garten vorhatte, verriet das Feuer, das in den Augenschlitzen seiner Maske glühte, ebenso wie die langsamen kreisenden Bewegungen seines Daumens auf ihrer Handfläche. Ein

zweites Mal zog er ihre Finger an seinen Mund.

Da entwand sie ihm ihre Hand und entgegnete noch kühner: »Sir, Sie müssen mich mit jemandem verwechseln! Würden Sie mich kennen, wüssten Sie, dass ich lieber Champagner als Limonade trinke. Und ein Spaziergang im Garten würde Ihnen keinesfalls ermöglichen, mir einen Kuss zu stehlen. Während solcher Feste lässt Lady Evelyn ihren Garten hell beleuchten, um solche Freiheiten zu unterbinden.« In seinem Blick las sie, dass er ihren geistreichen Witz zu schätzen wusste, was ihren

ganzen Körper unter der Seide erwärmte.

Schwungvoll bot er ihr seinen Arm. »Dann trinken wir Champagner, und danach …« Er neigte sich zu ihr, sein Atem kitzelte ihr Ohr, sein Vorschlag erhitzte ihr Blut. »Danach werden wir sehen, ob wir im Garten ein paar Fackeln löschen können.« Sein Flüstern jagte einen köstlichen Schauer über ihren Rücken.

Nun sollte sie Evelyns vernünftige, untadelig moralische Gesellschaft suchen oder sich entschuldigen und in der Damentoilette warten, bis sie wieder zur Besinnung kommen würde. Doch das tat sie nicht. An

diesem Abend wollte sie nicht mehr Isobel sein, die uninteressante verwitwete Countess of Ashdown, die Frau, die kein Mann jemals so angeschaut hatte wie Blackwood in diesem Moment. So wundervoll, so abenteuerlich, so unwiderstehlich …

Entschlossen legte sie ihre Hand auf den feinen Wollstoff seines Ärmels. Mit einem lockenden Lächeln erweckte sie den Anschein, sie wäre ein solches Verhalten gewöhnt, und ließ sich in Versuchung führen.

2

Phineas hatte keine Ahnung, wer die Dame sein mochte oder warum sie wie ein Wachtposten in der schattigen Ecke bei der Tür von Philip Renshaws Arbeitszimmer stand.

Alle anderen Frauen auf diesem Ball kannte er. Wahrscheinlich konnte er die meisten sogar in der Dunkelheit identifizieren, wenn er sie berührte, den Duft ihres Parfüms einatmete oder ihre Lippen kostete. Eine Stunde lang hatte er gewartet und gehofft, die Dame würde sich entfernen, damit er tun konnte,

weshalb er hierhergekommen war – nämlich, das Arbeitszimmer zu durchsuchen. Aber sie blieb beharrlich stehen und musterte ihn. Beinahe war ihm ihr Blick wie eine Liebkosung erschienen.

Zu dem Frauentyp, den er normalerweise vorzog, gehörte sie nicht. Er schätzte Bettgenossinnen, die ebenso berüchtigt waren wie er selbst, am besten verheiratet, sodass er der Gefahr einer dauerhaften Beziehung entrann. In der fremden Dame entdeckte er eine Zurückhaltung, die er unwiderstehlich fand.

Eine solche Ablenkung konnte er

an diesem Abend gewiss nicht brauchen, trotzdem konnte er die Frau nicht ignorieren, weil sie ihm im Weg stand.

Sein Blick schweifte wieder über ihre Gestalt. Obwohl ihr Kostüm weder dekolletiert noch ansonsten verführerisch war, faszinierte es ihn. Der hohe Kragen und die Reihe winziger Perlenknöpfe, die ihren Kaftan so fest wie eine Geldkassette über den verlockenden Rundungen ihrer Brüste verschlossen, wirkten abweisend. So ein Gewand musste die zielstrebigsten Bemühungen entmutigen, an die Haut darunter

zu gelangen. Gerade deshalb interessierte ihn ein Versuch.

Nicht nur der originelle Stil des Kostüms reizte ihn, sondern auch die Anmut, mit der sie es trug. Wie fließendes Wasser bewegte sie sich und erweckte den Eindruck, sie wäre femininer und begehrenswerter als alle anderen Frauen im Ballsaal.

Unter der Halbmaske funkelten ihre Augen ohne Koketterie und gaben ihm keinen Hinweis auf ihre Identität. Sogar ihr Haar wurde von einer bestickten Kappe verhüllt, er konnte die Farbe nicht einmal erahnen. Die bemalten Lippen

wirkten sehr ausdrucksvoll, und er wollte sie kosten, trotz der ungeklärten Frage, ob sie schön war oder nicht.

Machtvoll drängte es ihn dazu.

Sie standen nebeneinander, tranken Champagner aus Kristallkelchen und flirteten unter dem Deckmantel eines belanglosen Geplänkels. Allmählich wurde ihm immer heißer. Aber Phineas wusste den richtigen Moment abzuwarten und alle Hilfsmittel zu nutzen – insbesondere belangloses Geplänkel –, wenn er eine Frau verführte. Zuversichtlich glaubte er, noch vor dem Ende dieses Abends würde er

seine Ziele erreichen, nämlich die Reize der bezaubernden Dame genießen und ihren Namen erfahren, falls sie seiner Aufmerksamkeit auch in Zukunft würdig wäre.

»Schauen Sie doch, Cäsar müsste Sir John Unwin sein, meinen Sie nicht auch?«, fragte er.

»In der Tat, aber er tanzt nicht mit seiner Gemahlin«, betonte die Dame bissig. »Ich kenne Primrose Unwin recht gut.«

»Oh – ich auch«, sagte er langsam. Sie warf ihm einen raschen Blick zu, senkte errötend die Lider, und er grinste wieder.

Also ungeübt in der Kunst des Flirtens, umso interessanter. »Ich halte Davina St. Claire für Unwins Partnerin, obwohl sie vermutlich nicht ahnt, wer Cäsar ist.« Den herzförmigen Leberfleck auf Davinas üppigem Busen würde er überall erkennen, und das tief dekolletierte Kostüm verbarg ihre Reize nicht. Über diesem Leberfleck pflegte Unwin gierig zu sabbern.

Entzückt sah die Dame an seiner Seite zu ihm auf. »Ah, Mylord, anscheinend sind Sie bestens über den aktuellen Gesellschaftsklatsch informiert.«

»Mag sein, aber wie ich zu meiner

Verteidigung erwähnen sollte, ich kann Geheimnisse hüten, Lady – eh – wie darf ich Sie nennen?«

Den Kopf schief gelegt, dachte sie eine Weile nach. Schließlich kräuselte sie die Lippen, was sein Verlangen sofort steigerte. »›Yasmina‹ wird genügen, das passt zu meinem orientalischen Kostüm.« Den fremdartigen Namen sprach sie ziemlich gedehnt aus. Dabei schenkte sie ihm ein mutwilliges Lächeln, das er als Herausforderung deutete. »Und wie soll ich Sie anreden, Mylord?«

»Da fallen mir viele Möglichkeiten ein. Aber wegen meiner minimalen

Verkleidung finde ich meinen richtigen Namen angemessen. Ich bin …«

Ehe er sich vorzustellen vermochte, legte sie hastig einen Finger auf seine Lippen und trat einen Schritt näher zu ihm. Beinahe sank sie an seine Brust, und seine Nerven spannten sich an. Nun könnte er einen Arm um sie legen und sie unter dem Vorwand einer Verführung in Renshaws Arbeitszimmer bugsieren. Diesen Trick hatte er schon oft benutzt. Doch er roch ihr Parfüm – zart, süß, exotisch. In seine Lenden strömte schiere Lust und verjagte alle

vernünftigen Gedanken aus seinem Gehirn.

»Verraten Sie nicht Ihren richtigen Namen, Sir!«, mahnte sie. »Damit würden Sie die Illusion verderben.«

An seinem Mund fühlte sich ihr Finger weich und kühl an. Damit er an dieser Stelle verharrte, umfasste Phineas ihr Handgelenk. Dann ließ er seine Zunge über die seidige Fingerspitze gleiten – eine sanfte, feuchte, sinnliche Liebkosung, während der er Yasminas Blick festhielt. Er beobachtete, wie sie ihre schneeweißen Zähne in die Unterlippe grub. Sekundenlang schloss sie die Augen, ihre Brüste

hoben und senkten sich sichtbar, ein Zeichen wachsender Erregung.

Mit einer so leichten Berührung erzielte er so intensive Reaktionen? Erwartungsvoll spürte er seine eigene Begierde und unterdrückte ein Stöhnen. Er drehte ihre Hand um, streichelte mit seiner Zunge den Puls an ihrem Handgelenk und genoss ihren stockenden Atem.

»Nennen Sie mich, wie Sie wollen, Mylady – Lancelot, Tristan oder Romeo, alles würde mir gefallen.« Hinter seiner Maske loderte ein wildes Feuer in seinem Blick. Noch immer hielt er Yasminas Hand fest. »Zu Ihren Diensten. Was oder wer

auch immer ich heute Nacht sein soll, um Ihre Wünsche zu erfüllen, ich werde mich danach richten.«

Wie gebannt starrte Isobel den Marquess an. Ringsum schien sich alles zu drehen, sie sah nur noch ihn, die Flammen in seinen Augen, spürte nur ihn, die Hitze seines Körpers. Vor lauter Sehnsucht schmolz sie dahin. Das musste ein Tagtraum sein. Würde sie jetzt in ihrer Witwentracht in Maitland House erwachen und erkennen, dass sie sich diese Begegnung nur eingebildet hatte?

Sie wagte es nicht wegzuschauen, denn sie fürchtete, sonst würde

Blackwood sich in Luft auflösen und sie enttäuscht in der kalten Realität zurücklassen.

Plötzlich stieß jemand, der vorbeiging, gegen ihre Schulter und brach den Bann. Ihr Blick fiel auf ihre vereinten Hände, und sie entzog dem Marquess die prickelnden Fingerspitzen. »Jetzt weiß ich, wie ich Sie nennen werde«, sagte sie betont leichthin, um die gefährliche Situation zu entschärfen. »Thomas. Vor einiger Zeit besaß ich einen Kater, der so hieß. Er konnte sehr umgänglich sein, wenn er dazu ermuntert wurde. Aber sobald er unerwünscht

war, entfernte er sich diplomatisch.« Zweifellos passte diese Beschreibung auf Blackwood.

Er runzelte die Stirn. »Sie geben mir den Namen eines Katers? Dann sollten Sie wissen, wie sehr ich diese Tiere verabscheue. Und mein Preis ist höher als ein Stückchen Fisch oder Hühnerfleisch, das sie mir von Ihrem Teller zuwerfen würden, Lady Yasmina.«

Mit bebender Hand umklammerte Isobel ihr Champagnerglas, das sie auf einen Tisch gestellt hatte, und nippte daran. Doch der perlende Wein besänftigte ihre Nerven nicht. Hatte sie den Marquess beleidigt?

Das spielte keine Rolle, weil es ein anonymer Flirt war. Im Schutz ihrer Maske durfte sie sagen, was sie wollte.

Mit einem kecken Blick hänselte sie ihn. »Und was wäre Ihr Preis, Mylord?«

Da neigte er sich vor und flüsterte in ihr Ohr: »Sie, Mylady. Nichts weniger.«

Isobel glaubte den Boden unter den Füßen zu verlieren. Doch sie zwang sich zu einem leisen Lachen. Irgendwie musste sie zu jenem belanglosen Geplänkel zurückkehren, bei dem sie eine gewisse Kontrolle behielt. »Wenn

Sie mich fragen, bevorzugen die meisten männlichen Mitglieder der Londoner Hautevolee den Lebensstil von Katern. Tagsüber schlafen sie, nachts streifen sie durch die Stadt und kämpfen um Mäuse und Frauen. Ihren schönen Pelz nehmen sie überaus wichtig, sie sind schlechte Väter und rücksichtslose Liebhaber.«

Nun begann er tatsächlich wie ein Kater zu grinsen, gemächlich und breit. Isobel war seine entnervte Beute, sein Blick versprach ihr kein Erbarmen. »Ganz im Gegenteil, meine Süße, ich bin ein sehr einfühlsamer Liebhaber.«

Möge der Himmel mir helfen, ich bin verloren. Vielleicht lag es am Champagner. An ihrer Verkleidung. Oder an der beunruhigenden Nähe des Marquess, den schwachen Gerüchen nach kostbarer Seife, feinem Wollstoff, männlicher Haut. Oder an ihrem sehnlichen Wunsch, geliebt zu werden, wenn auch nur für wenige Minuten. Wenn das ihre letzte Chance wäre …

»Beweisen Sie es«, forderte sie ihn heraus.

Ohne zu zögern, packte er ihren Ellbogen und führte sie in geradezu verzweifelter Eile durch die kostümierte Menschenmenge zur

offenen Gartentür.

Dabei sagte er kein Wort. Isobel schwieg ebenfalls, obwohl sie wusste, welches Ziel er ansteuerte und was er plante, sobald sie dort ankamen. Natürlich sollte sie sich wehren oder sich losreißen – nein, schleunigst davonlaufen, ehe etwas Bedauernswertes passieren würde. Doch sie folgte dem Marquess unter den hell lodernden Fackeln auf den Pfaden, die sich in Lady Evelyns elegantem Garten erstreckten.

Schließlich erreichten sie einen kleinen chinesischen Pavillon am Ufer des Fischteichs, wo Blackwood sie lange genug losließ, um alle

Fackeln in unmittelbarer Nähe zu ergreifen und im Gras auszutreten. Mit zischendem Protest erloschen sie und hinterließen eine samtige, tiefe Finsternis.

Unsichtbar umfing er Isobel, presste hungrig und drängend seinen Mund auf ihren. Mit gleicher Glut erwiderte sie seine Küsse, das betörende Flackern seiner Zunge, als hätte sie schon tausend erotische Abenteuer in dunklen Gärten bestanden.

Während er sie immer noch küsste, hob er sie hoch und trug sie in den Pavillon. Daran hinderte sie ihn nicht, denn es war zu

wundervoll, seinen kraftvollen Körper und sein Verlangen zu spüren, das ihr eigenes so lockend entzündete.

Im Pavillon schrie ein verängstigter Nachtvogel und flatterte hinaus. Verwirrt schnappte Isobel nach Luft und fürchtete, sie wären ertappt worden. Aber Blackwood nahm ihr mit einem neuen Kuss den Atem und legte sie auf die gepolsterte Bank.

O Himmel, auf dieser Bank hatte sie erst letzte Woche gesessen und mit Evelyn Tee getrunken. War das am Dienstag? Sie erinnerte sich nicht genau. Jetzt öffnete er die

Knöpfe ihres Kaftans, lieferte ihre nackte Haut der kühlen Nachtluft aus, der köstlichen Wärme seiner Hände. Unablässig küsste er sie.

Indem sie die Finger in sein Hemd krallte, zog sie ihn näher zu sich heran. So heiß, so süß, so köstlich schmeckte sein Mund. Etwas Exquisiteres als diese Küsse konnte sie sich nicht vorstellen. Selbst wenn sie aufhören wollte, wäre sie dazu nicht fähig gewesen. Sie war trunken, berauscht, verhext.

Jetzt wanderten seine Lippen an ihrem Hals hinab, während er weitere Perlknöpfe öffnete und seiner suchenden Zunge Zugang

verschaffte. Mit bebenden, unerfahrenen Fingern zerrte sie an seinem Krawattentuch und versuchte ihn ebenso zu entkleiden wie er sie.

Seufzend gab sie ihre Bemühungen auf, als er ihren Kaftan auseinanderschob, die seidene Tunika öffnete und die Spitze einer Brust in seinen begierigen Mund nahm. Was Isobel nun empfand, vertrieb den letzten vernünftigen Gedanken aus ihrem Gehirn. Sie wollte alles von ihm, und zwar sofort.

Mochte er auch ein berüchtigter Wüstling sein, der unzählige Frauen

in ähnlichen Situationen besessen hatte – in diesem Moment war er ihr Wüstling. Einzig und allein ihrer. Sie fühlte die Macht, die sie auf ihn ausübte und die ihre eigene Lust schürte. Stöhnend wand sie sich unter ihm und wisperte lasterhafte Worte.

Sie strich über seinen Rücken, bis sie die Stelle fand, wo sein Hemd in der Kniehose steckte. Ungeduldig zerrte sie daran, um seine Haut zu berühren. Nur flüchtig überlegte sie, wohin sein Domino und das Jackett verschwunden waren. Das interessierte sie nicht sonderlich. Noch nie hatte sie eine so wilde

Wollust empfunden, Blackwood sollte ihr die ersehnte Erfüllung schenken – jetzt!

Endlich fanden ihre Hände, was sie suchten, und erforschten seine seidige, glatte Haut, das faszinierende Spiel seiner harten Muskeln. Sein Körper war der Inbegriff maskuliner Perfektion, und sein Duft stieg ihr schwindelerregend zu Kopf, was nicht der Champagner bewirkt hätte.

Sie drückte ihre Lippen auf seine Brust. Sie versuchte, ihn zu schmecken, doch sein Hemd hinderte sie daran. An der

Vorderseite war es in der Hose gefangen, der Waffengurt umgab immer noch Blackwoods Hüften.

Mit aller Kraft riss sie an dem Stoff. Doch das Hemd verhakte sich an den antiken Juwelen, die den Schwertgriff verzierten, und widerstand Isobels Aktivitäten. Enttäuscht seufzte sie. Dann fühlte sie seine beschleunigten Herzschläge und Atemzüge. Offenbar genoss er, was sie tat.

Durch das feine Leinen seines Hemds hindurch saugte sie an einer seiner Brustwarzen, biss behutsam hinein und hörte ihn keuchen. Ermutigt schob sie eine Hand in

seinen Hosenbund und liebkoste die strammen Muskeln seiner Hinterbacken. Als er seine Hüften an ihre presste, spürte sie das pulsierende Zeichen seiner Begierde, das sich unter der Kleidung wunderbar anfühlte. Isobel registrierte die aufregenden Gegensätze – sie selbst war so weich und nachgiebig, er so hart und fordernd. Bereitwillig spreizte sie ihre Schenkel, hielt ihn dazwischen fest, hieß den vibrierenden Druck willkommen.

Blackwood riss an seinem Schwert und verfluchte es. Vergeblich versuchte er den Gurt zu öffnen.

Dann schob er die Klinge einfach beiseite, und sie hämmerte im Rhythmus der erotischen Bewegungen gegen die Bank.

Von wilder Lust beherrscht, verlor Isobel die letzten Hemmungen. Sie zwängte eine Hand zwischen ihre beiden Körper, tastete nach dem Verschluss von Blackwoods Hose, doch das Schwert kam ihr erneut in die Quere. Frustriert überlegte sie, wie Knöpfe funktionierten, sie hatte es vergessen.

Entschlossen zerrte und riss sie am Hosenstoff, bis die Knöpfe klirrend auf dem Holzboden des Pavillons landeten. Sie schob die Öffnung

auseinander, am verdammten Schwertgurt vorbei, und strich über Blackwoods nackte Hüfte, umfasste seine Erektion und genoss die samtige, heiße, pochende Härte. Stöhnend rieb er sich an ihrer Handfläche und küsste die Knospe einer ihrer Brüste. Während er unverständliche Koseworte murmelte, streichelte er die Kurven ihres Körpers und erforschte ihn, fand Stellen, von deren Existenz sie nichts geahnt hatte. Sie ließ sein Glied los und bäumte sich auf.

Im Dunkeln tastete sie nach den schemenhaften Umrissen seiner Schultern. »Komm!«, hauchte sie.

»Dring in mich ein!«

Er lächelte an ihren Lippen, so atemlos wie sie selbst. »Noch nicht, meine Süße.« Leise lachte er, weil sie jammerte und sich von verzweifelter Sehnsucht nach Erlösung getrieben rastlos wand.

Nun saugte er wieder an ihrer Brustwarze. Ärgerlicherweise nahm er sich sehr viel Zeit dafür, doch wenig später wünschte sie sich schon, das würde er bis in alle Ewigkeit tun. Als er zur anderen Knospe überwechselte, kühlte die nächtliche Brise ihre erhitzte Haut. In vollen Zügen genoss sie die intimen Küsse auf ihrer Brust, die er

bisher vernachlässigt hatte.

Zu begierig für weitere Worte, grub sie ihre Fingernägel flehend in seine Schultern. Seine Hand glitt über ihren Körper und mühelos, mit geübtem Geschick, unter die verknoteten Bänder ihrer lose geschnittenen Haremshose. Während Isobel sich drängend wand, näherten sich seine Finger qualvoll langsam den Löckchen zwischen ihren Schenkeln. Kurz vor der Stelle, wo sie ihn am dringendsten brauchte, hielt er inne. Hilflos hob sie ihm die Hüften entgegen, zog seinen Kopf zu sich herab, saugte an seinen Lippen,

seiner Zunge und hörte ihn stöhnen. Anscheinend fiel es ihm sehr schwer, seine eigene Leidenschaft zu zügeln.

Sie tastete wieder nach seiner Erektion. Zum ersten Mal in ihrem Leben erforschte sie völlig hemmungslos einen Männerkörper. Aus der Spitze seines Glieds, die sie mit ihrem Daumen stimulierte, quoll ein Tropfen. Mühsam rang Blackwood nach Luft. Noch immer liebkosten seine Finger nur die zarten Fältchen über ihrem weiblichen Zentrum – ganz sanft, obwohl sie viel stärkere Reize wünschte.

Ehe die Sehnsucht in Zorn überging, berührte er sie endlich an der richtigen Stelle. Ein Schauer durchfuhr sie, und sie stieß beinahe einen Schrei aus. Darauf war Blackwood vorbereitet. Sofort erstickte er ihre Stimme mit heißen Lippen, während sein Finger die feuchte Perle umkreiste. Unbarmherzig jagte er Isobel zu einem Ort wilder Ekstase. Von überwältigendem Entzücken erfüllt, glaubte sie zu sterben, wenn dieses Glück aufhören würde – oder vor grenzenloser Lust zu vergehen. Wie auch immer, sie wollte, es würde niemals ein Ende finden.

Sein Finger drang in sie ein und bewegte sich aufreizend, bis sie es nicht länger ertrug. Schluchzend, auf dem Gipfel sinnlicher Wonnen, klammerte sie sich an das zerknitterte Leinen seines Hemds.

Erst jetzt verschmolz er mit ihr, trieb sie zu einer neuen Klimax und sandte sie in rasendem Tempo noch höher empor. Zuckend umhüllten ihn ihre inneren Muskeln. Sie schien mitten in den Himmel hinein zu schweben.

Noch bevor ihr langsamer Rückflug zur Erde begann, drang er ein letztes Mal so tief wie möglich in sie ein und genoss stöhnend seine

eigene Erlösung. Erschöpft und restlos befriedigt lag Isobel unter ihm.

Während sie allmählich ruhiger atmeten, hielt er sie in den Armen und streichelte sie. Dann breitete er den Domino über ihre und seine derangierte Kleidung. Zärtlich hob er ihr Kinn und küsste sie. An seinen liebkosenden Fingern nahm sie ihren eigenen schwülen Geruch war. Seine Zunge weckte neue Wünsche. Seufzend rieb sie ihre Hüften an seinen.

»Für die restliche Nacht sollten wir einen privateren Ort aufsuchen«, schlug er leise vor und knabberte

an ihrem Ohrläppchen.

Abrupt kehrte ihre Vernunft zurück, sie hatte das Gefühl, als schüttete jemand einen Eimer kaltes Wasser über sie.

Sie stieß ihn weg, sodass er von der schmalen Bank rollte. Von dem Schwert in seinen Bewegungen eingeschränkt, landete er verblüfft am Boden. Isobel suchte im Dunkel nach ihrer Maske, die er ebenso wie seine eigene irgendwann entfernt hatte, und nach ihren Schuhen.

Entsetzt warf sie einen Blick auf Blackwoods schwarze Silhouette. Noch immer saß er reglos am Boden, zweifellos völlig verwirrt.

Eine Erklärung konnte sie nicht abgeben, sie musste sofort verschwinden. Wenn sie hier ertappt wurden … Nicht auszudenken.

»Vielleicht ist es an der Zeit, die Geheimnisse zu lüften«, meinte er. »Ich bin Phineas Archer.«

Zu verlegen, um zu antworten, ordnete sie hastig ihre Kleidung.

»Nun?«, fragte er. »Findest du nicht, wir müssten Bekanntschaft schließen, nach allem, was soeben geschah?«

»Nein!«, würgte sie hervor. »Um Gottes willen, es hätte niemals passieren dürfen!« Den zweiten

Schuh fand sie in der Finsternis nicht, und das klirrende Schwert warnte sie davor, dass Blackwood offenbar aufstand.

Wie von Furien gehetzt, den einzelnen Schuh und die Maske in der Hand, flüchtete sie auf bloßen Füßen den Steinplattenweg entlang. Der Marquess rief sie nicht zurück. In den Schatten nahe dem Haus blieb sie stehen.

Noch immer prickelte ihr Körper von dem verzehrenden Liebesakt. Mit zitternden Händen setzte sie ihre Maske auf. Dann betrat sie den Ballsaal und beauftragte einen Lakaien, ihre Kutsche vorfahren zu

lassen.

Während Yasmina davonrannte, lauschte Phineas den bimmelnden Glöckchen an ihrem Kostüm. Bald verklang das Geräusch. Er brachte seine Kleider in Ordnung, wobei er mehrmals mit dem verdammten Schwert kämpfte. Viel zu schnell hatte das erotische Abenteuer ein Ende genommen. Doch die Nacht war noch jung, und er hatte genug Zeit, um ins Haus zurückzukehren und aufzustöbern, was ihn zum Besuch des Balls bewogen hatte.

Beinahe lachte er laut auf, als er merkte, dass er seine Kniehose nicht schließen konnte, weil die

Knöpfe fehlten. Wer immer die Dame sein mochte – sie gehörte zu den leidenschaftlichsten Frauen, die er jemals besessen hatte. Im Gegensatz zu seinen meisten Liebhaberinnen war sie erfinderisch, eifrig bestrebt, Freude zu bereiten und selbst beglückt zu werden. Trotzdem hatte sie einen seltsam unschuldigen Eindruck erweckt. Andererseits ließen sich unschuldige Frauen nicht in dunklen Gärten verführen, wo nur wenige Schritte entfernt zahllose Leute umherwanderten. Hatte sie ihm etwas vorgemacht? Nein, die Verkleidung und die Anonymität der

Begegnung machten listenreiche Spielereien völlig unnötig, ihre Liebkosungen waren echt gewesen.

Lächelnd blickte er in die Finsternis und änderte seine Pläne. In dieser Nacht würde er seine Mission nicht erfüllen, vorerst würden Lord Renshaws Geheimnisse gewahrt bleiben. Er wünschte, die Dame hätte ihn nicht so überstürzt verlassen. Allein schon der Gedanke an sie erregte ihn erneut, was sich in seiner offenen Hose zeigte.

Yasmina, ein erfundener Name. Mehr wusste er nicht über sie. Immer noch verwirrt, schüttelte er den Kopf. Normalerweise ließ er

sich nicht so leicht von seiner Arbeit ablenken. Doch diese Dame war ungewöhnlich.

Er fand sein Jackett, schlüpfte hinein und legte den Domino um seine Schultern. Die Suche nach den verräterischen Knöpfen dauerte etwas länger. Ein einzelner Knopf mochte einem Gärtner nicht auffallen. Aber sechs Stück, die auf dem Boden des Pavillons zwischen gelöschten Fackeln verstreut lagen, würden einen Skandal verursachen.

Und im Vermeiden von Skandalen war Phineas ein Experte. Falls er nicht ertappt werden wollte.

Er fand die Knöpfe und steckte sie

in die Tasche des Jacketts, setzte seine Maske auf und zog den Domino vor die geöffnete Hose.

Auf dem Weg aus dem Pavillon stolperte er beinahe über etwas, hob es auf und trug es ins Fackellicht. Ein mit Perlen bestickter Damenschuh. An der nach oben gebogenen Spitze hing ein winziges Glöckchen. Phineas steckte das Souvenir ein und schlenderte durch einen Seitenausgang des Gartens zur Brook Street, wo seine Kutsche wartete.

3

Am nächsten Morgen öffnete Phineas ein trübes Auge, als er die leisen Schritte seines Kammerdieners hörte, der im Schlafzimmer umherging. In einer Hand hielt Burridge die ruinierte Kniehose, in der anderen die sechs Knöpfe. Der exotische kleine Schuh lag auf dem Schreibtisch.

»Stellen Sie keine Fragen, Burridge«, mahnte Phineas, »ich erzähle nichts.«

»Natürlich nicht, Mylord.« Der Kammerdiener grinste. »Aber ich wette, diese Geschichte wäre sehr

interessant.«

»Vergessen Sie's. Eigentlich hatte ich gehofft, Sie würden heute Morgen etwas früher erscheinen.«

Die Brauen des Dieners zogen sich fast bis zum adrett frisierten Haaransatz hoch. »Verzeihen Sie, Mylord, ich hatte keine Ahnung, dass Sie mich brauchen. Wenn das der Fall ist, können Sie selbstverständlich jederzeit läuten«, betonte er und konzentrierte sich auf die Hose, die er sorgsam zusammenfaltete.

Nur um seine süffisante Miene zu verbergen, dachte Phineas. Wahrscheinlich vermutete der

Mann, sein Herr wäre zu betrunken gewesen, um die vermaledeite Glocke aufzuspüren.

Jahrelang hatte er den Nimbus des schlimmsten Londoner Wüstlings kultiviert, bis sogar sein Personal glaubte, dies entspräche den Tatsachen. Manchmal fand er das verdammt ärgerlich. Er verkörperte seine Rolle so perfekt, dass er selber kaum noch wusste, welche Hälfte seiner Persönlichkeit der richtige Phineas war. Der Lebemann, der Spieler, der Verführer junger oder älterer Damen? Oder nach wie vor der Ehrenmann, der rein zufällig die

Drecksarbeit der Krone erledigte?

Erbost schlug er die Bettdecke zurück und setzte sich auf. Mit großen Augen starrte der Kammerdiener ihn an, dann tarnte er seinen Lachreiz mit einem Hüsteln.

»Befreien Sie mich einfach von dem Ding, ja?«, fauchte Phineas. »Seit Stunden martert es mich.«

Burridge eilte sofort zu ihm und versuchte, den Verschluss des Waffengurts zu öffnen, der das Schwert immer noch an der Hüfte seines Herrn festhielt. Ein paar Minuten lang machte er sich daran zu schaffen, bis er entschuldigend

aufschaute. »Tut mir leid, Mylord, das Schloss scheint zu klemmen. Ziemlich rostig. Soll ich Mr Crane holen?«

»Nein.« Wütend zerrte Phineas an seinem Gurt. Dass sein mürrischer Butler ihn in diesem Zustand sah und das Schlimmste annahm, war das Letzte, was er jetzt brauchte. »Zuerst ziehe ich mich an, dann gehe ich zu Crane.«

»Sehr wohl, Mylord. Was möchten Sie tragen?«, fragte der Kammerdiener auf dem Weg zum Ankleidezimmer. »Was planen Sie für diesen Vormittag – vielleicht einen Ausritt im Park?«

»Ja«, murmelte Phineas, immer noch mit dem Gurt beschäftigt. »Das heißt – nein. Zumindest nicht, bevor ich das verflixte Schwert losgeworden bin.«

Eine halbe Stunde später saß er mit hellbraunen Breeches, einem weißem Hemd und blank polierten Stiefeln bekleidet im Salon. Auf einen Reitrock hatte er verzichtet, um seinem Personal den Zugang zu dem Schwert zu erleichtern, das sich wie eine übereifrige, unerwünschte Liebhaberin an ihn klammerte. Nach zwanzig Minuten hatte Crane das würdelose Gezupfe und Gezerre aufgegeben und

vorgeschlagen, den Gärtner ins Haus zu beordern. Nun traf der Mann mit einem erstaunlichen Sortiment an Werkzeugen ein.

Phineas gab vor, die Zeitung zu lesen, und heuchelte Gleichmut, während die Dienstboten vor ihm knieten und sich um seine Befreiung bemühten.

Wäre sein Ahnherr hier, der einstige Besitzer des Schwerts, würde er den Bastard mit der Klinge durchbohren – natürlich erst, nachdem er ihm mittels einer grausamen Folter das Geheimnis der Gurtschnalle entlockt hätte.

Ein Stubenmädchen servierte

Kaffee. Bei dem ungewohnten Anblick schnappte die junge Frau nach Luft. Phineas beobachtete, wie sie das Tablett abstellte, den Kaffee einschenkte und fast überlaufen ließ, weil sie mit einem Auge die sonderbaren Aktivitäten verfolgte. Von einer scharfen Ermahnung des Butlers eingeschüchtert ergriff sie die Flucht. Bei der Tür blieb sie stehen und biss auf ihre Lippen.

»Was gibt's?«, fuhr Phineas sie an.

Alle Anwesenden wandten sich zu ihr, und sie knickste nervös. »Verzeihen Sie, Mylord – Mr Crane. Wenn ich etwas vorschlagen darf – ich glaube, Thomas könnte Ihnen

helfen.«

Mit gefurchter Stirn fragte Crane. »Der Lakai?«

»Nun, er versteht was von Schlössern. Damit hatte er … zu tun, bevor er hier seinen Dienst antrat.«

»Also ist er ein Einbrecher?«, erkundigte sich Phineas.

»Oh, jetzt nicht mehr, Mylord!«, beteuerte sie errötend. »Aber er erinnert sich an ein paar Tricks. Die würde er natürlich nie wieder anwenden.« Zitternd schlang sie ihre Finger ineinander. »Nur wenn Sie ihn dazu auffordern …«

»Schweigen Sie, Mary, das

genügt!«, stieß der Butler hervor und erhob sich von den Knien.

Phineas sah, wie der Gärtner das Beil musterte, das neben ihm am Boden lag – das einzige Werkzeug, das er noch nicht ausprobiert hatte.

»Also gut, Thomas soll herkommen«, seufzte der Hausherr ermattet. Zum Gärtner gewandt fügte er hinzu: »Wenn er versagt, können Sie mir ja immer noch ein Bein abhacken.«

Als sein Großvater den Raum unangekündigt betrat, saß Phineas unverändert in seinem Lehnstuhl. Drei Dienstboten knieten vor ihm und beobachteten fasziniert, wie

der Lakai Thomas, ehemals Einbrecher, das Schloss des Schwertgurts bearbeitete.

»Was zum Geier geht hier vor, Blackwood?«, rief der Duke of Carrington und starrte an seiner langen Hakennase vorbei auf seinen Erben hinab. Für ein Grußwort nahm er sich keine Zeit.

Phineas' Magen krampfte sich zusammen, und er wappnete sich für eine weitere Konfrontation. Das hätte er wissen müssen. Kein lasterhaftes Vergnügen durfte man straffrei genießen. Und Yasmina hatte ihn eindeutig zu jenen sündhaften Aktivitäten verlockt, die

eine Vergeltung erforderten.

Beinahe stolperten die Dienstboten übereinander, als sie aufzustehen und sich gleichzeitig vor dem alten Mann zu verneigen suchten. Der Butler stand stramm. »Darf ich Seine Gnaden, den Duke of Carrington, anmelden?«, deklamierte er.

»Nicht nötig, Mann, ich bin schon da!«, knurrte der Duke.

Betont lässig schlug Phineas seine Beine übereinander. »Guten Morgen, Euer Gnaden. Das war nur ein Kostüm für eine Maskerade, mit dem irgendwas schiefgegangen ist. Entschuldige, dass ich sitzen

bleibe.«

Der Duke trat näher, um die Situation einzuschätzen. Mit seinen scharfen schwarzen Augen musterte er die Waffe, dann starrte er Phineas an. »Das ist das Archer-Schwert, du Narr, kein Requisit für einen Maskenball! Geht alle aus dem Weg, bevor ihr es beschädigt! Dieses kostbare Familienerbstück wurde von einem der ersten Archers bei der Schlacht von Agincourt erobert.«

Natürlich kannte Phineas diese Geschichte. Jener Archer hatte seinen Kriegsdienst mit bescheidenen Pfeilen geleistet und

auf dem Schlachtfeld einen französischen Ritter gefangen genommen. Klugerweise ließ er ihn am Leben. Dadurch hatte er das Schwert, ein hohes Lösegeld und die Gunst des Königs gewonnen.

Der Großvater drückte auf einen großen Rubin am Waffengriff. Sofort sprang der Gurt auseinander, und der Duke griff nach dem Schwert, bevor es zu Boden fiel. Erleichtert seufzte das Personal auf.

»Raus, alle!«, befahl Carrington. Während die Leute hastig gehorchten, wandte er sich an seinen Enkel. Wenigstens wartete er, bis die Tür ins Schloss fiel, bevor

er mit seiner Strafpredigt begann. »Eigentlich dürfte mich das nicht überraschen. Schon immer hast du dein Erbe achtlos behandelt.« Er hob die unberührte Kaffeetasse an die Lippen, nippte daran und schnitt eine Grimasse. Kommentarlos stellte er sie auf den Tisch zurück, ging zum Glockenstrang und zog daran. »Heißen Kaffee!«, befahl er.

Nur eine Sekunde später schwang die Tür auf, und Phineas verdrehte die Augen. Offenbar hatte der Butler draußen im Flur auf eine Chance gewartet, dem Duke zu dienen.

»Sehr wohl, Euer Gnaden«,

säuselte Crane devot.

»Welchem Umstand verdanke ich die seltene Ehre deines persönlichen Besuchs?«, fragte Phineas, als er wieder allein mit seinem Großvater war. »Normalerweise beorderst du mich ins Carrington Castle, wenn du mich zurechtweisen willst.« Es war jetzt fast zwei Jahre her, dass er seinen Großvater zuletzt gesehen hatte. Der Mann schien nicht zu altern. Kalt, hart und unnachgiebig wie die uralten Steine seiner Festung hatte er sich seit Phineas' Kindheit nicht geändert.

Carringtons Adleraugen schweiften

durch den Salon von Blackwood House, taxierten die Erbstücke und Kunstwerke an den Wänden und hielten auf dem dunklen Fleck an der Tapete inne, wo das Schwert zu prangen pflegte. Ehe er sich wieder zu seinem Enkel wandte, hängte er den Gurt an den Haken zurück. »Ich bin heute hier, weil deine Schwester in der Stadt ist.«

»Welche Schwester? Miranda oder Marianne?« Phineas hatte seine jüngere Schwester Miranda nicht mehr gesehen, seit der Duke sie in eine Schule nach Schottland geschickt hatte. Und seit dem letzten Besuch seiner älteren

Schwester waren Monate vergangen. Wenn er die beiden auch vermisste – gewisse Umstände zwangen ihn, Distanz zu wahren. Sie gehörten nicht in seine Welt, und in ihren Kreisen war er seit Jahren nicht mehr willkommen. Nun hoffte er auf Neuigkeiten über die beiden Frauen. Das ließ er sich jedoch nicht anmerken.

»Ich spreche von Miranda. In dieser Saison wird sie debütieren.«

Überrascht schaute Phineas zu seinem Großvater auf. »Dafür ist sie noch zu jung, sie ist doch höchstens vierzehn oder fünfzehn.«

»Achtzehn!«, fauchte Carrington.

Phineas schwieg. Wieso hatte die kleine Miranda dieses Alter erreicht, ohne dass es ihm aufgefallen war?

»Die meisten Mädchen debütieren mit siebzehn«, fuhr der Duke fort. »Aber ich zwang sie, sich noch ein Jahr zu gedulden, in der vergeblichen Hoffnung, du würdest heiraten und dich bessern. Selbstverständlich wollte ich sie deinem schändlichen Benehmen nicht ausliefern. Jetzt kann ich nicht länger warten. Immerhin ist sie die Enkelin eines Dukes, und bisher habe ich nur einen einzigen Urenkel. Wenn Mariannes Sohn etwas Schlimmes zustößt und du

deine Pflicht, zu heiraten und einen Archer-Erben zu zeugen, nicht erfüllst, muss Miranda den nächsten Duke of Carrington zur Welt bringen. Um dich daran zu erinnern – in ein paar Wochen wirst du deinen zweiunddreißigsten Geburtstag feiern.«

»Zweifellos bist du nicht hierhergekommen, um mir zu gratulieren«, bemerkte Phineas leichthin.

In Gedanken ging er die lange Liste seiner jüngsten Missetaten durch. Nach so kurzer Zeit konnte der Großvater nichts vom Schäferstündchen in Lady Evelyns

nächtlichem Garten erfahren haben. Falls er auf dem Weg ins Haus nicht mit Burridge gesprochen hatte. Wie lange würde es dauern, bis Carrington – und ganz London – zu hören bekämen, wer die letzte Nacht mit seinen Hosenknöpfen in der Jaketttasche heimgekehrt war?

»Nein, ich bin hier, um dich zu Mirandas Debütball einzuladen«, erklärte der Duke, nahm ein Kuvert aus der Tasche seines Gehrocks und warf es auf den Tisch.

Phineas griff danach, öffnete es und überflog die elegante gravierte Schrift. »Soll ich dir oder Großtante Augusta mein Bedauern

ausdrücken? Wie ich annehme, wirst du meine Anwesenheit auf diesem Ball nicht wünschen.«

»In der Tat, ich nicht«, bestätigte der Duke. »Aber deine Schwester legt großen Wert darauf. Deshalb muss ich auf deinem Besuch bestehen.«

»Also gut, Miranda zuliebe werde ich erscheinen«, erwiderte Phineas tonlos.

Der Duke fixierte ihn mit einem eisigen Blick. »Unter einer Bedingung, Blackwood. Während Mirandas Aufenthalt in London musst du aufhören, herumzuhuren und zu spielen. Zudem erwarte ich

wie jedes Jahr, dass du in respektablen Kreisen verkehren und eine passende Braut finden wirst. Du musst endlich einen Erben zeugen. Wenn du dich weigerst, sehe ich mich genötigt …«

»… jeden Penny, der nicht zu meinem festgelegten Erbgut zählt, Mariannes Sohn zu vermachen«, fiel Phineas seinem Großvater ins Wort, um die vertraute Drohung zu ergänzen. Wie sie beide wussten, war sie sinnlos. Niemals würde Carrington den Reichtum und die Macht des Herzogtums zerstören – so sehr er Phineas auch verachten mochte. Damit würde er die

vierhundertjährige Archer-Tradition beenden.

»Sei nicht so frech, Blackwood«, mahnte der Duke und runzelte die Stirn. »Lange genug hast du deine Freiheit und deine Frivolitäten genossen. Nun musst du endlich verantwortungsvoll deine Zukunft planen. Wie du dir denken kannst, erhalte ich in Carrington Castle sämtliche Londoner Zeitungen. Also werde ich regelmäßig über alles informiert, was du treibst.«

»Und ich dachte, ich wäre diskret gewesen«, murmelte Phineas und sah seinen Großvater gefährlich erröten. Glücklicherweise trat Crane

in diesem Moment ein und servierte den Kaffee.

Phineas wartete, bis der Butler dem Duke eine Tasse eingeschenkt hatte.

»Für mich bitte Whisky, Crane«, sagte er und beobachtete, wie sein Butler den Duke anschaute und auf dessen Erlaubnis zu warten schien. »Jetzt«, fügte er hinzu, und der Mann eilte zum Sideboard, auf dem mehrere Karaffen standen.

Wenn es auch zwecklos war, mit dem Großvater zu streiten, die Situation warf einige Probleme auf. Entweder würde Phineas seinen Großvater oder Whitehall ziemlich

verärgern. Den Wüstling und den Gentleman konnte er wohl kaum gleichzeitig mimen. Mit einem solchen Doppelspiel würde er das Misstrauen der Leute erregen und niemanden mehr zum Reden bringen.

Er griff nach dem Whiskyglas, das Crane ihm reichte. Unter dem kritischen Blick seines Großvaters leerte er es in einem Zug. »Noch einen.«

»Es ist erst kurz vor zehn Uhr«, mahnte der Duke.

Trotzdem trank Phineas einen zweiten Whisky. Seine Arbeit konnte er nicht mit tugendhaftem

Benehmen erledigen. Leicht wäre es nicht. Auch nicht erfreulich. Dieser Gedanke erinnerte ihn an die schöne Yasmina. Diese Begegnung war sehr erfreulich gewesen. Solange seine Schwester sich in London aufhielt, musste er auf solche Amüsements verzichten.

Doch um die mysteriöse Lady erneut zu umarmen, ihre weiche Haut und ihre Fingernägel in seinen Schultern zu spüren, sie seufzen zu hören – dafür würde er einiges riskieren.

»Warum grinst du so albern?«, fragte der Duke und riss Phineas aus seinem erotischen Tagtraum.

»Selbstverständlich denke ich an Mirandas Debüt«, antwortete Phineas, sein Großvater starrte ihn argwöhnisch an.

»So darfst du sie nicht angrinsen. Sonst würdest du einen sehr schlechten Eindruck erwecken. Und ich meine es ernst. Solange sie in London lebt, musst du dich anständig benehmen.«

Phineas stand auf. »Wie ich vermute, wird dich jemand mit regelmäßigen Berichten über meine Aktivitäten versorgen, wenn du ins Carrington Castle zurückgekehrt bist.« Vielsagend schaute er Crane an, der wenigstens genug Anstand

besaß, um zu erröten.

Indigniert hob der Duke die Brauen. »Obwohl du meine Heimkehr vorziehen würdest, werde ich vorerst in London bleiben. Wenn Miranda einen Heiratsantrag bekommt, muss ich zur Verfügung stehen. Ich werde übrigens hier wohnen.«

»Hier?«, wiederholte Phineas bestürzt. »Meinst du – mit Großtante Augusta?«

»Ja, genau, hier«, bestätigte der Duke und lächelte dünn. »In diesem Haus.«

4

Nur widerstrebend öffnete Isobel die Augen, blinzelnd musterte sie den Toast und die Teetasse auf ihrem Nachttisch. Beides war erkaltet.

Dann schweifte ihr Blick zur Uhr auf dem Kaminsims, und sie hielt die Luft an. Fast Mittag. Hastig schlug sie die Decke zurück, richtete sich auf und wollte aus dem Bett springen. Aber alle ihre Muskeln schmerzten. Ein sehr angenehmer Schmerz. Lächelnd sank sie in die Kissen zurück, fühlte sich erwärmt, befriedigt und

ausgeruht.

Sie versuchte, sich zu entsinnen, wann sie das letzte Mal so spät erwacht oder von so beglückenden Emotionen erfüllt worden war. Nein, so etwas hatte sie nie zuvor erlebt.

Blackwood!

Das hatte sie nicht geträumt. Jede einzelne Liebkosung war himmlische Wirklichkeit gewesen. Solche Gefühle hatte Robert niemals in ihr entfacht. Nicht einmal in den ersten Tagen der Ehe, als er noch vorgegeben hatte, er würde sie mögen.

Sie lauschte auf Schritte im Korridor. Aber im Haus herrschte

tiefe Stille, und so kuschelte sie sich wieder unter die Decke. Unwillkürlich berührte sie ihre Lippen mit einer Fingerspitze und wunderte sich, dass sie es tatsächlich gewagt hatte. Um Gottes willen, in Evelyns Garten! Sie unterdrückte ein Kichern und seufzte versonnen.

Blackwood!

Zweifellos war er seinem Ruf gerecht geworden. Sogar ihre kühnsten Träume hatte er übertroffen, die Fantasien, wie es sein mochte … Durch ihren Körper strömten Hitzewellen, sammelten sich in ihrem Bauch, und die

Visionen, die sie heraufbeschworen, nahmen ihr den Atem. Seine Augen, sein Mund, seine Hände – oh, seine Hände! So riskant es auch gewesen ist, es hat sich gelohnt, überlegte sie triumphierend. Ob der Marquess Diskretion üben würde oder nicht, spielte keine Rolle, weil er keine Ahnung hatte, wer sie war. Wohlig streckte sie sich wie eine lustvolle Katze.

Einer ihre Füße ragte unter der Decke hervor, in die kalte Luft des Zimmers, und holte sie unsanft in die Realität zurück. Was dachte sie denn da? Ihr Verhalten war schändlich gewesen. Niemals hätte

ein simpler Flirt dermaßen außer Kontrolle geraten dürfen.

Welch schreckliche Konsequenzen würde es nach sich ziehen, wenn ihre Schwiegermutter herausfand, was letzte Nacht geschehen war. Honoria würde nicht begreifen, wie unwiderstehlich Blackwood war, wie mühelos er mit einem Lächeln und einem einzigen Blick den Verstand einer Frau bezwingen konnte.

O Gott, was habe ich getan? Vielleicht bin ich genauso wollüstig wie meine Mutter …

Brennendes Blut in den Wangen, stand Isobel auf und schlüpfte in ihren Morgenmantel. Wie einen

schützenden Panzer zog sie ihn möglichst eng um ihren Körper und verknotete den Gürtel so fest, dass er in ihre Taille schnitt. Atemlos wartete sie und lauschte. Aber aus Honorias Schlafgemach drang kein Geschrei, das wilden Zorn bekunden würde. Auf der Treppe polterten keine Schritte, die einen Besuch im Zimmer der Schwiegertochter ankündigten, wo die Hausherrin eine Erklärung für den Skandal fordern würde.

Natürlich war Isobel unfähig, irgendetwas zu erklären. Nur dass es Blackwood gewesen war … Wie hätte sie anders handeln können?

Um ihre Nerven zu beruhigen, nahm sie einen Schluck kalten Tee. Den Toast ignorierte sie. Keinen Bissen brachte sie hinunter, weil ihr Magen völlig verkrampft war, ihr Herz verwirrt, ihr Gehirn benebelt, die Glieder ermattet von …

Blackwood.

Sie eilte zur Waschschüssel und spritzte kaltes Wasser in ihr Gesicht, bevor die Erinnerungen sie erneut überwältigen würden. Dann blickte sie in den Spiegel über dem Waschtisch. Sie sah unverändert aus. Nun ja, vielleicht strahlten die Augen etwas heller, die Wangen schimmerten rosiger. Und die

Lippen wirkten weich und leicht geschwollen, als hätte sie die Nacht in einem dunklen Garten verbracht und jemanden geküsst …

Nicht irgendjemanden.

Blackwood.

Sie presste die Lippen zusammen, um ein träumerisches Lächeln zu bekämpfen, rieb ihr glühendes Gesicht mit einem feuchten Flanelllappen ab und wusch ihren erhitzten Körper, ehe sie sich wieder in den Morgenmantel hüllte.

Danach läutete sie nach ihrer Zofe und wartete ein paar Minuten. Sarah erschien nicht. Deshalb ging Isobel zu ihrem Schrank und wählte

selbst ein passendes Kleid aus grauer Serge mit schwarzen Borten, schlicht geschnitten, genau das Richtige für eine respektable Witwe.

Dieses Kleid hatte Honoria ausgesucht. Isobel zog es an. Letzte Nacht war sie gewiss nicht respektabel gewesen. Das ist vorbei, sagte sie sich. Es würde sich nicht wiederholen, sie musste es vergessen.

Seufzend knöpfte sie das verhasste Halbtrauerkleid bis zum Kinn zu. Eine solche Begegnung war unvergesslich, ließ sich bestenfalls ins Unterbewusstsein verdrängen, um in privaten Momenten

hervorgeholt zu werden. Wer konnte Blackwood vergessen?

Sie ergriff ihren Kamm und trat wieder vor den Spiegel. Erschrocken sah sie den Glanz, der immer noch in ihren haselnussbraunen Augen leuchtete, die geröteten Wangen. Sie steckte ihr kastanienfarbenes Haar zu einem strengen Knoten fest und übte eine ernsthafte, vernünftige Minute. Wenn sie den Blick senkte, würde ihre Schwiegermutter vielleicht nichts merken. Mit zusammengekniffenen Lidern versuchte sie, Blackwood in eine geheime Ecke ihres Gehirns zu verbannen.

Als es an der Tür klopfte, fuhr sie angstvoll herum. Aber es war Sarah, die endlich eintrat. »Guten Morgen, Countess. Haben Sie nach mir geläutet?«

»Ja, vor einiger Zeit«, bestätigte Isobel lächelnd. Mit nervösen Fingern strich sie ein letztes Mal über ihre Frisur. Ein ganzer Wald aus Haarnadeln – doppelt so viele, wie Sarah sie benutzt hätte – bändigte die ungebärdigen Locken.

»Tut mir leid, ich musste Ihrer Ladyschaft wieder einmal helfen, das Tafelsilber zu zählen. Wenn nur ein einziger Teelöffel fehlt …«

Geduldig lauschte Isobel der

gewohnten Klage. Honoria zwang die Zofe ihrer Schwiegertochter sehr oft zu niederen Tätigkeiten, obwohl Sarah nicht eingestellt worden war, um das Tafelsilber zu zählen, das Kristall zu polieren oder die Wäsche zu sortieren.

Dagegen hatte Isobel vorsichtig protestiert. Aber Honoria drohte mit der Entlassung des Mädchens, sollte es aufbegehren. Und Isobel würde es nicht ertragen, Sarah zu verlieren, die alle Geheimnisse hütete.

»Schon gut, ich habe mich inzwischen angezogen. Jetzt gehe ich zu Robin ins Kinderzimmer.«

Mitfühlend tätschelte Isobel die Schulter ihrer Zofe. »Heute Nachmittag gehen wir die Enten füttern«, fügte sie hinzu und hielt die Tür auf, während Sarah das Frühstückstablett hinaustrug.

Isobel stieg die Treppe zum dritten Stock hinauf und summte eine heitere Melodie. Als sie sich dabei ertappte, biss sie hastig auf ihre Lippen, ehe jemand etwas hören konnte. Aber sie sprang die letzten Stufen wie ein ausgelassenes junges Mädchen hinauf und nahm immer zwei auf einmal.

Blackwood.

Vor der Tür des Kinderzimmers

strich sie ihr Kleid glatt. Dann lächelte sie erwartungsvoll und trat ein. Grinsend blickte ihr fünfjähriger Sohn von seinem Lunch auf, und zum ersten Mal seit Evelyns Maskenball verflüchtigten sich alle Gedanken an Blackwood.

»Mama!«, krähte der sechste Earl of Ashdown enthusiastisch und rannte zu ihr, umklammerte ihre Knie und drückte sein Gesicht an ihren Rock. Dass er Törtchen gegessen hatte, ihr Kleid zerknitterte und mit klebrigen Marmeladenfingern beschmierte, kümmerte sie nicht im Mindesten. Die Kinderfrau erbot sich, die

Flecken mit einer Serviette wegzuwischen. Aber Isobel beachtete sie nicht und zerzauste Robins weiche Locken.

Wohlwollend beobachtete die Nurse, wie die Countess und der kleine Earl am Boden saßen. Selten fand er Zeit für solche Amüsements. Auf Lady Honorias Wunsch musste er Lesen, Rechnen, Französisch und Latein lernen. So früh wie möglich sollte ihr Enkel die Harrow School besuchen. Nach Isobels Ansicht war er zu jung dafür. Doch das spielte keine Rolle. Denn wie ihr Ehemann testamentarisch entschieden hatte, waren seine Mutter und sein Bruder

Charles für Robins Erziehung verantwortlich.

Erst bei der Lektüre dieses Letzten Willens war Isobel bewusst geworden, wie abgrundtief ihr Gemahl sie gehasst haben musste. Gewiss, in der arrangierten Ehe hatten Liebe oder auch nur Respekt nichts bedeutet. Trotzdem fand sie es empörend, wie rigoros Roberts Testament ihren Sohn und sie selbst der Kontrolle seiner Familie unterwarf. Wenn sie ohne Charles' oder Honorias Zustimmung heiratete oder Freundschaften schloss, durfte sie ihr Kind nicht mehr sehen. Der Schwager

verwaltete ihr Vermögen, um sie von allen Versuchungen fernzuhalten, denen eine reiche Frau erliegen mochte.

Einer weiteren testamentarischen Bestimmung zufolge musste Roberts Witwe sich untadelig benehmen und stets auf den ausgezeichneten Ruf der Familie Maitland achten. Sollte der leiseste Verdacht bestehen, Isobel könnte sich ebenso skandalös verhalten wie ihre Mutter, würden ihr alle ehrbaren Londoner Türen verschlossen bleiben. Dafür würde Honoria sorgen.

Auf die Meinung der Hautevolee

legte Isobel keinen Wert. Nur Robin war ihr wichtig, das einzig Gute in ihrem Leben. Sein Verlust wäre unerträglich. Deshalb verhielt sie sich so, wie es die Maitlands wünschten. Meistens.

Jetzt betrachtete sie sein fröhliches Gesicht, das rote Haar, ein Erbe ihrer eigenen Familie, sein Lächeln und die Augen, die sie an ihre Mutter erinnerten. Wie musste Honoria sich ärgern, wenn sie ihn anschaute.

Während er über die Enten schwatzte, erkannte sie bestürzt, was sie für die kurzen beglückenden Momente in Blackwoods Armen

riskiert hatte. Nie wieder durfte so etwas geschehen – selbst wenn sie bis zu ihrem Lebensende der Berührung eines Mannes entsagen musste.

Ohne dass ein höfliches Klopfen erklang, schwang die Tür auf, der Isobel den Rücken zuwandte. Aber sie ahnte, wer eintrat, denn sie sah das Lächeln der Kinderfrau ersterben.

»Guten Tag, Miss Kirk«, grüßte die Nurse kühl und bestätigte die Identität des Eindringlings

Schweren Herzens drehte Isobel sich zu Honorias Gesellschafterin um und begegnete einem

missbilligenden Blick.

»Lady Honoria und Lord Charles erwarten Sie im Speisezimmer zum Lunch, Countess. Nun haben Sie sich bereits um fünfzehn Minuten verspätet.« Jane Kirk musterte Isobel – vielleicht in der Hoffnung, sie würde eine noch schlimmere Missetat entdecken als die würdelose Position am Boden. Neben den Pflichten, die Briefe ihrer Herrin zu schreiben und ihr aus lehrreichen Büchern vorzulesen, erfüllte sie auch die Funktion einer Spionin.

Forschend kniff sie die Augen zusammen, und Isobels Puls pochte

schneller. Diesmal hatte sie sich tatsächlich schuldig gemacht. Sah man es einer Frau an, wenn sie mit einem Mann geschlafen hatte – noch dazu so leidenschaftlich? Am liebsten wäre sie in ein Versteck geflohen. Stattdessen erhob sie sich so anmutig wie möglich und erwiderte den kritischen Blick der Gesellschafterin.

»Auf Ihrem Kleid befinden sich Flecken, Countess«, tadelte Jane Kirk frostig, und Isobel atmete erleichtert auf. Nur Marmelade. »Da Sie sich umziehen müssen, werde ich Lady Honoria über eine weitere Verzögerung informieren.«

Entschlossen widerstand Isobel der Versuchung, ihren Rock zu glätten. Jane hielt ihr die Tür auf. Offenbar erwartete sie sofortigen Gehorsam.

Statt darauf einzugehen, umarmte Isobel ihren Sohn, der reglos dastand. Bei der Ankunft des unwillkommenen Besuchs war sein Lächeln erloschen. Sie küsste seine Wange und flüsterte ihm ins Ohr: »Sag der Nurse, sie soll die Köchin um trockenes Brot bitten. Um drei Uhr treffen wir uns am Ententeich.«

»Ich werde auch etwas Brot von meinem Lunch aufheben«, wisperte er zurück.

»Gut, ich auch«, versprach sie, und

er lächelte wieder.

Schamlos hatte Jane sich vorgebeugt, um das leise Gespräch zwischen Mutter und Sohn zu belauschen. »Wenn Kinder heranwachsen, brauchen sie ihre Nahrung«, betonte sie. »Und Enten sind schmutzige Tiere.«

Prompt verdüsterte sich Robins Miene wieder, und Isobel verkniff sich einen scharfen Protest. Damit würde sie sich nur in Schwierigkeiten bringen. »Bis später im Park, Schätzchen.« Verschwörerisch nickte sie Robin zu und verließ das Zimmer, ohne Janes gerunzelte Stirn zu beachten.

Als Isobel am Esstisch Platz nahm, bemerkte Honoria vorwurfsvoll: »Jeden Tag wird der Lunch pünktlich um ein Uhr serviert. Über eine halbe Stunde hast du dich verspätet. Wie rücksichtslos, Charles und mich so lange warten zu lassen!«

»Tut mir leid«, murmelte Isobel, »ich war bei Robin im Kinderzimmer.«

»Du verwöhnst den Jungen viel zu sehr«, mahnte ihre Schwiegermutter. »Diese Besuche solltest du auf einen pro Woche beschränken. Und jeweils nur für ein paar Minuten. Ständig tauchst

du in den ungünstigsten Momenten auf und störst den Unterricht.«

Schweigend starrte Isobel in ihren Suppenteller. Lauchcremesuppe. Die hasste sie. Aber es war Charles' Lieblingsspeise. Deshalb wurde sie sehr oft aufgetischt. Nur sekundenlang kräuselte sie angewidert die Lippen.

»Du redest dem Jungen lauter Unsinn ein«, ergänzte Charles und schwenkte seine Serviette durch die Luft, bevor er sie über seine Knie breitete. »Dauernd erzählst du ihm diese idiotischen Märchen und lenkst ihn vom Unterricht ab. Statt mit dir müsste er viel mehr Zeit mit

seinen Lehrern verbringen. Bedauerlicherweise ist sein Latein miserabel.«

Isobel zwang sich, einen Löffel von der verabscheuten Suppe zu schlucken. Sonst hätte sie ihren Schwager womöglich gefragt, wie er die lateinische Sprache beherrschte. Wie sie sich entsann, hatte ihr Ehemann erwähnt, Charles sei in allen Klassen der schlechteste Schüler gewesen. Trotzdem hatte Robert seinem Bruder die Verantwortung für die Ausbildung des Maitland-Erben übertragen. Wie die Grafschaft verwaltet wurde, durfte sie natürlich nicht erfahren.

Ihr Groll war so bitter wie die Suppe. Nach dem Lunch würde sie bei Hatchard's ein Dutzend neue Märchenbücher für Robin bestellen – und kein einziges Lateinbuch.

»Wie ich von Jane erfuhr, hast du dich am Boden des Kinderzimmers in einem schmutzigen, zerknitterten Kleid gewälzt«, seufzte Honoria. »Zudem warst du unordentlich frisiert. Glaubst du, damit würdest du einem Kind, das leicht zu beeinflussen ist, ein leuchtendes Beispiel geben?«

Isobel biss so fest auf ihre Zunge, dass sie Blut schmeckte. Aber sie widersprach nicht. Es war sinnlos,

ihre Schwiegermutter zu verärgern. Insbesondere an diesem Tag. Sie spürte, wie sie errötete, und ihre enge Kehle hinderte sie daran, noch mehr Suppe zu essen.

»Nun, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm«, fügte Honoria hinzu, um wieder einmal Isobels Mutter zu verunglimpfen.

Mühsam konzentrierte Isobel sich auf ihren Löffel, den sie in den Teller legte. Dann zerknüllte sie die Leinenserviette in ihrem Schoß und malte sich aus, dass sie damit Honorias dicken Hals zuschnürte. War es etwa ihre Schuld, dass ihre Mutter mit einem italienischen

Musiker durchgebrannt war, um einer lieblosen Ehe zu entrinnen, und ihre zehnjährige Tochter verlassen hatte?

Ihre Mutter war mutig genug gewesen, eine glückliche Zukunft voller Liebe zu wählen. Darauf musste Isobel für immer verzichten, was sie Roberts Testament und Honorias Tugendwahn verdankte.

Wenigstens half ihr an diesem Tag das geheime Abenteuer mit Blackwood, die Bosheit ihrer Schwiegermutter zu ertragen. Als ihr sündhaftes, von der Mutter geerbtes Blut prickelte, unterdrückte sie ein Lächeln.

Während Honoria einen Vortrag über die richtige Erziehung eines Jungen hielt, hörte Isobel nicht mehr zu. Da diese Frau zwei so widerwärtige, gefühllose, egoistische Söhne wie Robert und Charles großgezogen hatte, stand es ihr nicht zu, eine Mutter zu belehren.

Also ließ Isobel ihre Gedanken wieder zu dem köstlichen Erlebnis in Evelyns Garten schweifen – zur beruhigenden Anonymität. Vielleicht glich sie tatsächlich ihrer Mutter, und es bedurfte nur eines imposanten Mannes wie des berüchtigten …

»Marquess of Blackwood«, sagte Charles.

Entsetzt starrte Isobel ihren Schwager an, und er wandte sich lachend zu ihr. Beinahe verschwanden seine Schweinsaugen in seinem blassen, fleischigen Gesicht.

»Bist du wieder einmal in einem Tagtraum versunken?«, spottete er. »Natürlich beleidigt der Name dieses Schurken dein moralisches Empfinden, das verstehe ich.«

Sie blinzelte verwirrt, und er runzelte die Stirn angesichts ihres mangelnden Verständnisses. Dann klopfte er mit einem Finger auf die

Zeitung neben seinem Teller.

»Da steht, Blackwoods jüngste Schwester würde in dieser Saison debütieren. Obwohl sie die Enkelin des Duke of Carrington ist, wird wohl kaum ein ehrbarer Gentleman um ihre Hand anhalten. Zweifellos färbt Blackwoods Ruf auf sie ab.«

»Armes Mädchen«, meinte Honoria. »Sicher kannst du dir vorstellen, was die junge Dame erdulden muss, Isobel. Auch du hast unter der Schande deiner Mutter gelitten. Hätte man dir ein Debüt gestattet, wärst du der Verachtung der vornehmen Gesellschaft ausgeliefert worden. Deshalb

solltest du dankbar für deine diskrete Trauung sein, die dir solche Qualen erspart hat.«

Isobel zerknüllte die Serviette noch fester. Keine Bälle, keine Tanzabende, keine Partys zu ihren Ehren, keine hübschen Kleider, kein Flirt, kein Spaß. Ihre Hochzeit war eine trockene juristische Prozedur gewesen. Nur wegen ihrer beträchtlichen Mitgift hatte Robert sie geheiratet und sich ihrer stets geschämt.

»Schau doch.« Honoria nahm ein Kuvert von einem kleinen Silbertablett neben ihrem Ellbogen. »Da ist unsere Einladung zum

Debütball der jungen Dame, der dürfte interessant werden.« Sie riss den cremefarbenen Umschlag auf, überflog den Text und schwenkte das Papier in Charles' Richtung. »Schon nächste Woche! Die Gastgeberin ist Lady Mirandas Großtante. Auch der Duke of Carrington wird erscheinen. Deshalb könnte sich sogar der Prinzregent blicken lassen. Eigentlich hätte man uns früher informieren müssen … Für diesen Ball brauche ich unbedingt ein neues Kleid.« Selbstgefällig zupfte sie an ihrem gerüschten Schal. In modischen Belangen hielt sie sich für eine

Expertin, bevorzugte aber einen Stil, der wesentlich jüngeren Frauen stand. Mit ihrem Faible für üppige Rüschen wirkte sie lächerlich und eher älter als ihre achtundfünfzig Jahre.

Charles kicherte. »Zweifellos das Ereignis dieser Saison! Also wirklich, darauf freue ich mich. Mal sehen, ob die bedauernswerte junge Lady den schlechten Ruf ihres Bruders überwinden kann. Wenn sie eine anständige Mitgift bekommt, werde ich sie vielleicht umwerben. Glaubt ihr, Blackwood wird es wagen, das Fest zu besuchen?«

»Gehört er nicht zu den

begehrtesten Junggesellen von England?«, fragte Isobel. »Ein schwerreicher Aristokrat und …« Attraktiv, charmant und betörend genug, um eine Dame zur Missachtung ihrer Tugend zu verleiten. Sie schluckte. »… und der Erbe eines Fürstentums.«

Honoria schnaufte verächtlich. »Niemals wird er mit einem ehrbaren Mädchen vor den Traualtar treten. Einen solchen Wüstling und Narren kann keine respektable Familie als Schwiegersohn akzeptieren. Wahrscheinlich wird er eine Ausländerin heiraten und für immer

ein Außenseiter bleiben.«

»Das verdient er.« Charles stellte sein leeres Weinglas auf den Tisch und bedeutete einem Lakaien, es wieder zu füllen.

In seinen Augen glitzerte unverhohlener Hass, was Isobel nicht entging. Obwohl er den berühmt-berüchtigten Marquess verabscheute, erwog er, dessen Schwester wegen ihres Geldes zu heiraten? Sie bekämpfte einen Schauder.

Eine Ehe mit diesem Mann wäre sogar noch unangenehmer, als es ihre eigene mit seinem Bruder gewesen war. Wenn sich eine

Gelegenheit ergab, würde sie Blackwoods junger Schwester raten, Charles Maitlands Antrag keinesfalls anzunehmen, sondern lieber ins nächstbeste Kloster zu flüchten.

»Auch du solltest hingehen, Isobel«, entschied Honoria, »du wirst in der Einladung erwähnt.«

Isobel verzog die Lippen. Wahrscheinlich war das Kuvert sogar an sie, die Countess of Ashdown, adressiert. Ohne sie könnten ihre Schwiegermutter und ihr Schwager den Ball gar nicht besuchen.

»Um zehn Uhr abends musst du bereit sein«, fuhr Honoria in

strengem Ton fort. »Zieh dein kastanienrotes Bombasinkleid an, das wirkt würdevoll und seriös. Und es wird keine unerwünschte Aufmerksamkeit auf dich lenken. Ich werde Jane anweisen, dich zu frisieren.«

»Vielen Dank.« Isobel zwang sich zu einem Lächeln. »Aber Sarah weiß sicher, welcher Stil bei einem solchen Ereignis angemessen wäre. Miss Kirk wird mit deinem Haar hinreichend beschäftigt sein, Honoria«, fügte sie honigsüß hinzu, doch die boshafte Spitze wurde nicht registriert.

Charles zeigte mit der Zeitung auf

seine Schwägerin. »Wie ich soeben gelesen habe, war Evelyn Renshaws Maskenball ein großer Erfolg.«

Wortlos betrachtete Isobel den nächsten Gang des Mittagessens, eine ganze Forelle, die in dumpfer Verblüffung zu ihr aufblickte, als wüsste sie, was auf dem Ball passiert war. Sie verdeckte das kritische Fischauge mit einer halben Mandel, dann spielte sie mit den schlaffen grünen Bohnen auf der anderen Hälfte des Tellers.

»In der Times wird erwähnt, der Prinzregent habe den Ball beehrt, natürlich kostümiert«, verkündete Charles. »Hast du ihn gesehen?«

Erstaunt hob sie den Kopf, und er lachte. »Wohl kaum, weil er ja verkleidet war. Du hast vermutlich den ganzen Abend mit einem Glas verwässerter Limonade in einer Ecke gestanden. Wie üblich. Anscheinend ließ Seine Hoheit verlauten, er würde es genießen, Kostüme zu tragen.«

»Tatsächlich?«, japste Honoria. »Diese Maskenbälle sind so ungehörig. Geht er oft auf solche Feste? Wie soll man denn herausfinden, ob er daran teilnimmt?«

Dieser Versuchung konnte Isobel nicht widerstehen, sie mischte sich

in das Gespräch ein. »Wie soll man feststellen, ob er nicht da ist? Jede Gastgeberin darf behaupten, der Prinzregent habe ihre Maskerade besucht. Wer würde das Gegenteil beweisen?«

Honoria zwinkerte, und Charles runzelte die Stirn. Diese Logik verstanden die beiden nicht.

»Jedenfalls hat Seine Hoheit angedeutet, in dieser Saison würde er sich sehr gern auf mehreren Kostümbällen amüsieren«, erklärte Charles.

»Wie unschicklich!« Honoria wandte sich zu Isobel. »Nun? Ist gestern Abend irgendetwas

Skandalöses vorgefallen?«

Isobel starrte auf ihren Teller hinab. Bestürzt spürte sie, wie ihr heiße Schamröte ins Gesicht stieg. »Auf Evelyns Ball? Natürlich nicht. Niemals würde sie ihren Gästen ein ungebührliches Verhalten gestatten.« Ihre Stimme klang bemerkenswert ruhig, obwohl ihr Herz heftig gegen die Rippen hämmerte – obwohl sie an Blackwoods feurige Küsse und seine verführerischen Hände auf ihren Brüsten dachte. Nur mühsam unterdrückte sie ein Seufzen.

»Prinzregent hin oder her – lieber sterbe ich, ehe ich mich auf einem

Maskenball zeige.« Angeekelt kräuselte Honoria die Lippen. »Womöglich spricht man mit einer verachtenswerten Person und weiß es gar nicht.«

»Oder du plauderst bei der Demaskierung mit dem Prinzregenden«, wandte Isobel ein.

Verwirrt riss Honoria die Augen auf. »Ach ja, in der Tat!«

Charles beugte sich wieder über seine Zeitung. »Angeblich werden in dieser Saison sehr viele Maskenbälle stattfinden. Die werden immer populärer. Wenn du fashionabel erscheinen willst, wirst du einen oder zwei besuchen

müssen, Mutter.«

»Oh, ich bin immer fashionabel«, behauptete Honoria voller Stolz und strich über ihr Haar, das nach der neuesten Mode kurz geschnitten war. Dieser Stil stand ihr nicht, denn er betonte ihre vorquellenden Augen und das Doppelkinn. »Offenbar brauche ich ein Kostüm. Ich werde Jane bitten, etwas vorzuschlagen. Für alle Fälle. Nachdem das geklärt ist – was hast du heute Abend vor, Charles? Interessiert dich Lady St. Johns musikalische Soiree?«

»Nein, ich gehe in meinen Club.«

Isobel hielt den Mund. An diesem

Abend wollte sie sich mit Evelyn Renshaw eine Theatervorstellung anschauen, und sie hoffte, sie musste ihre Schwiegermutter nicht zu der Soiree begleiten. Nachdem sie Lady St. Johns Tochter singen gehört hatte, wünschte sie keine Wiederholung dieses Ereignisses.

Aber obwohl Honoria in der gut situierten, tugendhaften Lady Renshaw eine passende Gefährtin ihrer Schwiegertochter sah, würde sie womöglich das Theaterstück missbilligen und auf einem gemeinsamen Besuch des musikalischen Abends bestehen.

»Bitte, entschuldigt mich jetzt«,

sagte sie, bevor Honoria unangenehme Fragen stellen k o n n t e . »Heute Nachmittag erwartet mich meine Schneiderin zu einer Anprobe.«

Danach würde sie ihren Sohn im Park treffen. Doch das erwähnte sie nicht. Gewiss würde Honoria es verhindern, falls Miss Kirk sie darauf hingewiesen hatte. Isobel hielt den Atem an. Doch die Gesellschafterin hatte sie anscheinend nur wegen des zerknitterten, schmutzigen Kleids angeschwärzt und Robins geplanten Ausflug vergessen.

»Such dir schlichte Kleider aus«, mahnte Honoria. »Du bist immer

noch in Trauer. Und bleib im Rahmen deines Taschengelds. Irgendwelche Extravaganzen wird Charles nicht dulden.« Geringschätzig inspizierte sie Isobels marineblaues Kleid.

Es war mit hellgrauen Borten besetzt, Honoria hätte schwarze vorgezogen. Aber Roberts Tod lag über zwei Jahre zurück. Isobel hatte die Halbtrauer, auf der ihre Schwiegermutter immer noch beharrte, gründlich satt.

Insbesondere, weil Honoria schon wenige Monate, nachdem ihr Sohn gestorben war, lebhafte Farben getragen hatte.

»Nun, ich brauche Kleider für tagsüber und Nachthemden ...«, begann Isobel.

Entsetzt schnappte Honoria nach Luft, wie ein Walfisch, der aus der Meerestiefe auftaucht. »Wie kannst du vor Charles eine solche Garderobe erwähnen! Das tut eine Dame nicht!«Ständig fand sie etwas an ihrer Schwiegertochter auszusetzen. Isobel wandte sich zu Charles, der einen anzüglichen Blick über ihren Busen schweifen ließ, als seine Mutter wegschaute.

Isobel fühlte sich elend. »Bitte, entschuldigt mich«, wiederholte sie und stand würdevoll auf.

In der Halle sah sie sich nach Jane Kirk um, dann eilte sie voller Vorfreude auf das Treffen mit ihrem Sohn die Treppe hoch.

5

Phineas verhielt sich so wie immer, wenn er mit seinem gebieterischen, anmaßenden Großvater konfrontiert wurde – er ergriff die Flucht.

Nun stand er missgelaunt in der Tür des überfüllten Clubsalons. An einem Ecktisch erwartete ihn Adam De Courcey, der Earl of Westlake, der seine Uhr in der Hand hielt. Phineas übergab dem Portier seinen Hut und setzte sein übliches Schurkengrinsen auf. Aber diesmal wirkte es ziemlich gequält, fast wie die Grimasse eines Totenschädels.

Noch ehe er ein Dutzend Schritte

durch den Raum gemacht hatte, rief Arthur Philpott: »Komm zu uns, Blackwood! Gerade wetten wir, wer den ganzen Weg bis Brigthton fahren kann, und zwar …« Nach einer dramatischen Pause lachte er, sichtlich erfreut über seine originelle Idee. »… mit verbundenen Augen! Ist das nicht brillant?«

Phineas warf einen Blick auf Westlake und sah seinen Schwager die Augen verdrehen. Diesem Beispiel wäre er am liebsten gefolgt. Stattdessen grinste er Philpott etwas überzeugender an: »Und wem werden die Augen

verbunden? Dir oder deinen Pferden, Alter?«

Während schallendes Gelächter erklang, ging er weiter und überließ Philpott die Entscheidung, ob die Frage eine Beleidigung oder ein Scherz war.

Schon um die Mittagszeit waren die vier Männer, die an Philpotts Tisch saßen, sternhagelvoll. Phineas bemitleidete die Pferde und vermutete, eines dieser Tiere würde einen klügeren Verstand besitzen als Arthur und seine Kumpel zusammen. Hätte der Himmel doch bloß den Gäulen Philpotts Vermögen geschenkt und

ihn vor den albernen Hochsitz-Phaeton gespannt, den er scheinbar ständig mit verbundenen Augen zu steuern pflegte.

»Nett, dich wiederzusehen, Blackwood!«, meinte Lord Bridges, als sich Phineas seinem Tisch näherte. »Wie ich höre, debütiert deine Schwester in dieser Saison. Ich hoffe, du stellst mich ihr vor. Heuer will ich mir eine Braut suchen …«

Notgedrungen blieb Phineas stehen und biss die Zähne zusammen, damit sein geheucheltes fröhliches Grinsen nicht erstarb. Diese Absicht

kündigte der alte Bonvivant in jedem Frühling an. Aber bald würde Miranda seinen Weg kreuzen.

Mit hochgezogenen Brauen lachte Bridges meckernd, sodass sein Doppelkinn bebte, und rieb sich die Hände. »Ist sie hübsch? Spielt zwar keine Rolle, wenn man sich ihre Mitgift vorstellt, kann aber nicht schaden, was?«

Phineas widerstand der Versuchung, dem Kerl die gelben Zähne in den Hals zu rammen. »Nur zu gern mache ich dich mit ihr bekannt, alter Junge – natürlich braucht ein buckliges Mädchen mit Holzbein alle Hilfe, die es nur

kriegen kann«, witzelte er und schlenderte davon. Verdammt, Bridges war alt genug, um Mirandas Vater und demzufolge auch sein eigener zu sein. Er verlangsamte seine Schritte und überlegte, ob er ihn darauf hinweisen sollte. Doch dann begegnete er Adams ungeduldigem Blick und ging weiter. Zur Hölle mit Bridges, das war ein noch schlimmerer Spieler und Hurenbock als er selber, Miranda verdiente etwas Besseres.

Mit seiner miserablen Laune fiel es ihm schwer, den Lebemann zu spielen. Die Laster der Gentlemen in diesem Raum kannte er zur

Genüge. Sie tranken und spielten und fanden ihre Bettgenossinnen viel interessanter als die Frauen, die sie hofierten und heirateten. Undenkbar, dass die süße, unschuldige Miranda mit den Sternenaugen einem solchen Gemahl ausgeliefert wurde! Er schaute sich um und entdeckte keinen einzigen Mann, dem er seine Schwester anvertrauen würde.

Selbstverständlich gehörte der seriöse, intelligente Adam nicht zu dieser Kategorie. Der Earl of Westlake war glücklich mit Phineas' älterer Schwester Marianne verheiratet.

»Wie zum Henker schaffst du das nur, Phin?«, seufzte er, als sein Schwager ihm gegenüber Platz nahm, und musterte die Klientel des Clubs. »Diese Narren würde ich keine fünf Minuten ertragen.«

Phineas gab dem Kellner einen Wink und grinste Adam an, um etwaigen Beobachtern seine Rolle vorzuspielen – einen Windhund, niemals ernst, stets mit einem Drink in der Hand und die Ehefrau eines anderen an der Seite. Dass dies nicht seinem wahren Wesen entsprach, wusste nur sein Schwager. »Jedem Mann in diesem Salon habe ich vorgemacht, ich

wäre noch verwerflicher als er selber. Alle glauben, ich würde nur mein Vergnügen suchen und mich sonst für nichts und niemanden interessieren. Bereitwillig plaudert ein betrunkener Gentleman seine tiefsten Geheimnisse aus, wenn er glaubt, ein noch Dümmerer, als er's selber ist, würde ihm zuhören. Deshalb erwecke ich den Eindruck, ich wäre der größte Idiot in der Christenheit, und prompt entlocke ich den Leuten alle Informationen, die ich brauche.«

Nun servierte der Kellner den gewohnten Whisky auf einem Silbertablett. Bevor Phineas dran

nippte, prostete er Adam zu.

»Sei versichert, meine Tätigkeit ist nicht reizlos. Die Damen beten Wüstlinge geradezu an.«

»Trotzdem fürchte ich, du musst bei deiner Arbeit einige Nachteile verkraften und viel geistloses Geschwätz ertragen, ehe du wertvolle Informationen sammeln kannst.« Auch Adam hob sein Glas. »Ich gratuliere dir zu deinem Talent, den Unterschied zu erkennen.«

Langsam ließ Phineas seinen Blick durch den Salon wandern. Einige Gesichter musterte er etwas genauer. »Ich weiß, welcher

Gentleman mit der Frau seines Bruders schläft. Wer das Vermögen seiner Familie geopfert hat, um seine Spielschulden zu begleichen. Oder wer Unmengen von geschmuggeltem Cognac im Keller seines Hauses am Meer versteckt. Welcher Lord seinen Bauch unter einem Korsett verbirgt, seine Strümpfe ausstopft und Schuhe mit hohen Absätzen trägt, um einer viel zu jungen Geliebten zu imponieren.« Er schaute seinen Schwager eindringlich an. »Und das sind nur die kleinen Geheimnisse. Auch die schlimmeren kenne ich. Ich hüte ein Dutzend gefährliche

Heimlichkeiten, die Ehen zerstören, die Regierung stürzen oder scheinbar ehrbare Aristokraten ins Exil jagen könnten. Das alles merke ich mir – sollte England diese Informationen jemals benötigen.« Seufzend strich er über seine Stirn, als versuchte er, Falten zu glätten. »Ich glaube, es ist höchste Zeit, dass ich meine Aktivitäten aufgebe. Sonst werde ich womöglich noch so, wie die Leute mich sehen.«

»Du?« Entschieden schüttelte Adam den Kopf. »Unsinn, du bist der respektabelste Schurke, der mir je begegnet ist«, konstatierte er und schenkte Phineas ein Lächeln,

das nicht erwidert wurde. »Edmond hat sich nicht in dir getäuscht. Als er dich für diese Arbeit engagierte, wusste er, wie clever du bist.«

»Klar, er zerrte mich aus der Gosse, nachdem ich Carrington empfohlen hatte, er soll zur Hölle fahren, und in diese Stadt übersiedelt war, wo ich mich mit Alkohol und Huren umzubringen versuchte. Beinahe wäre es mir gelungen«, fügte Phineas bitter hinzu.

Mit verschränkten Armen lehnte Adam sich grinsend zurück. »Obwohl Carrington vor drei Jahren dein Taschengeld strich, hast du

dich im lasterhaften London behauptet – mittels deiner Gewinne an den Spieltischen und der Beobachtung anderer Männer. Darin sah Edmond eine nützliche Fähigkeit und bewog dich, mit dieser Gabe edlere Zwecke zu verfolgen. Als du mit fünfundzwanzig in den Genuss deines Erbes kamst, hättest du aufhören können.«

Phineas' Augen verengten sich. »Warum ich es nicht tat, wissen wir beide, Adam. Wäre Edmond nicht getötet worden …«

Abwehrend hob Adam eine Hand. »Wäre Edmond nicht getötet

worden, hätte er Marianne geheiratet. Dann wäre ich zur Navy gegangen, und wir würden dieses Gespräch nicht führen.«

Phineas wünschte, es würde ihm genauso leicht fallen, über seine einsamen Jahre im Dienst der Krone hinwegzugehen. Manchmal war seine Arbeit gefährlich. Den Kontakt mit den Menschen, die ihm etwas bedeuteten, hatte er abgebrochen, um sie zu schützen, und keine neuen engeren Beziehungen riskiert. Nachdenklich starrte er seinen Schwager an. Wieder einmal überlegte er, ob es sich lohnte, seinem Land zu dienen,

wenn er einen so hohen Preis dafür zahlen und all die Heimlichtuerei sowie die qualvolle Einsamkeit ertragen musste.

»Mein Großvater ist in der Stadt, aber das weißt du sicher, Adam. Er hat Miranda hierher gebracht. In dieser Saison wird sie debütieren. Über fünf Jahre lang habe ich sie nicht gesehen. Carrington glaubt alles, was er über mich hört. Von dir abgesehen, bin ich in meiner Familie ein Fremder. Dass ich mich diesen Ausschweifungen nur zum Schein hingebe, um England zu nützen, wissen meine Verwandten nicht. Niemand außer dir weiß es.

Sogar Marianne zweifelt an mir. Früher waren wir nicht nur Geschwister, sondern auch die besten Freunde.«

»Noch immer liebt sie dich. Die Loyalität meiner Frau ist unerschütterlich. Ganz egal, welch schreckliche Skandale du verursachst – sie wird stets auf deiner Seite stehen.«

Phineas' Hand schloss sich fester um das Whiskyglas, die scharfen Kristallkanten drückten sich schmerzhaft in seine Finger. »Ist dir aufgefallen, wie erbost sie mich in ihren Briefen tadelt? Sie legt Zeitungsausschnitte aus

Skandalblättern bei – oder Briefe von ihren Freunden hier in London, die mich erwähnen. Keineswegs wohlwollend. Offenbar glaubt sie, ich hätte den letzten Rest meiner Ehre verloren und wäre völlig außer Kontrolle geraten.«

Adams Miene verhärtete sich. »Für solche Diskussionen ist der Zeitpunkt ungünstig, Blackwood.«

Unbehaglich ahnte Phineas, dass eine neue Mission auf ihn zukam, und er fühlte sich in die Enge getrieben. »Mein Großvater hat sich in Blackwood House einquartiert«, erklärte er, neigte sich vor und schaute seinen Schwager

kummervoll an. »Natürlich wird er mich aufmerksam beobachten.«

Adam nickte. »Das weiß ich. Marianne und ich sind zu deiner Großtante Augusta gezogen. Dort bleiben wir, bis die Renovierungsarbeiten an unserem Stadthaus abgeschlossen sind. Jamie wohnt bei uns, und Seine Gnaden erträgt die Anwesenheit eines kleinen Jungen nicht. Viel zu laut und lebhaft. Gewiss, durch diese Umstände bist du mehr gefordert …«

»Allerdings«, fiel Phineas ihm ins Wort. »Keine Sekunde lang wird Carrington mich aus den Augen

lassen. Schon jetzt erteilt er mir Lektionen wie einem fünfjährigen Kind. Bis Miranda die Stadt verlässt, muss ich mich anständig benehmen. Das hat er ausdrücklich verlangt, und die Tortur wird ein paar Monate dauern. Die Anwesenheit meiner Familie liefert mir einen stichhaltigen Grund, meine Lebensweise zu ändern und mich zu bessern. Das wird niemand seltsam finden.« Er zuckte die Achseln. »Vielleicht heirate ich sogar und ziehe mich aufs Land zurück, so wie du und Marianne.« Flüchtig dachte er an die Augen hinter der Seidenmaske in Evelyn

Renshaws Ballsaal – strahlende Augen, die so hingerissen zu ihm aufgeschaut hatten. Wäre diese Bewunderung bloß berechtigt gewesen! Vor lauter Sehnsucht spürte er, wie sich seine Kehle schmerzhaft verengte.

»Unmöglich«, seufzte Adam. »Wenn der Besuch des Dukes deine Arbeit auch erschwert – du wirst Mittel und Wege finden, das Problem zu lösen.« In einer kurzen Pause schaute er sich im Salon um. »Hat Evelyn dir gestern Abend irgendetwas erzählt?«

Phineas' Atem stockte. »Sei versichert, Evelyn Renshaw ist die

tugendhafteste Dame von London. Niemals wird sie sich von mir verführen lassen. Sie wird ihren Ehemann nicht einmal nach ein paar Gläsern von ihrem starken Punsch verraten.«

Adam beugte sich vor und senkte seine Stimme. »Dazu müssen wir sie auch gar nicht veranlassen – wir wollen ja nur wissen, wo er ist. Was er treibt, können wir selber herausfinden. Auf seinem Landgut in Wiltshire hält er sich nicht auf, auch nicht in Lady Evelyns Herrschaftshaus in Dorset. Das steht inzwischen fest. Aber irgendwo muss er sein.«

»Welche Rolle spielt es schon?«, fragte Phineas ärgerlich. »Was hat ein Schmuggler mehr oder weniger zu bedeuten? In England gibt es keinen einzigen Lord, der niemals geschmuggelten französischen Cognac genießt. Auch keine Dame, der es an französischen Seiden- und Spitzenstoffen mangelt. In London trinken alle Lakaien, Kutscher und Huren geschmuggelten Schnaps aus Frankreich. Dagegen sind wir machtlos.« Um seinen Standpunkt zu bekräftigen, winkte er den Kellner zu sich. »Cognac, bitte.« Wortlos nickte der Mann und verschwand, um den Wunsch des

Marquess sogleich zu erfüllen.

Adam ignorierte die Demonstration. »Leider ist Philip Renshaw in gefährlichere Aktivitäten als Alkoholschmuggel verwickelt. Hast du sein Arbeitszimmer durchsucht?«

Als der Cognac serviert wurde, nippte Phineas daran und ließ die scharfe Flüssigkeit in seinem Mund kreisen. Bevor er sie hinunterschluckte, spürte er ein Brennen im Hals, eine unangenehme Wärme in seinem Magen. Jederzeit würde er mittelmäßigen Whisky dem besten französischen Cognac vorziehen. Er

warf seinem Schwager einen kühlen Blick zu. »Bedauerlicherweise nicht. Im Haus der Renshaws fand ein Ball statt, falls du dich entsinnst, und ich konnte das Arbeitszimmer nicht betreten, weil eine Frau direkt davor stand.«

Adam zog die Brauen zusammen. »Welche Frau?«

»Verdammt …« Phineas starrte in den Cognacschwenker und glaubte ein maskiertes Gesicht zu sehen, rot bemalte Lippen. »Keine Ahnung, wer sie war …«

Adam lachte laut auf, und mehrere Köpfe wandten sich zu ihm. Aus reiner Gewohnheit grinste Phineas

die Leute an. Aber sein Schwager beachtete sie nicht und verschränkte wieder die Arme vor seiner Brust. »Eine Frau in London, die du nicht kennst, Phin? Unvorstellbar!«

»Im Lauf der Nacht lernten wir uns etwas näher kennen – im Garten«, erklärte Phineas. Die Erinnerung an die mysteriöse Frau verlieh seinen Augen einen träumerischen Glanz.

»Trotzdem hat sie dir ihren Namen nicht genannt?«

Yasmina. Ein Klang wie ein Seufzer, so süß wie ihr exotisches Parfüm. Doch es war nicht ihr richtiger Name. Unsicher rutschte er

auf seinem Stuhl umher. »Dazu kamen wir nicht.«

»Was hat sie auf dem Ball gemacht?« Adams Stimme verriet seine Sorge, und das zerrte an Phineas' Nerven. An seinem Rückgrat kroch ein warnender Schauder hoch.

Ja, was hatte sie im Haus der Renshaws gemacht?

»Entspann dich, Adam, das war ein harmloses Fest, und sie gehörte einfach nur zu den Gästen.«

»Aber du kanntest sie nicht«, stieß Adam hervor, als wäre das die schlimmste Sünde, die Phineas im Garten begangen hatte.

»Nicht dem Namen nach. Immerhin war es ein Maskenball, doch ich würde ihre Lippen überall wiedererkennen.« Phineas grinste.

Aber Adam war nicht in der Stimmung für Scherze. »Diese Information brauchen wir dringender denn je.«

»Warum? Bei unserem letzten Gespräch erschien sie mir nicht so wichtig.«

»Mittlerweile hat sich einiges geändert.« Es war stiller im Raum geworden, die meisten Gäste hatten ihre Tische verlassen, um irgendwo den Lunch einzunehmen, den Nachmittag auf der Rennbahn

zu verbringen, oder sie suchten einen anderen fashionablen Club auf. Jetzt konnte man private Gespräche etwas leichter belauschen. »Hier dürfen wir das nicht erörtern«, murmelte Adam. »Marianne und Jamie erwarten mich im Hyde Park, und ich bin schon ziemlich spät dran. Komm mit mir.« Es war keine Einladung, eher ein Befehl.

Erst als die Westlake-Kutsche ins Londoner Mittagschaos geriet, begannen sie wieder zu sprechen.

»Wie war deine Reise?«, erkundigte sich Phineas. Sein Schwager besaß eine

Handelsschiffsflotte, was für einen Earl ungewöhnlich war. Er war kein typischer Aristokrat. Einige Schiffe nutzte er, um für die englische Krone Informationen über Napoleon zu sammeln.

»Ich sah Thomas Moore in der Schmugglerstadt.«

Mir diesen Worten erregte Adam sofort Phineas' Aufmerksamkeit. Im nordfranzösischen Gravelines hatte Napoleon einen sicheren Hafen für englische Schmuggler eingerichtet. Mit Goldmünzen konnten englische Fischer und Seefahrer dort so viel Schmuggelware kaufen, wie sie wollten. Dieses Gold verwendete

Bonaparte, um seine riesigen Heere zu finanzieren. Außerdem versorgten die Schmuggler den Feind mit wertvollen Auskünften, wenn sie sich mit billigem französischen Wein betranken.

»Moore? In Gravelines?«, fragte Phineas. »Eigentlich dachte ich, er würde sich bereichern, indem er französische Kriegsgefangene aus England rausschmuggelt.«

»Ja, damit macht er ein Vermögen. E r ›rettet‹ Offiziere, die eidesstattlich versichern, sie würden für die Dauer des Krieges in England bleiben. Wahrscheinlich muss sie ein Priester auf der Fahrt

über den Kanal von ihrem Schwur entbinden. Gewissen Berichten zufolge laufen die ehemaligen Gefangenen schnurstracks zu Napoleon, sobald ihre Stiefel französischen Boden berühren, und informieren ihn darüber, was sie hier beobachtet haben. Auf diese Weise können sie großen Schaden anrichten – was wir Moore verdanken.«

»Und das findest du so wichtig? Französische Offiziere, die irgendwas erzählen? Was hat Renshaw damit zu tun?«

»Dahinter steckt noch mehr. Diese Information hat Moore mir

bereitwillig verkauft. Für schnöden Mammon würde er sogar seine Mutter verscherbeln. Erinnerst du dich an König Louis von Frankreich, der hier ankam und um Asyl ansuchte, bis Napoleon besiegt wäre?«

Phineas nickte.

»Bei der Landung Seiner Hoheit boten ihm zwei englische Lords ihre Gastfreundschaft an, bis die Regierung entscheiden würde, was mit ihm geschehen sollte. Der eine war der Marquess von Buckingham, der andere Lord Philip Renshaw, der sein Bestes tat, um den König in sein Heim zu locken. Weil seine

Mutter eine französische Aristokratin war, eine Cousine der königlichen Familie, erwartete er, Louis würde ihm die Mühe lohnen. Das tat er nicht. Stattdessen ging er an Philips prunkvoller Kutsche vorbei, stieg in Buckinghams schlichteren Wagen und fuhr nach Stowe zum Landsitz des Marquess. Diese Beleidigung verzieh Renshaw ihm nicht. Laut Moore steht er mit Napoleon in Kontakt und hat vor, ihm Louis auszuliefern.«

»Wenn er den König entführen will, sollte er zusätzlich bewacht werden«, meinte Phineas.

Adam schüttelte den Kopf. »Bei

diesem Problem geht es nicht nur um Renshaw. Allein würde er das niemals schaffen, Moore behauptet, in die Angelegenheit seien noch andere Lords verwickelt, darunter einige der bedeutsamsten Männer von England.«

»Kennen wir ihre Namen?«

»Moore hat keine genannt. Er scheint auch keine zu kennen, weil die Angelegenheit höhere Kreise betrifft, zu denen er keinen Zugang hat. Nun sorgt er sich, denn eine solche Verschwörung könnte die Behörden veranlassen, viel härter gegen den Schmuggel vorzugehen. Das würde seine Geschäfte

beeinträchtigen.« Adam lächelte grimmig. »Der Kerl spielt sich tatsächlich als Patriot auf.«

»Wenn Louis festgenommen und durch die Pariser Straßen zur Guillotine geschleppt wird, dürfte England in eine schreckliche Situation geraten«, prophezeite Phineas. »Wie die letzten Narren würden wir dastehen. Die französischen Royalisten und unsere Alliierten würden den Glauben an uns verlieren und sich womöglich mit Napoleon gegen uns verbünden. Sollte England den Krieg verlieren, wird es vermutlich in Bonapartes Imperium enden. Selbst wenn

Moore kein französischer Bürger werden will, ist Renshaw anscheinend dazu bereit.«

»Verstehst du jetzt, warum du den Wüstling noch etwas länger spielen musst? Siehst du wirklich keine Chance, Evelyn Renshaw zu betören, damit sie dir den Aufenthaltsort ihres Gemahls verrät? Sicher wäre das der schnellste, einfachste Weg zu unserem Ziel …«

»Leider ist Lady Evelyns Tugend eine uneinnehmbare Festung.«

Adam grinste. »Komm schon, deine Talente haben noch nie versagt.«

»An verbotenen Stelldicheins ist sie nicht interessiert, ihre Ehrbarkeit über den leisesten Verdacht erhaben. Wenn man sie direkt nach Philip fragt, antwortet sie einfach nur, er sei verreist, und wechselt das Thema. Nicht einmal mit raffinierten Tricks lässt sich diese Frau irgendwelche Geheimnisse entlocken, und gegen meinen Charme ist sie immun.«

»Was ist mit der anderen Dame, die dich daran gehindert hat, Renshaws Arbeitszimmer zu durchsuchen?«

»Daran hat sie mich nicht gehindert, sie stand mir nur im

Weg.« Phineas konnte ein anzügliches Grinsen nicht unterdrücken. »Dann wollte sie spielen. Also spielten wir. All die Arbeit war völlig umsonst …«

»Spielt sie vielleicht ein gefährliches Spiel?«

»An dieser Frau gab es nichts, was mein Misstrauen erregt hätte«, erwiderte Phineas. Aber plötzlich stiegen quälende Zweifel in ihm auf. Warum hatte sie vor jener Tür gestanden und ihn angestarrt? »Wahrscheinlich langweilt sie sich mit ihrem Ehemann und suchte ein Abenteuer«, murmelte er.

»Muss ich dich daran erinnern,

dass auch du keinen Argwohn weckst? Allen Leuten begegnest du harmlos und umgänglich. Trotzdem bist du eine Bedrohung, nicht wahr?« Die Kutsche hielt vor dem Hyde Park, und Adam öffnete den Wagenschlag. »Vermutlich finden wir Marianne und Jamie am Ufer des Teichs«, sagte er und stieg aus.

Phineas folgte ihm über den Rasen.

Yasmina? Bedrohlich?

Er schaute sich um und musterte alle Damen in seinem Blickfeld. Keine Yasmina. Überall würde er diese Lippen, diese Augen erkennen. Phineas hielt sich für

einen guten Menschenkenner, was insbesondere für die Frauen galt. Wie er sie erfreuen konnte, wusste er ganz genau.

Träumerisch stellte er sich Yasminas Kopf vor, den sie im Dunkel zurückgeworfen hatte, sodass Sternenlicht auf ihren weißen Hals fiel, während er sie beglückte. Als er sich an den Geschmack ihrer Haut erinnerte, wurde sein Mund trocken.

Er hatte auch kein Problem damit, einer Frau ins Gesicht zu lügen, wenn es die Arbeit erforderte. Aber seinen Bettgenossinnen bot er stets den echten Phineas Archer. Nur in

solchen Situationen war er absolut ehrlich.

Yasmina hatte er sein Bestes gegeben … Seine Brust verengte sich. Hatte sie ihn getäuscht? Wenn ja, war sie überaus geschickt in diesem Spiel. In seinem Spiel.

Angespannt inspizierte er die Kutschen, die vorbeifuhren, musterte die Insassinnen und schaute rasch weg. Keine Yasmina. Nicht, dass es wichtig wäre. Allzu lange konnte sie sich nicht verstecken. Nur ein paar Stunden, höchstens einige Tage würde er brauchen, um sie zu finden.

Dann würde er sie im Tageslicht

lieben.

6

»Darf ich heute etwas in Rosa vorschlagen?«, fragte die Schneiderin. »Vielleicht mit einem hübschen Dekolleté?«

Aber wie üblich schüttelte die junge Witwe den Kopf. »Nein, in Hellgrau oder Dunkelblau, bitte«, entschied sie. »Und schlicht geschnitten.«

Das Lächeln der Schneiderin erlosch. Nach ihrer Meinung war die junge Countess of Ashdown viel zu hübsch, um den Rest ihres Lebens in Halbtrauer zu verbringen. Unter ihrer Witwentracht und der

furchtbar hässlichen Frisur versteckten sich eine wohlgeformte Figur und natürliche Anmut. Der helle Teint, das kastanienrote Haar, die strahlenden großen Augen – solche Vorzüge musste eine Frau hervorheben. Nach Madames Meinung brauchte ihre Kundin schöne Kleider, die einen neuen Ehemann anlocken würden oder zumindest einen Liebhaber, der reich genug wäre, um ihr eine teure Garderobe nach dem letzten Schrei zu bieten.

Doch Madame dachte nicht nur an profitable Geschäfte, sie war eine Französin mit einer romantischen

Seele. Und sie kannte ein zauberhaftes Geheimnis der Witwe. Wenn die Countess auch auf düsteren, wenig schmeichelhaften Kleidern bestand – darunter trug sie himmlisch skandalöse Dessous. Sie liebte Seide und Spitze und entzückende Satinbänder. Direkt auf der Haut, wo es niemand sah …

Angewidert musterte die Schneiderin die graue Serge, die Ihre Ladyschaft zwischen den Fingern rieb, und kräuselte die Lippen.

»Schauen Sie sich lieber dieses blaugrüne Moiré an, Countess. Diese Farbe wird Ihr Haar wie

Flammen leuchten lassen und Ihre Augen betonen.« Eifrig drapierte sie den raschelnden, irisierenden Stoff um Isobels Schultern. »Voilà! C'est magnifique!«

Dann trat sie erwartungsvoll zurück, während die Countess über die feine Seide strich und sehnsüchtig seufzte.

»Blau, so wie Sie es wünschen«, fügte Madame beschwörend hinzu. »Aber eine sehr subtile Nuance. Bei gedämpfter Beleuchtung wird das Material dezent wirken und gleichzeitig elegant schimmern.«

Sie beobachtete, wie das Entzücken in den Augen ihrer

Kundin zu schmerzlichem Bedauern überwechselte. Ohne Zögern ergriff sie ihren Arm und führte sie vor den Spiegel, um ihr den besonderen Effekt zu zeigen. Da kehrte der Glanz in den Blick der Countess zurück, die Wangen röteten sich reizvoll.

»Statt schwarzer oder grauer Borten würde ich violette verwenden. Das wäre vornehm und bezaubernd.« Dieses letzte Wort sprach Madame mit einem lockenden Unterton aus, der zur sinnlichen Aura des edlen Moirés passte. Unverhohlener Triumph hob und senkte ihren üppigen Busen, als

die Countess ihr Spiegelbild betrachtete und die Lider senkte, um ihre wachsende Begeisterung zu verbergen. Da wusste die Schneiderin, dass sie gewonnen hatte und das gute Geschäft abschließen würde.

In Isobels Bauch begannen Schmetterlinge zu tanzen. Welch eine wagemutige Entscheidung … Was war neuerdings in sie gefahren? Erst Blackwood, jetzt Seide? So weich fühlte sich der Stoff an und wärmte sie wie ein Liebhaber. Was würde Honoria sagen? Verwirrt sah sie sich um.

Lady Caroline Graves, eine

Ehefrau, ungefähr so alt wie sie selbst, probierte gerade ein geblümtes Musselinkleid mit passendem blattgrünem Jäckchen an. Während eine Assistentin einige Abnäher feststeckte, präsentierte eine andere der jungen Dame verschiedene Seiden und Satins in leuchtenden, außergewöhnlichen Farben, keinen einzigen Stoff in Pastell oder zurückhaltenden Tönen. Isobel beobachtete, wie eine leuchtende violette Seide auseinandergerollt wurde. Daraus bestellte Lady Caroline ein Kleid und dazu einen rosa Unterrock.

Keine einzige Kundin beachtete

Isobel zwischen den schwarzen und grauen Stoffballen. Und niemand wusste, dass sie sich letzte Nacht aus den Schatten gewagt und bemerkt hatte, wie wunderbar es war, sich hübsch zu fühlen. Sie prüfte wieder die Seide auf ihrer Schulter. Gewiss, ein eher unauffälliges Blau. Aber wenn sie sich bewegte, schillerte es verführerisch …

»Ja, ich nehme ein Kleid aus diesem Moiré«, hörte sie sich zu der Schneiderin sagen. »Mit hellblauem statt violettem Besatz«, ergänzte sie und zwang sich zu vernünftigeren Gedanken. Das Kinn

erhoben, erwiderte sie Madames Blick. »Außerdem brauche ich Nachthemden und Negligés.«

»Aus Seide und Spitze, wie üblich?«, fragte die Schneiderin und brachte ihr einen fast durchsichtigen rosa Stoff.

Isobel schaute wieder zu der temperamentvollen Lady Caroline hinüber und stellte sich vor, wie die junge Dame in einem solchen Nachthemd zu Bett ging und ihr Ehemann zu ihr kam – viel zielstrebiger und viriler, als Robert es jemals gewesen war.

»Ja«, flüsterte sie und verdrängte Visionen von Blackwood in ihrem

Schlafzimmer. »Würden Sie Flanellhemden auf der Rechnung notieren?«

Verschwörerisch lächelte Madame ihr zu. »Wie üblich, Mylady.«

Von diesem kleinen Geheimnis ahnten Charles und Honoria nichts. Das einzige Vergnügen, das ich mir daheim gönne, dachte Isobel auf dem Weg zum Hyde Park, wo sie ihren Sohn treffen würde.

Auf ein solches Geheimnis hatte sie ein Recht, oder?

Was schadete es schon, wenn sie Unterwäsche und Nachtgewänder aus Seide und Spitze trug statt aus Leinen oder Wollstoff? Leise begann

sie vor sich hinzusummen. Dann ließ sie ihren Blick ängstlich umherwandern, ihre Schwiegermutter, ihr Schwager oder Miss Kirk könnten sie überwachen. Aber niemand schaute in ihre Richtung – niemand bemerkte die unscheinbare Isobel Maitland. Trotzdem unterdrückte sie ein Lächeln unter ihrem züchtigen Hut. Was war nur in sie gefahren? Sie wusste es.

Blackwood.

Ihr anderes Geheimnis.

Am Teich angekommen, sah sie ihren Sohn und einen anderen Jungen, den sie nicht kannte, mit

einem kleinen Segelboot spielen. Ein dunkler Kopf neigte sich zu Robins rotem Haar. Mit langen Zweigen schoben die beiden das Boot ins Wasser. Die Kinderfrau saß auf einer schattigen Bank. Lächelnd blickte sie Isobel entgegen. An ihrer Seite lag der unberührte Beutel mit den Brotstücken.

Statt sich wie üblich am Ufer zu drängen, mieden die Enten die »Küste« vorsichtshalber, da sie nicht wussten, ob das Schiff ein Freund oder ein Feind war. Es zeigte keine Farben, die ihnen einen Hinweis gegeben hätte. Und so beäugten sie es argwöhnisch, als

führte es eine Totenkopfflagge und würde plötzlich auf sie feuern.

»Robin! Hallo!« Isobel kauerte sich neben ihren Sohn und seinen neuen Freund.

»Das ist James, Mama«, stellte er ihr den anderen Jungen vor, der sie mit ernsten grauen Augen musterte.

»Wie geht es Ihnen, Ma'am?« Hastig sprang er auf, verneigte sich, und Robin ahmte ihn grinsend nach.

»Ah, ich sehe, du erinnerst dich, wie man eine Dame begrüßt, Jamie«, ertönte eine angenehme Stimme. »Also kann ich stolz auf dich sein.« Isobel stand auf, drehte

sich um und sah eine elegant gekleidete Frau heranschlendern. »Diese Verbeugung hat ihm sein Großvater beigebracht. Sogar in einer zerrissenen Jacke, mit schmutzigen Knien, denkt er daran.«

Isobel wandte sich wieder zu dem dunkelhaarigen Jungen, der nicht schmutziger war als Robin. Besorgt überlegte sie, was Honoria beim Anblick ihres Enkels sagen würde. Sicher war es am besten, wenn die Nurse mit ihm durch die Hintertür ins Haus und nach oben schlich, um ihn unverzüglich zu baden. Lächelnd nickte sie der anderen Frau zu und

wollte nach der Hand ihres Sohnes greifen.

Doch da wurden ihre Finger von einem höflichen Händedruck umschlossen. »Ich bin Marianne De Courcey, Countess Westlake. Und dieser schmuddelige Bursche ist mein Sohn James, Viscount Halliwell.«

»Sehr erfreut. Isobel Maitland, Countess Ashdown, und das ist Robin, Earl of Ashdown. Anscheinend First Lieutenant von der Ententeichflotte.«

Marianne Westlake lachte. »Wie nett, dass wir Robin heute kennengelernt haben! Jamies Vater

hat versprochen, er würde uns Gesellschaft leisten. Offenbar verspätet er sich. Ihr Sohn war ein wundervoller Spielkamerad, Madam.«

»Leider kommt er nur selten mit gleichaltrigen Jungen zusammen.«

Robin zupfte an Isobels Ärmel. »Können wir uns jetzt das Brot holen, Mama? Wir wollen so tun, als wären die Enten Napoleons Flotte. James' Boot ist Admiral Nelsons Flaggschiff.«

Da konnte sie nicht Nein sagen. »Nur für ein paar Minuten. Bald müssen wir gehen. Und seid vorsichtig in der Nähe des

Wassers.«

»Auf unserem Landsitz hat James viele Spielkameraden, aber keine in London«, erklärte Marianne. »Schon am ersten Tag in der Stadt langweilte er sich. Heute führte ich ihn in den Park, weil meine Großtante drohte, wegen seines unerträglichen Geschreis würde sie sich in ihrer Ankleidekammer einsperren. Sicher haben Sie mit Robin ähnliche Schwierigkeiten.«

»Eigentlich nicht …«, antwortete Isobel. Wenn Robin jemals zu lärmen wagte, würde Honoria ihn zu einer Prügelstrafe verurteilen, gefolgt von einer strengen Lektion

seines Onkels über gute Manieren und zusätzlichen Unterrichtsstunden. Bedrückt beobachtete sie, wie James das wackere kleine Segelboot durch die feindliche Entenflotte lenkte und lauthals anfeuerte. Robin schaute schweigend zu. Wieder einmal tat ihr das Herz weh. Sie tat ihr Bestes, um ihrem Sohn eine glückliche Kindheit zu bieten. Aber Roberts Testament hatte ihr die Hände gebunden. In allen Dingen, die den Jungen betrafen, war Honorias Wort ehernes Gesetz.

»Im Moment sind die beiden zufrieden. Wollen wir sie den

Nurses überlassen und am Ufer spazieren gehen?«, schlug Marianne vor. »Was für ein schönes Wetter! Ich fühle mich so wohl an der frischen Luft. In dieser Saison debütiert meine Schwester in London, seit drei Monaten bin ich tagtäglich mit der Planung dieses Ereignisses beschäftigt. Mein Großvater verlangt, dass ich ihn regelmäßig über alle Details informiere, bis zu jeder einzelnen Kerze. Nachdem er Mirandas Debütball organisiert hatte, begann meine Großtante, die Garderobe des Mädchens zusammenzustellen. Ach, ich wünschte beinahe, ich wäre

auf dem Land geblieben.«

»Miranda? O Gott, meinen Sie etwa Miranda Archer?«, platzte Isobel heraus. Sofort spürte sie heiße Röte in den Wangen, als ihr bewusst wurde, wie rüde sie sich aufführte.

Das schien Marianne nicht zu bemerken. »Ja. Kennen Sie meine Schwester? Nein, unmöglich, das ist ihr erster Aufenthalt in der Stadt – nun, seit vielen Jahren. Bei ihrer letzten Reise nach London war sie so alt, wie James jetzt ist. Und damals durfte sie nur hierher fahren, weil sie meine Großtante angefleht hatte, ihr die Menagerie

im Tower zu zeigen.«

Isobels Kehle verengte sich, als ihr die Familienähnlichkeit zwischen Marianne und Blackwood auffiel. Auch James glich seinem Onkel – die ausdrucksvollen, ernsten Augen, das dunkle Haar …

»Um Himmels willen, Madam, Sie sind ja ganz blass!«, sagte Marianne bestürzt. »Kommen Sie, setzen wir uns für eine Weile in den Schatten.«

Offensichtlich gehörte ein freundliches, charmantes Wesen zu den besonderen Eigenschaften der Familie Archer. Mariannes Miene bekundete keinerlei

Hintergedanken, nur reine Besorgnis, während sie Isobel zu einer Bank führte.

»Tut mir leid«, würgte Isobel hervor. »So ein seltsamer Zufall, dass wir uns gerade heute begegnen … An diesem Morgen erhielt meine Schwiegermutter eine Einladung zu Lady Mirandas Debütball.«

»Oh, also werden Sie da sein!« Marianne lächelte strahlend. »Wundervoll! Dann habe ich jemanden, mit dem ich plaudern kann.«

Isobel versuchte sich vorzustellen, sie würde mit einer Freundin in

einer Ecke stehen und über die Hautevolee kichern, die hochnäsig vorbeitanzte. Oft genug hatte sie andere Damen mit Freundinnen schwatzen gesehen, war aber niemals selbst mit Gefährtinnen beisammen gewesen. Wie würde Honoria es aufnehmen, wenn ihre Schwiegertochter kicherte und schwatzte? »Ich fürchte, ich werde nicht …«

»Verzeih die Verspätung, meine liebe Marianne«, wurde sie von einer Männerstimme unterbrochen. »Schau doch, wen ich mitgebracht habe.«

Isobel schaute auf und rang

entsetzt nach Luft. Neben dem Gentleman stand Blackwood und lächelte sie an … Nein, nicht sie, sondern die Countess of Westlake. Dann lenkte ihr hörbarer Atemzug sein Interesse auf ihr Gesicht.

»Allem Anschein nach haben wir Sie erschreckt, Ma'am«, bemerkte er kühl. »Seien Sie versichert, das lag nicht in unserer Absicht.«

Wie eine dumme Gans starrte sie ihn an. Ihr Mund war staubtrocken, und sie brachte kein Wort hervor. Mit gefurchter Stirn erwiderte er ihren Blick noch einige Sekunden lang, bevor er sich wieder zu seiner Schwester wandte. Gedemütigt

unterdrückte Isobel einen eisigen Schauer.

Marianne sprang auf und warf sich in seine Arme. »O Phin, was für eine wunderbare Überraschung! Ich bin so froh, dich endlich wiederzusehen! Lass dich anschauen!« Sie rückte ein wenig von ihm ab und musterte sein Gesicht, während seine behandschuhten Hände ihre Arme umfassten. Seine Augen strahlten voller Liebe und Wärme, womit er qualvollen Neid in Isobels Herz weckte.

»Verzeihen Sie mir, Isobel«, bat Marianne, »ich habe monatelang

darauf gewartet, meinem Bruder wieder zu begegnen. Übrigens siehst du schrecklich aus, Phin.«

»Wärst du so freundlich, uns mit der Dame bekannt zu machen, Marianne?«, mahnte der andere Gentleman.

»Natürlich, wo bleiben meine Manieren? Isobel Maitland, Countess of Ashdown, darf ich Ihnen meinen Bruder, Lord Phineas Archer, Marquess of Blackwood, und meinen Ehemann, Lord Adam De Courcey, Earl of Westlake, vorstellen?« Dann wies sie die beiden Männer auf die beiden Kinder hin. »Jamie spielt gerade mit

Robin, dem Sohn der Countess.«

Nur ganz kurz umschloss Blackwood die Hand Isobels und jagte damit Feuerströme durch ihren ganzen Arm. »Ich bin entzückt«, murmelte er. Aber seine Miene bekundete nicht das mindeste Entzücken. Seine Augen, die letzte Nacht so sanft und zärtlich aussahen, schimmerten in kaltem, unergründlichem Grau. Mit einem einzigen frostigen Blick beurteilte er sie, tat sie geringschätzig ab und schaute wieder weg.

Den Gruß des Earls nahm sie kaum wahr. Unglücklich presste sie ihre

Hand, die immer noch von Blackwoods Berührung prickelte, an ihren Rock, bittere Enttäuschung schnürte ihr die Kehle zu. Er erkannte sie nicht.

»Wie macht sich Jamies Boot?«, fragte Westlake und beobachtete die beiden Jungen.

»Adam entwirft Schiffe, das ist sein Steckenpferd«, erklärte Marianne Isobel. »Heute probiert Jamie das neueste Modell aus.«

»Wohl kaum ein Steckenpferd, Marianne«, protestierte Adam de Courcey. »Meine Handelsschiffe sind die schönsten und schnellsten, die übers Meer segeln.« Mit kühlen

Augen betrachtete er Isobel etwas genauer. »Maitland?«, fragte er nachdenklich. »Sind Sie mit Lord Charles Maitland verwandt, Madam?«

»Das ist mein Schwager«, antwortete sie und versuchte, einen entschuldigenden Unterton in ihrer Stimme zu unterdrücken.

Kühl und abschätzend ließ der Earl seinen Blick über Isobels Gestalt wandern, ehe er seiner Frau vorschlug: »Gehen wir zu den Jungs?«

Marianne ergriff den Arm ihres Mannes, und so stand Isobel verlegen neben Blackwood. Sie

versuchte, ihm zu entfliehen.

Doch er verbeugte sich formvollendet und bot ihr seinen Arm. »Gestatten Sie mir, Sie ans Ufer des Teichs zu geleiten?«, bat er in beklemmend höflichem Ton.

Als sie eine Hand auf seinen Ärmel legte, erregte der Körperkontakt sofort Schwindelgefühle. Unter ihren Fingern spürte sie sein Muskelspiel, verwirrt atmete sie den Duft seiner Seife ein. Bei einem verstohlenen Seitenblick entdeckte sie winzige rote Male oberhalb seines Krawattentuchs. Hatte sie ihn gebissen und gekratzt? Diese kleinen Verletzungen bezeugten

ihre Leidenschaft und erinnerten sie an den Geschmack seiner Haut, das Gefühl seines Körpers, der sich auf ihrem bewegt hatte, so rhythmisch wie jetzt seine und ihre Schritte.

Plötzlich strauchelte sie. Ohne eine Miene zu verziehen, half er ihr mit einer festen, sicheren Hand unter ihrem Ellbogen, das Gleichgewicht zurückzugewinnen.

Klopfenden Herzens konzentrierte sie sich auf ihre Füße und widerstand der Versuchung, ihre Finger in seinen Arm zu graben oder ihn zu schütteln, bis er sie anschaute – wirklich anschaute. Noch einmal wagte sie einen kurzen

Blick auf sein Profil. Verdammt, er wirkte völlig ungerührt, während sie vor Sehnsucht kaum atmen konnte.

Wachsender Zorn verdrängte ihre Verwirrung. Ahnte dieser Idiot tatsächlich nicht, dass er sie erst vor wenigen Stunden geliebt hatte? Natürlich, ein Wüstling wie Blackwood war gewiss an solche Begegnungen gewöhnt und vergaß seine Liebhaberinnen, sobald sie sein Bett verließen – oder in diesem Fall die Bank in Evelyns chinesischem Pavillon.

Mühsam unterdrückte sie ein hysterisches Kichern. Er erkannte sie nicht – nun, umso besser.

»Albern«, murmelte sie.

»Wie, bitte?«, fragte er und sah sie endlich an.

Brennend stieg das Blut in ihre Wangen. »Ach, nichts, Lord Blackwood.« Unter dem Schutz ihrer Hutkrempe starrte sie geradeaus.

»Waren sie mit Robert Maitland verheiratet?«

»Ja«, antwortete sie einsilbig und beobachtete die Bewegungen seiner polierten schwarzen Stiefel neben ihrem grauen Rock. »Er ist tot«, fügte sie hinzu, weil ihr nichts einfiel, was sie sonst noch sagen sollte. In ihrem Bauch begannen die Schmetterlinge wieder zu flattern.

Sollte sie mit Blackwood ausgerechnet über ihren verstorbenen Gemahl reden?

Er sprach ihr kein Beileid aus. Anscheinend hatte er ihr kaum zugehört. Neuer Zorn stieg in ihr auf. Also wirklich, dieser Mann verdiente den Ruf eines charmanten Wüstlings kein bisschen. Am helllichten Tag entpuppte er sich als grässlicher Rüpel.

Alle anderen Frauen im Park taxierte er. Deutlich genug gab er ihr zu verstehen, wie langweilig er sie fand, verglichen mit den fashionabel gekleideten Damen in seinem Blickfeld. Mit seinem

Benehmen verletzte er ihren Stolz und schürte ihren Ärger. Offenbar dachte er, sie wäre nicht einmal eine höfliche Konversation wert.

Als hätte sie sich verbrannt, entfernte sie abrupt ihre behandschuhten Finger von seinem Ärmel und ballte ihre Hand so heftig, dass das Glacéleder protestierend knarrte. Blackwood schaute sie so geduldig und schicksalsergeben an, wie man eine lästige ältere Dame mustern mochte.

»Ah, da sind die Kinder.« Sie eilte zu Robin, um diesem vermaledeiten Mann zu entrinnen und nach

Fassung zu ringen, damit sie sich halbwegs manierlich von Marianne verabschieden konnte. Beklommen überlegte sie, mit welcher plausiblen Ausrede sie die Einladung zu Miranda Archers Debütball ablehnen sollte. Doch sie kannte nur einen einzigen Gedanken.

Blackwood.

Ein ganzer Abend in seiner verstörenden Gegenwart wäre unerträglich. Natürlich würde er sie gar nicht beachten. Aber sie würde jeden seiner Schritte beobachten, jede vornehme Schönheit, mit der er tanzte. Sie wollte nicht im

Schatten stehen und mit ansehen, wie er seine nächste Eroberung in die Privatsphäre eines anderen dunklen Gartens lockte. Sie erschauerte trotz allem immer noch vor Verlangen, nicht vor Empörung. Nein, offensichtlich waren ihre Nerven einer solchen Qual nicht gewachsen.

Schließlich nahm sie sich vor, nach Hause zu gehen, einen Brief an Lady Marianne zu schreiben und zu erklären, sie könne den Ball nicht besuchen.

»O Robin, du bist ja ganz nass!«, schimpfte sie, bückte sich und wischte den schlimmsten Schlamm

von seiner Leinenhose.

Mit geröteten Wangen grinste er sie fröhlich an. »Daheim hat James noch andere Schiffe. Er sagt, die bringt er morgen mit. Dann lassen wir eine ganze Flotte auslaufen!«

»Aber das ist unmöglich, Robin ...«

»Sagen Sie doch Ja, Isobel!«, bat Marianne und ergriff ihre Hand. »Niemals wäre James bereit, seine kostbaren Schiffe mit ihm zu teilen, hätte er Robin nicht ins Herz geschlossen. Und denken Sie an meine arme Großtante. Obwohl sie Jamie vergöttert, wäre sie überaus dankbar für ein oder zwei Stunden in friedlicher Stille.«

Isobel schaute in James De Courceys ernstes Gesicht hinab. Mit den eindringlichen grauen Augen seines Onkels erwiderte er ihren Blick, und sie las darin ein Flehen, das Blackwood ihr nicht gegönnt hatte.

»Also gut.« Sie biss auf ihre Lippen und fragte sich, wie sie ihren Sohn an einem zweiten Nachmittag von seinem Lateinunterricht erlösen sollte. Vielleicht würde Mr Cullen sie beide in den Park begleiten und dem Jungen die lateinischen Namen diverser Bäume und Blumen beibringen.

»Großartig! Bald müssen Sie mich

zum Tee besuchen, Isobel. Oder soll ich ins Maitland House kommen? Wäre das besser?« Eifrig schwatzte Marianne, als würden sie sich schon seit Jahren kennen.

»Meine Liebe, wir müssen unsere Verabredungen einhalten«, mischte Lord Westlake sich ein und umfasste den Ellbogen seiner Frau. »Am besten schickst du der Countess eine Nachricht.«

»Nur eine?« Blackwood lächelte seine Schwester nachdenklich an. »Normalerweise braucht Marianne mindestens sechs Nachrichten, um eine simple Teestunde zu arrangieren.«

Isobel lächelte unwillkürlich. Wie charmant er seine Schwester hänselte. Aus den Augenwinkeln bemerkte er ihre Miene und wandte sich zu ihr. Erschrocken spürte sie, wie sie in tiefster Verlegenheit errötete.

»Sind wir uns schon einmal begegnet, Countess?«, fragte er leise. »Irgendwie kommen Sie mir …« Die Brauen zusammengezogen, musterte er sie aufmerksam. »Nein, ich irre mich«, fuhr er fort, als sein Blick den Saum ihres grauen Kleides erreichte.

Isobels Stolz half ihr, den letzten Rest ihres klaren Verstands

aufzubieten. »Ganz sicher sind wir uns noch nie begegnet, Lord Blackwood. Wir verkehren wohl kaum in denselben Kreisen.« Am liebsten hätte sie sich die Zunge abgebissen. Nun benahm sie sich so prüde wie Evelyn Renshaw und so unhöflich wie Honoria. Sie sah, wie sich seine Augen nach der beleidigenden Abfuhr verengten.

Hastig wandte sie sich ab und wischte Schlamm von Robins Jacke. Durch den Handschuh spürte sie die kalte Nässe auf ihrer Haut und starrte das Leder an. Zweifellos war der Handschuh ruiniert. Mit gesenkten Lidern versuchte sie sich

zu fassen.

Im Grunde war es keine richtige Kränkung gewesen. In welchem Ruf Blackwood stand, musste er wissen. Und mit der Behauptung, sie seien einander nie zuvor begegnet, hatte sie nicht wirklich gelogen.

Letzte Nacht hatte eine exotische Dame namens Yasmina in seinen Armen gelegen. Der langweiligen, unscheinbaren pflichtbewussten Isobel war er noch nie über den Weg gelaufen. Und wie er soeben bewiesen hatte, würde er ihr keinen zweiten Blick gönnen. Das machte ihr nichts aus. Gar nichts.

Wie eine Rettungsleine, die sie in

vernünftige Gefilde zurückführen würde, umklammerte sie die kleine Hand ihres Sohnes. »Jetzt müssen wir gehen.« Heiser und atemlos rangen sich die Worte aus ihrer Kehle. Dann schenkte sie Marianne ein freundliches Lächeln und wich Blackwoods Blick aus. Sie konnte ihn nicht anschauen. Nicht jetzt. Wahrscheinlich nie wieder.

Nachdem sie dem Earl of Westlake zugenickt hatte, führte sie Robin zur Kinderfrau. Nur ein einziges Mal riskierte sie einen Blick über die Schulter. Aber Blackwood inspizierte ein paar kichernde junge Damen, die den Uferweg

entlangschlenderten. Isobel unterdrückte ein bitteres Stöhnen.

Schon nach wenigen Sekunden hatte er sie vergessen.

7

»Also, ich fand sie ganz reizend«, betonte Marianne auf der Heimfahrt vom Hyde Park. Jamie schlief im Schoß seiner Mutter, einen Arm hatte er um sein kostbares Segelboot geschlungen.

»Das sagst du nur, weil du Robert Maitland nicht kanntest«, entgegnete Adam angewidert. »Habe ich recht, Phin?«

Nur mit halbem Ohr hörte Phineas zu, während er die Damen auf den Straßen betrachtete. Keine war so hochgewachsen oder so anmutig, dass er sie für Yasmina halten

würde. Verständnislos wandte er sich zu Adam, und Marianne tätschelte lachend sein Knie.

»Pass doch auf, Phin! Wir reden gerade über Isobel Maitland, die mir sehr sympathisch ist. Aber Adam mag sie nicht. Was meinst du?«

Ehe Phineas antworten konnte, erklärte Adam: »Unsinn, ich sagte keineswegs, ich würde sie nicht mögen. Ihr Ehemann missfiel mir. Und Charles Maitland schätze ich ebenso wenig. Du bist ungerecht, Liebste. Nach fünf Minuten in der Gesellschaft dieser Dame kenne ich sie wohl kaum gut genug, um mir

ein Urteil zu bilden.« Grinsend schaute er seinen Schwager an. »Sie hat dir ganz schön die Leviten gelesen, was?«

Eine Beleidigung war eine Beleidigung. Noch dazu aus dem Mund einer langweiligen Person wie Isobel Maitland. Phineas öffnete den Mund, um darauf hinzuweisen, aber Marianne ließ ihn nicht zu Wort kommen.

»Beruhige dich, Phin. Sicher wirst du genug Gelegenheiten erhalten, um Isobels Ansichten über dich zu ändern. Sie wird Mirandas Debütball besuchen. Da kannst du mit ihr tanzen, sie zum Supper begleiten

und mit deinem Charme umgarnen.«

Phineas bezwang einen Schauder. Mit ihr tanzen und sie zum Supper begleiten? Warum sollte er?

»Bist du sicher, dass sie auf dem Ball erscheinen wird, Marianne?«, fragte Adam. »Nach ihrem grauenhaften Kleid zu schließen, ist sie immer noch in Trauer und wird Tanzabende meiden. Oder sie möchte in ein Kloster gehen. Hast du einen ähnlichen Eindruck gewonnen, Phin?«

Aber Phineas ersparte sich die Mühe einer Antwort. Beinahe hatte er vergessen, wie unmöglich es

war, irgendetwas einzuwenden, wenn Marianne und Adam stritten – oder leidenschaftlich diskutierten. Jedenfalls beabsichtigte er nicht, mit dieser unfreundlichen Vogelscheuche zu tanzen. Gewisse Tänze würde er zu wohltätigen Zwecken erdulden. Die wollte er für Damen reservieren, die seine Gunst verdienten, zum Beispiel Großtante Augusta und Evelyn Renshaw.

»Seit wann interessierst du dich für die Damenmode, Adam?«, zischte Marianne. »Und so kritisch! Natürlich wird Isobel unseren Ball beehren, sie hat eine Einladung gekriegt.«

Phineas beobachtete, wie sie eine Pause machte, um Luft zu schöpfen, was bei ihr nur selten vorkam.

»Sobald wir daheim sind, werde ich ihr noch eine persönliche Einladung schicken«, kündigte sie an. »Ihr Sohn ist genau der richtige Spielkamerad für Jamie.«

»Ah, daher weht der Wind!«, höhnte Adam. »Sicher wirst du auch noch behaupten, Phin sei der perfekte Begleiter für die Mutter des Jungen, und verlangen, er soll mit ihr zum Tee in deinen Salon kommen und sie in die Oper eskortieren, ins Theater und …«

Entsetzt starrte Phineas seinen

Schwager an. Selbst im Scherz war es gefährlich, Marianne auf solche Ideen zu bringen – es war so ähnlich, als würde man ein rotes Tuch vor einem Stier schwenken. Darauf würde sie sich blitzschnell stürzen, ohne zu bedenken, was sie ihrem Bruder damit zumutete.

»Wage es bloß nicht, Adam …«, begann er.

Doch da attackierte sie mit einem hellen Feuer in den Augen, das seine ungeteilte Aufmerksamkeit erforderte, bereits ihren Gemahl. Phineas schob einen Finger unter sein Krawattentuch. Allmählich wurde es ihm in der beengten

Kutsche zu heiß.

»Und warum sollte er das nicht tun?«, fauchte sie. »Isobel ist eine zauberhafte Frau.«

»Nein, eine Langweilerin«, konterte Adam.

»Der Schnitt und die Qualität ihrer Kleidung sind erstklassig.«

»Furchtbar prüde …«

»Sie verfügt über ausgezeichnete Manieren! Und hättest du genauer hingeschaut, wären dir ihre schönen Augen aufgefallen. Zudem ist sie eine echte Dame. Bis in die Fingerspitzen!«

»Trotz der schmutzigen Handschuhe, nehme ich an«,

spottete Adam. »Übrigens – wie du sehr wohl weißt, würdest du mir bei lebendigem Leib die Haut abziehen und Strümpfe daraus nähen, wenn ich mich für die schönen Augen einer anderen Frau interessierte. Und was ist mit dem Rüffel, den sie Phin erteilte, ohne auch nur ein bisschen zu erröten? Was du ihm aufbürden willst, verdient er nun wirklich nicht. Oder hat er dir in deiner Kindheit ein schreckliches Unrecht angetan, das nach Rache schreit?«

»Moment mal, Adam, es reicht …«, versuchte Phineas erneut sich einzumischen.

Die beiden starrten sich erbost an. Niemals schaute seine Schwester zuerst weg, das wusste er. Und sein Schwager war genauso stur. Seufzend überlegte Phineas, ob er sich aus dem fahrenden Wagen werfen sollte.

Als die Kutsche vor Augusta Porter-Penwarrens stattlichem Haus hielt, übergab Marianne ihren schlafenden Sohn einem Lakaien und stolzierte wütend die Eingangsstufen hinauf. Adam schaute ihr voller Verlangen nach, und Phineas verdrehte die Augen. So endeten alle ehelichen Streitigkeiten der Westlakes. Für

den restlichen Nachmittag würde man weder ihn noch sie zu Gesicht bekommen.

Adam wartete, bis die Haustür hinter seiner Frau ins Schloss gefallen war, bevor er sich zu Phineas wandte. »Alles klar? Verstehst du, was du zu tun hast?«

Irritiert hob sein Schwager die Brauen. »Nicht im Mindesten.«

»Wusstest du, dass Lady Isobels Ehemann bei einer Razzia gegen die Schmuggler erschossen wurde? Da sein Bruder möglicherweise in dieselben illegalen Geschäfte verwickelt ist, halte ich Mariannes aufkeimende Freundschaft mit der

Witwe für eine günstige Gelegenheit, etwas mehr herauszufinden. Nutz deine Verführungskünste aus«, forderte Adam. »Betrachte es als deine Pflicht, alter Junge. Das wird auch meine Gemahlin beglücken und dir Schwierigkeiten ersparen, während dein Großvater in der Stadt ist.« Er schaute zur Haustür. »Hör mal, ich will Marianne nicht zu lange in ihrem Zorn schmoren lassen. Deshalb bitte ich dich nicht hinein. Da Mirandas Ball immer näher rückt, wird da drin die Hölle los sein. Wohin immer du fahren willst – mein Wagen steht dir zur

Verfügung.«

Phineas beobachtete, wie Adam auf den lockenden Spuren seiner Frau die Haustür ansteuerte und immer zwei Stufen auf einmal nahm.

Dann befahl er dem Kutscher, ihn zum White's Club zu fahren. An einem einzigen Tag war sein Leben ein noch komplizierteres Netz aus Intrigen und Chaos geworden, als es ohnehin schon war.

Er starrte das Schiffsmodell an, das aus der Hand des schlummernden Jamie geglitten war und vergessen am Boden des Wagens lag.

Plötzlich fühlte er sich versucht,

den Fahrer zum Hafen zu dirigieren und an Bord des nächstbesten Schiffs zu gehen. Mit geschlossenen Augen rieb er seinen Nasenrücken zwischen Daumen und Zeigefinger und verbannte den reizvollen Gedanken. Natürlich durfte er das nicht tun. Er musste seine Arbeit erledigen, und Miranda wünschte seine Anwesenheit bei ihrem Debüt.

Außerdem würde er nirgendwohin reisen, ehe er Yasmina gefunden hatte.

8

Isobel huschte durch die Vordertür in die Halle und eilte zur Treppe. Erschrocken unterdrückte sie einen Schrei, als Jane Kirk triumphierend die Salontür aufstieß, und blieb notgedrungen stehen. Hinter der Gesellschafterin sah sie Honoria auf dem Sofa sitzen.

»Schon wieder hast du dich verspätet, Isobel«, tadelte die Schwiegermutter. »Hoffentlich gibt es dafür eine einleuchtende Erklärung.«

Um Zeit zu gewinnen und sich zu fassen, entknotete Isobel ihre

Hutbänder, bevor sie antwortete, und verfluchte Blackwood. Weil er sie völlig durcheinandergebracht hatte, konnte sie nicht klar denken. Glücklicherweise war die Nurse mit Robin durch die Küche und die Hintertreppe hinaufgeschlichen, sodass Honoria ihn nicht zu Gesicht bekäme.

»Schlamm!«, kreischte Miss Kirk.

Isobel hob den Kopf und erwartete, ihren Sohn zu entdecken, aus dessen Kleidung das Wasser des Ententeichs auf den Hallenboden tropfte. Aber die Gesellschafterin ihrer Schwiegermutter starrte ihre

eigenen ruinierten Glacéhandschuhe so entgeistert an, als wäre der Schmutz ansteckend.

Hastig verschränkte Isobel die Hände hinter ihrem Rücken. Erst jetzt bemerkte sie den wartenden Lakaien, zog die Handschuhe aus und reichte sie ihm. Ehe sie sittsam die Lider senkte, warf sie Jane einen vernichtenden Blick zu. Dann folgte sie dem blau-weiß gestreiften Läufer in den Salon zu ihrem üblichen Platz, einem Stuhl mit gerader Lehne gegenüber von Honoria.

»Was hast du den ganzen Nachmittag gemacht, Isobel?«,

erkundigte sich die Hausherrin und bedeutete Jane mit einem Wurstfinger, ihr noch etwas Tee einzuschenken.

»Ich war mit meiner Schneiderin verabredet. Wenn ich mich recht entsinne, habe ich das beim Lunch erwähnt.«

»Für eine simple Anprobe hast du ziemlich lange gebraucht«, schnaubte Honoria. »Wenn diese Frau so trödelt, solltest du dich in Zukunft an meine Schneiderin wenden. Natürlich ist sie teurer, aber wir könnten dein Taschengeld in anderen Belangen kürzen …«

»Nein!«, platzte Isobel heraus. Mit

weit aufgerissenen Lippen und Augen glichen ihre Schwiegermutter und die Gesellschafterin frisch gefangenen Karpfen auf dem Fischmarkt. Sie schluckte den Kloß in ihrem Hals hinunter und versuchte es noch einmal. »Nein, danke, Honoria. Heute ging es einfach nur sehr geschäftig im Laden zu, weil die Saison anfängt.«

»Da du eine Countess bist, solltest du die Dienste verlangen, die deinem Titel zustehen.«

Isobel reckte ihr Kinn vor. Diesen Titel ignorierte niemand so entschlossen wie Honoria. Aber es war sinnlos, ihre Schwiegermutter

an deren untergeordneten Rang zu erinnern. »Gewiss, aber Madame stand mir schon nach einer kurzen Wartezeit zur Verfügung. Danach ging ich mit Robin und der Nurse im Park spazieren.« Dieses kleine Geständnis warf sie den beiden wie einen Köder hin, nach dem sie wie hungrige Hunde schnappen würden.

»Hat der Earl im Schmutz gespielt?«, fragte Jane und schaute ihre Herrin bedeutsam an, um auf ein möglicherweise ungehorsames, würdeloses Verhalten hinzuweisen.

»Selbstverständlich nicht!«, beteuerte Isobel hastig und hoffte, sie würden Robin nicht in den Salon

beordern, um seinen Zustand zu überprüfen.

»Und woher stammt der Schlamm auf Ihren Handschuhen, Countess?« Jane Kirks Stimme triefte vor Ehrerbietung, was einen krassen Gegensatz zu ihrer misstrauischen Miene bildete.

»Leider fuhr ein unvorsichtiger Kutscher zu schnell an mir vorbei, nachdem ich die Schneiderin verlassen hatte, und da wurde ich – ein bisschen angespritzt …« Nur stockend kam die Lüge über Isobels Lippen. Dann bemühte sie sich um ein schwaches Lächeln und nahm die Tasse Tee entgegen, die Jane

ihr reichte.

Während die Uhr tickte, musterte Honoria ihre Schwiegertochter schweigend und kaute an einem Biskuit. Was für ein schrecklicher Tag, dachte Isobel. Erst hatte die Reue über ihre Indiskretion mit Blackwood sie geplagt – die Erinnerung war nach wie vor prickelnd. Und dann hatte der dumme Mann sie nicht einmal wiedererkannt. Wie konnte er nur so begriffsstutzig sein? Ihre Hand zitterte, und sie stellte die Tasse rasch auf die Untertasse, um ein Klirren zu vermeiden, das ihre heftigen Emotionen verraten hätte.

Sobald Honoria sie entließ, würde sie nach oben eilen, einen Brief an Marianne schreiben und sich entschuldigen, weil sie den Ball nicht besuchen konnte. Vielleicht wegen einer chronischen Migräne – oder einer drohenden Seuche …

Als die Tür aufschwang, zuckte Isobel zusammen. Der Butler trat mit einem Silbertablett ein. »Soeben wurde ein Brief für Sie abgegeben, Countess.«

»Was, ein Brief?«, kreischte Honoria. »Von wem, um alles in der Welt? Geben Sie ihn mir, Finch!«

Da er die Hierarchien im Haus kannte, widersprach er nicht und

hielt Honoria das Tablett hin.

Isabels Kehle war wie zugeschnürt. Eine Nachricht von Blackwood? Hatte er sie trotz seines abweisenden Verhaltens erkannt? Was mochte er ihr schreiben? Beklommen erinnerte sie sich an die lasterhaften Worte, die er ihr ins Ohr geflüstert hatte. Sie presste eine Hand auf ihre heiße Wange.

Verwundert starrte Honoria die Initialen im roten Siegelwachs an. »Dieses Siegel kenne ich nicht«, murmelte sie argwöhnisch, öffnete den Brief und las ihn.

Während Isobel wartete, schlug ihr das Herz bis in den Hals, sie

überlegte verzweifelt, wie sie ihre Bekanntschaft erklären könnte. Sie könnte schlicht leugnen, Blackwood je begegnet zu sein.

Jane Kirk spähte über die Schulter ihrer Herrin. Bei der Lektüre des Schreibens schnappte sie nach Luft, und Honoria stieß einen seltsamen Quietschlaut hervor. Isobel erhob sich halb von ihrem Stuhl, ihr Puls raste. Das hätte sie wissen müssen, er wusste nicht, was Diskretion war. Sie hatte die Bedingungen in Roberts Testament missachtet. Nun würden seine Verwandten sie verstoßen, und sie durfte ihren Sohn nie wiedersehen.

»Das kann ich alles erklären …«, stammelte sie flehend. In ihrem Kopf schienen tausend Bienen zu summen.

»Oh, die Countess of Westlake!«, schrie ihre Schwiegermutter. Verwirrt beobachtete Isobel das Grinsen, das Honorias fleischiges Gesicht bis hinab zum Doppelkinn verzerrte. »Duke Carringtons Enkelin, Lady Miranda Archers Schwester!«, verkündete sie, als wollte sie Mariannes unmittelbar bevorstehenden Besuch melden. »Um Gottes willen, wieso hast ausgerechnet du eine solche Bekanntschaft geschlossen?«

Isobels Atem blieb in ihrem Hals stecken. Kein Zorn, kein Misstrauen, keine Rachsucht. Stattdessen sah Honoria entzückt aus, und dieser Anblick wirkte fast noch grausiger.

»Nun, ich …«, begann Isobel und unterbrach sich. Ob sie den Mut aufbringen würde, die Wahrheit zu gestehen, wusste sie nicht. »Ich lernte sie erst heute Nachmittag kennen.«

Den Brief an den wogenden Busen gepresst, grinste Honoria noch breiter und entblößte ihre hässlichen gelben Zähne. »Ihr Großvater ist ein Duke, ihr Ehemann zählt zu den reichsten

Earls von England! Welch ein Glücksfall!« Sogar Jane Kirk musterte Honoria jetzt mit gewisser Sorge.

»Kennst du sie?«, fragte Isobel tonlos.

»Ob ich sie kenne? Nein, natürlich k e n n e ich sie nicht!« Honoria wandte sich zu Jane. »Was stehen Sie hier herum und halten Maulaffen feil? Holen Sie Charles, sofort. Ich glaube, er ist in seinem Arbeitszimmer.«

»Genau genommen im Billardsalon, Mylady«, murmelte Jane süffisant.

Doch Honoria hörte kaum zu. Mit

einem unheilvollen Glitzern in den Augen fixierte sie Isobel, die ihre übliche ausdruckslose Miene zur Schau trug. Sie mochte zwar gleichmütig erscheinen, doch tatsächlich brannten ihre Wangen wie Feuer, die verbotene seidene Unterwäsche klebte an ihrer schweißnassen Haut.

»Was gibt es denn, Mutter?«, fragte Charles ungeduldig, als er mit Jane den Raum betrat. Auf Isobel achtete er nicht.

»O Charles, du wirst niemals erraten, wen Isobel kennengelernt hat!«

»Den Prinzregenten? König George

höchstpersönlich?«, fragte Charles desinteressiert, nahm ein frischgebackenes Ingwerbiskuit vom Teetablett und sank in einen Ohrensessel.

»Countess Westlake!«, krähte Honoria.

»Tatsächlich?« Aus dem Mund ihres Sohnes fielen Biskuitkrümel auf die Weste.

»Wie ich annehme, traf Isobel die Dame bei der Schneiderin.« Honoria warf ihrer Schwiegertochter einen scharfen Blick zu. »Was hat sie gekauft? Welche Farbe, welcher Stoff?«

Isobel erinnerte sich an kein

einziges Kleidungsstück, das Marianne getragen hatte. Aber sie hätte jede einzelne Falte in Blackwoods Krawattentuch beschreiben können. »Eigentlich traf ich sie im Park, rein zufällig. Dort war sie mit ihrem Sohn, Viscount Halliwell. Er ist so alt wie Robin. Die beiden wollten …«

»Haben Sie Robin erlaubt, im Park zu spielen?«, mischte Jane Kirk sich entrüstet ein.

Mit einer knappen Geste brachte Honoria sie zum Schweigen. »Sie hat dir eine persönliche Einladung zum Debüt ihrer Schwester geschickt!«

»Ach, wirklich?«, würgte Isobel hervor. Das vage Interesse in Charles' Blick und Honorias beängstigendes Grinsen legten die Schlussfolgerung nah, dass der Besuch des Balls sich nicht verhindern ließ.

»O ja!« Endlich reichte Honoria ihr den Brief. »Natürlich hättest du ihr mitteilen sollen, dass wir bereits eine Einladung erhalten haben, du hättest auch Charles und meinen Namen erwähnen müssen.«

Isobel versuchte, sich auf die elegante Schrift zu konzentrieren. Doch sie dachte an Westlakes kühle Miene, als sie erklärt hatte, Charles

Maitland sei ihr Schwager. Trotzdem hoffte sie auf einen Vorteil für ihr Kind und wollte die Gelegenheit nutzen. »Offenbar versteht Robin sich sehr gut mit James, dem Sohn der Countess Westlake.« Tapfer begegnete sie Honorias Blick. »Sie hat uns zum Tee eingeladen, damit die Jungen …«

»Zum Tee!« Die hektische Röte in Honorias Wangen wirkte geradezu erschreckend. »Jane, holen Sie Papier und Tinte. Diese Einladung muss Isobel sofort annehmen. Was für ein grandioser gesellschaftlicher Kontakt! Natürlich werde ich dich

begleiten«, fügte sie hinzu.

Jetzt war sogar Jane Kirk beeindruckt, obwohl sie das zu verbergen suchte.

Isobel schlang die Finger im Schoß ineinander, hörte protestierendes Papier knistern und glättete den Brief auf ihren Knien.

»Bevor wir die Countess of Westlake besuchen können, müssten wir ein paar Tage warten, Honoria«, wandte sie ein. »Im Moment ist die Familie mit den Vorbereitungen für Lady Mirandas Debütball beschäftigt, und Robin darf seinen Unterricht nicht versäumen.« Beinahe biss sie sich

die Zunge ab, weil ihr kein anderer Vorwand einfiel.

Aber Honoria wischte ihre Bedenken mit einer Handbewegung beiseite. »Charles, verstehst du, was das bedeutet? Isobel kann deine Bekanntschaft mit Lady Miranda arrangieren!«

Charles musterte Isobel, als würde er sie zum ersten Mal sehen. »In der Tat, das ist sehr erfreulich.«

»Bald wirst du sie umwerben, Charles, und Isobel muss Lobeshymnen auf dich anstimmen, damit die junge Dame dir ihre Gunst schenkt. Womöglich bist du am Ende der Saison mit der Enkelin

des Duke of Carrington verlobt! Wie wundervoll!« Vor lauter Enthusiasmus begann Honoria zu kichern, und ihr ganzer korpulenter Körper bebte.

In Isobels Magen rebellierte der Tee, den sie getrunken hatte. Hätte sie Marianne Westlake doch niemals kennengelernt – obwohl die Begegnung ihrem Sohn zu einem Spielkameraden verholfen hatte. Womöglich würde ihr irgendwann versehentlich Blackwoods Name herausrutschen. Drei Augenpaare schienen sie wie Dolche zu durchbohren, als wollten die Eigentümer sie ermorden, sollte sie

die glorreichen Pläne vereiteln. In der Gewissheit, ihr Blick würde alle ihre Sünden verraten, senkte Isobel die Wimpern.

»Würdet ihr mich entschuldigen? Ich habe Kopfschmerzen.«

Ausnahmsweise wartete sie nicht ab, ob sie entlassen wurde.

9

Der beißende Geruch eines frischen Anstrichs und die neuen Vorhänge im kleinen Salon bewogen Phineas zu der Vermutung, Mirandas Debüt hätte seine Großtante zur Renovierung ihres ganzen eleganten Stadthauses veranlasst.

Aus zwei Gründen war er frühzeitig eingetroffen. Er wollte seine jüngere Schwester begrüßen, bevor sie sich auf den turbulenten Heiratsmarkt wagte. Und die Großtante hatte ihm eingeschärft, er dürfe nicht zur gleichen Zeit wie die »vornehmen« Gäste ankommen.

Er inspizierte die Whiskykaraffe auf dem Sideboard im Hintergrund des Raumes und überlegte, ob er sich einen Drink genehmigen sollte. Immerhin lag ein sehr langer Abend vor ihm, und im Schoß der Familie fühlte er sich wie in einem Vipernnest. Ehe die Nacht ein Ende fand, drohte ihm zweifellos ein giftiger Biss, vielleicht sogar schon zu Beginn des Balls, falls sein Großvater sich mit Großtante Augusta verbündete.

Nun wurde die Tür geöffnet, und er drehte sich um. Die schlanke blonde Schönheit erkannte er erst, als sie ihre schimmernden Röcke raffte und

zu ihm rannte. Er breitete die Arme aus und fing sie auf.

»O Phin!«, rief Miranda und schlang die Arme um seinen Hals. Sein Herz krampfte sich zusammen. Seit der letzten Begegnung war sie eine erwachsene junge Dame geworden. Sie roch nach Parfüm, trug Seide, und ihre Juwelen mussten ein Vermögen wert sein. Als er das Kinn auf ihre stilvoll frisierten, von der Carrington-Tiara gekrönten Locken legte, fragte er sich, was aus den goldenen Zöpfen geworden war, an denen er früher so oft gezupft hatte.

Er atmete ihren Duft ein –

Rosenwasser, so wie es seine Mutter bevorzugt hatte. Dann rückte sie ein wenig von ihm ab, lächelte ihn an, und ihre blauen Augen strahlten vor Freude. Da erkannte er in der Frau, die vor ihm stand, seine kleine Schwester wieder.

Während er sie auf Armeslänge von sich hielt, schaute er sie prüfend an. Kokett klimperte sie mit den Wimpern, schon jetzt mimte sie die versierte Debütantin. Um sie nicht zu enttäuschen, erwiderte er ihr Lächeln. Offenbar war ihr beigebracht worden, wie eine junge Dame einen Ehemann einfing. Vom

Kleid bis zu ihrer Haltung war alles perfekt.

In etwa einer Stunde würden die Gentlemen sie taxieren – eine potenzielle Braut. Mit zahllosen Verehrern würde sie flirten, sie war schön genug, um genau die falsche Aufmerksamkeit zu erregen. Phineas spürte, dass sein Lächeln erlosch, doch er zwang es auf seine Lippen zurück.

»Wie sehe ich aus?«, fragte sie herausfordernd. Sogar an ihrem Bruder erprobte sie ihre Reize, und das missfiel ihm. Mit Wüstlingen durfte sie nicht flirten. Er ließ sie los und wich zurück.

Viel zu erwachsen, fühlte er sich versucht zu antworten. Beim letzten Treffen hatte sie sich mit jungen Hündchen im Gras des Obstgartens umhergewälzt, die Knie aufgeschürft, das sommersprossige schmutzige Gesicht von der Sonne geküsst. »Sehr schön.« Irgendwie brachte er die Worte zustande.

»Gut.« Sie strich über ihren weißen Satinrock. »Den zweiten Tanz habe ich für dich reserviert, gleich nach Großvater. Ich wünschte, es wäre ein Walzer. Aber Walzer zu tanzen wird mir noch nicht gestattet.«

Voller Unbehagen stellte er sich Miranda bei einem Walzer vor, die

Hand eines Mannes auf ihrer Taille, der sie über das Parkett wirbelte und ihren fashionabel entblößten Busenansatz anstarrte. Es juckte ihn in den Fingern, sein Taschentuch zu zücken und wie einen Latz um ihren Hals zu binden.

»Wirklich nicht?« Wäre sie in ihrer Unschuld dumm genug, einen Spaziergang im Garten zu riskieren, wenn ihr den jemand vorschlug?

Sie zog einen ihrer ellbogenlangen Handschuhe aus, wandte sich zum Spiegel und zupfte an ihren Löckchen. Dann kniff sie in ihre Wangen und biss auf ihre Lippen, um sie zu röten, bevor sie ihrem

Bruder im Spiegel einen Sirenenblick zuwarf.

»Nein, wirklich nicht«, bekräftigte s i e . »Die Schirmherrinnen vom Almack's müssen jeder Debütantin erlauben, Walzer zu tanzen. In diesem Club gibt es einen besonders schönen Ballsaal. Natürlich wirst du dort wegen deines schlechten Rufs nicht eingelassen. Großtante Augusta sagt, gewisse Regeln sollte man befolgen. Die habe ich mir das ganze letzte Jahr über eingeprägt, und ich fürchte, alle habe ich noch immer nicht gelernt.«

»Magst du noch Welpen? So wie

damals?«

»Welpen?« Dieses Wort betonte sie mit einstudiertem ungläubigen Staunen. Anmutig legte sie ihren Kopf schief, die blauen Augen funkelten mit der Diamantentiara um die Wette. »Für junge Hündchen bin ich zu alt, Phin.«

»Niemand sollte zu alt für junge Hündchen sein.« An diesem Abend würde er sie nicht aus den Augen lassen. Bevor ein Gentleman in ihre Nähe geriet, musste er erst einmal an ihrem Bruder vorbeikommen. Diese Männer waren keine jungen Hündchen, sondern – zumindest teilweise – ausgewachsene

Windhunde.

Mit damenhafter Grazie schlüpfte Miranda wieder in ihren Handschuh und glättete den Satin vom Handgelenk bis zum Ellbogen. »Kennst du Richard Muir? Oder Andrew Compton?«

O ja, die beiden kannte er. Ihre Namen aus dem Mund seiner Schwester zu hören behagte ihm ganz und gar nicht. »Warum fragst du nach den beiden?«

»Weil sie zu den interessantesten Junggesellen dieser Saison zählen.«

Ärgerlich runzelte er die Stirn. Richard Muir war zu alt für Miranda und zu eifrig bestrebt, die

Ehefrauen anderer Männer in sein Bett zu locken. Und Andrew Compton verlor öfter im Glücksspiel, als er sich leisten konnte. In ganz London hatte er Schuldscheine verteilt. Einen davon besaß Phineas, er war auf eine ungeheuerliche Summe ausgestellt.

Seine Schwester zählte andere reiche oder adelige Junggesellen auf.

»Hast du eine Liste angefertigt?«, erkundigte er sich verblüfft.

»Selbstverständlich – mit ungeeigneten Kandidaten möchte ich keine Zeit vergeuden.«

In ihrem Gesicht las er kühle

Entschlossenheit – die Emotionen eines Bankiers, der einen Kredit zurückforderte. »Erwartest du etwa, du würdest dich in einen Namen verlieben?«

»Liebe? Wie albern du bist, Phin! Was hat Liebe damit zu tun? Ich werde nur jemanden heiraten, der mindestens ein Earl ist und nicht weniger als sechstausend Pfund pro Jahr einnimmt.«

Die berechnende Kälte in ihren blauen Augen ließ Phineas frösteln. »Um Himmels willen, Miranda, du heiratest keinen Titel oder Geld, sondern einen Mann. Wenn du dich in einen zweiten Sohn oder einen

Vikar verliebst …«

Spöttisch schüttelte sie den Kopf. »Mach dich nicht lächerlich! Einen solchen Bewerber würde Großvater sofort ablehnen. Genauso wie ich.«

Ehe er widersprechen konnte, rauschte seine Großtante majestätisch in smaragdgrüner Seide und mit Diamanten behangen in den Salon. Mit ihren sechzig Jahren war Lady Augusta Porter-Penwarren immer noch eine attraktive Frau. »Bald werden deine Gäste eintreffen, Miranda. Geh nach unten und bereite dich auf den Empfang vor.« Über die aristokratische Nase hinweg

musterte sie ihren Großneffen. »Ah, du bist schon da, Blackwood. Hoffentlich bedenkst du, wer und wo du bist, und benimmst dich heute Abend anständig. Dies ist kein Bordell.«

Seit über drei Jahren hatte er sie nicht gesehen. Die Kälte in ihren Augen war unverändert. Ebenso deutlich bekundete sie ihre Abscheu, dass ein so berüchtigter Lebemann zu ihren Blutsverwandten gehörte.

Höflich verbeugte er sich und widerstand der Versuchung, die Großtante mit einem Kuss auf die Wange zu erschrecken. »Keine

einzige Debütantin werde ich verführen, das schwöre ich«, entgegnete er mit jenem schurkischen Grinsen, das er anwandte, um ältere Damen zu betören, sodass sie sich wieder wie junge Mädchen fühlten. Auf Augusta verfehlte es diese Wirkung.

»Also wirklich, Blackwood, du bist der schlimmste aller Wüstlinge. Unverbesserlich und reuelos.«

»Danke, Großtante.« Er bot ihr seinen Arm. »Darf ich dich nach unten geleiten?«

»Keinesfalls!«, protestierte sie und zuckte zurück, als wäre der feine schwarze Wollstoff seines Ärmels

vergiftet. »Wenn alle Gäste angekommen sind, wirst du dich unauffällig in den Ballsaal begeben und den Abend nicht verderben.«

In diesem Moment betrat Carrington den Salon. Augusta zeigte Phineas die kalte Schulter und ließ ihn mit ausgestrecktem Arm stehen. Aber er bezwang seinen Ärger und verschränkte die Hände hinter dem Rücken.

Bei Mirandas Anblick strahlte sein Großvater über das ganze Gesicht. Phineas' Kinnmuskeln spannten sich an. Noch nie hatte der Duke ihn so wohlwollend betrachtet. Nun, dachte er, das gehört zu den

Nachteilen meiner Arbeit, zu der Illusion, die ich erzeugen muss. Er fühlte sich wie ein unwillkommener Geist in maßgeschneiderter Abendkleidung.

Miranda küsste Carringtons runzlige Wange, ohne die geringste Angst vor dem alten Brummbär. »Heute Abend siehst du fabelhaft aus, Großvater. An deinem Arm werde ich mich wie eine Prinzessin fühlen.«

Erfreut lächelte er sie an. Augusta trat hinter ihre Großenkelin, um die Falten des weißen Satinrocks zu ordnen. Die drei bildeten einen liebevollen Familienkreis, dem

Phineas nicht angehörte. Er räusperte sich und beobachtete, wie Carringtons frohe Miene die vertraute eisige Härte annahm, sobald er sich zu seinem Erben wandte. »Vermutlich muss ich dich loben, weil du pünktlich erschienen bist, Blackwood.«

»Sogar verfrüht.«

»Soeben ermahnte ich ihn, bis zur Ankunft aller Gäste unsichtbar zu bleiben«, erklärte Augusta. »Vielleicht bemerkt ihn niemand.«

»Was?« Überrascht hob der Duke die Brauen. »Nein, ich finde, er sollte sich im Ballsaal aufhalten. Heute Abend erwarten wir mehrere

junge Damen, die für ihn infrage kämen. Erinnerst du dich an unser letztes Gespräch, Blackwood?«

Phineas ersparte sich die Mühe einer Antwort, und Miranda schaute ihn an. »Ja, höchste Zeit, dass du dich verlobst, Bruderherz. Stell dir vor, wir würden eine Doppelhochzeit feiern.«

Als er ihr rosiges, jungfräuliches Gesicht musterte, unterdrückte er einen Schauer. Offenbar wünschten seine Verwandten, er würde eine Braut wählen, die seiner kleinen Schwester glich – ein unerfahrenes Mädchen direkt aus dem Schulzimmer. Mit einer solchen

Gemahlin könnte er nichts anfangen. Er dachte an die Frauen in seinem bisherigen Leben, die zahlreichen Liebhaberinnen, und versuchte sich zu entsinnen, welche ihn mit ihrer Konversation beeindruckt hatte. Ihm fiel keine ein, außer einer einzigen leidenschaftlichen Dame in einem dunklen Garten …

»Leider habe ich noch keine Liste aufgestellt«, konterte er, und Miranda lachte schallend.

»Miranda!«, tadelte Augusta. »Junge Damen wiehern nicht wie Pferde.«

Sofort presste Miranda eine

schmale, von Satin umhüllte Hand auf ihren Mund. »Verzeih mir, Großtante. Ich werde dir helfen, eine Liste zusammenzustellen, Phin«, fügte sie in gemäßigtem Ton hinzu.

»Eine Liste?«, wiederholte Carrington. »Die braucht er nicht. In dieser Saison debütiert die Tochter des Duke of Welford, eine sehr geeignete Partie. Gute Herkunft, sehr großzügige Mitgift. Außerdem bezieht sie dreißigtausend pro Jahr, also wäre sie eine großartige Marchioness und eine exzellente Duchess.«

Ungläubig schnaubte Augusta. So

viel wäre über Damen zu sagen, die sich nicht wie Pferde aufführen sollen, dachte Phineas. »Niemals wird Welford einen Schwiegersohn von Blackwoods Kaliber akzeptieren«, entschied sie. »Wenn er auch nur eine winzige Chance bei dem Mädchen haben will, muss er seinen Lebenswandel ändern.« Durchdringend starrte sie ihren Großneffen an. Zusammengekniffene Augen verrieten ihre Skepsis. Offenbar traute sie ihm keine Besserung zu.

Dieser Versuchung konnte er nicht widerstehen. Ganz langsam zog er die Brauen hoch und ließ seinen

Blick lächelnd über ihre Gestalt gleiten. Als geübter Verführer wusste er, wie man die Frauen betörte, und zwar alle. Oft genug hatte er seine Rolle brillant gespielt, was ihm auch jetzt gelang.

Auf Augustas Wangen erschienen zwei dunkelrote Flecken wie kleine Zwillingssonnen. Hastig entfaltete sie ihren Fächer und schwenkte ihn vor ihrem erhitzten Gesicht.

»Noch heute Abend werde ich ihn Welfords Tochter vorstellen«, kündigte sie an, um ihre Verwirrung zu bemänteln. »Möge der Allmächtige ihr beistehen … Kommt jetzt, wir hätten schon längst

hinuntergehen sollen.«

Zwei Schritte hinter seiner Familie stieg Phineas die polierte Eichenholztreppe hinab.

»Blackwood, du wirst dich mit Westlake am Ende der Empfangsreihe postieren«, befahl Augusta. »Möglichst weit von Miranda entfernt.«

Phineas ignorierte die Beleidigung, nahm seinen Platz am Eingang des immer noch leeren Ballsaals ein und beobachtete seine jüngere Schwester. Den Busen vorgereckt, brachte sie ihre Figur zur Geltung und leckte mehrmals über ihren Schmollmund. Seufzend verhehlte

er seinen Unmut. Seine Verwandtschaft hatte ein fröhliches, liebenswertes Kind in eine perfekte Debütantin verwandelt. Bald würde sie ein ebenso perfektes Mitglied der Londoner Hautevolee sein.

Nur zu gut kannte er die Konsequenzen einer Heirat, die aus Rücksicht auf gesellschaftliche Positionen zustande kam, diesen Verbindungen fehlte jede Liebe und Leidenschaft. Solche Ehen waren so kalt wie die Geldkassetten, auf denen sie basierten. Sobald ein Erbe das Licht der Welt erblickte, wandten sich gelangweilte Ehemänner anderen Frauen zu. Die

einsamen, unglücklichen Gemahlinnen ließen sich von Männern wie Phineas trösten und begnügten sich mit belanglosen Affären, die keine Liebe ersetzten. Wenn Miranda das wüsste, würde sie sich sicher viel mehr wünschen als Reichtum und gesellschaftlichen Glanz.

Nun stiegen die ersten Gäste die Marmorstufen zu Lady Augustas elegantem Ballsaal herauf. Raschelnde Seide und trippelnde Tanzschuhe übertönten beinahe die Stimme des Butlers, der die erlauchten Namen anmeldete.

Aufmerksam prüfte Phineas die

Gesichter der Damen. Bisher war Yasmina nicht eingetroffen. Aber wenn sie ihren zierlichen Fuß in den Saal setzte, würde er es wissen. Er neigte sich über die Hand einer missbilligenden Dame, die ihm ihre Finger sofort entriss. Die Nase in die Luft gestreckt, rauschte sie im Strom der besseren Gesellschaft davon. Er inspizierte wieder die Menge vor der Tür.

Ganz bestimmt würde Yasmina auftauchen. Diesen Ball besuchte jeder, der in London etwas auf sich hielt.

Also musste er nur warten.

10

»Ist deine mysteriöse Lady schon erschienen?« Adam nahm zwei Champagnergläser vom Tablett eines Lakaien, der gerade vorbeiging. Eines davon reichte er Phineas, während sie die Ankunft der letzten Gäste abwarteten. »Offenbar nicht«, fuhr er fort, weil sein Schwager nicht antwortete. »Noch immer starrst du jeden weiblichen Neuankömmling wie ein hungriger Wolf an, der eine saftige Beute wittert. Das heißt natürlich nur dann, wenn deine Blicke nicht die Männer erdolchen, die Miranda

zu mustern wagen. Wie du dich benimmst – das passt nicht zu deiner Rolle, Phin.«

Dass Phineas an seine Pflichten erinnert wurde, wusste er nicht zu schätzen. Wie üblich sollte er den charmanten Idioten mimen, Informationen sammeln und Geheimnisse lüften, ohne Rücksicht auf die Anwesenheit seiner Familie. »Nein, Adam, ich habe sie noch nicht gesehen«, fauchte er.

»Seltsam – bisher bist du ihr nur in Renshaw House begegnet. Und jetzt dürfte sie die einzige Frau in London sein, die du nicht findest. Falls sie in Renshaws Plan

verwickelt ist, den französischen König zu entführen, müssen wir es wissen.«

Phineas beobachtete, wie sich Sir Harold MacKenzie über Mirandas Hand beugte. Mit Kennermiene taxierte der Mann erst ihren Busen, dann den Wert ihrer Juwelen. Er war fast so alt wie Carrington und nicht annähernd so gut situiert.

An Mirandas Seite hob Augusta ihr Lorgnon. Misstrauisch spähte sie zu Phineas herüber, und er lächelte gezwungen.

»Bist du sicher, dass sie keine Ausländerin ist?«, murmelte Adam und lenkte seine Aufmerksamkeit

wieder auf sich. »Keine Französin? Vielleicht hat sie die Stadt inzwischen verlassen. Oder das Land.«

Phineas schüttelte den Kopf. »Nein, sie ist Engländerin.«

»Warum? Weil sie auf dem Gipfel der Lust nicht ›mon Dieu‹ geschrien hat?«, fragte Adam sarkastisch.

»Glaub mir, alle schreien ›mon Dieu‹.« Phineas grinste anzüglich. »Die Engländerinnen am lautesten.«

Adam nippte an seinem Champagner. »Die Dame, mit der dein Großvater gerade spricht, kenne ich nicht.«

»Oh, das ist Lady Morton. Zu alt und viel zu klein.«

»Und die Lady in Gelb, neben der Duchess of Welford?«

Seufzend runzelte Phineas die Stirn. »Ihre Tochter, Lady Amelia. Vorhin haben wir sie kennengelernt, wenn du dich vielleicht entsinnst.« In diesem Moment entschied er, dass die junge Dame keine potenzielle Braut war. Den affektierten, verwöhnten Typ mit Pferdegebiss würde er nicht einmal als Tischgefährtin beim Supper ertragen, geschweige denn als Ehefrau.

»An der anderen Seite des

Mädchens?«, beharrte Adam.

»Miss Anna Charles. Zu dünn.«

»In der Ecke? Mit dem lackierten Fächer?«

»Hör bloß auf, mir zu helfen!«, wehrte sich Phineas in energischem Ton. »Nein, die auch nicht.«

»Bist du sicher? Du hast sie nur in der Finsternis gesehen.«

Phineas starrte seinen Schwager irritiert an. »Trotzdem würde ich sie wiedererkennen.«

»Hoffentlich wird das bald passieren, Blackwood. Falls ich dich an deine Arbeit erinnern muss …«

Marianne streckte eine Hand aus, griff an ihrem Ehemann vorbei und

stieß Phineas an. »Schau doch, da kommt Isobel Maitland. Und du hast behauptet, sie würde nicht erscheinen!«

Das hatte nicht er gesagt, sondern Adam. Widerwillig beobachtete Phineas, wie die Witwe die Marmorstufen in einem Kleid aus kastanienrotem Bombasin, das wie welkes Laub auf einem Friedhof raschelte, emporstieg. Ihr Haar war straff aus dem blassen Gesicht zurückgekämmt, in strengem Stil, der zwanzig Jahre zu alt für sie war. Wie nervöse Hummeln flatterten die großen, haselnussbraunen Augen umher, bis sie an ihm

hängen blieben.

Ihre Lippen öffneten sich, das Blut färbte ihre Wangen so dunkel, dass sie beinahe ihrem hässlichen Kleid ähnelten. Beim letzten Schritt stolperte sie. Blitzschnell sprang er vor, umfasste ihren Ellbogen und half ihr, das Gleichgewicht wiederzufinden. Die weiche Haut ihres Oberarms fühlte sich warm an. Sekundenlang streifte ihr Atem seinen Hals.

Bevor sie sich losriss, blinzelte sie entsetzt. Dann trat sie hastig aus seiner Reichweite.

Fürchtete die Witwe, die Berührung eines Wüstlings würde

sie entehren und das Andenken ihres verstorbenen Gemahls besudeln? Dachte sie, er würde sie auf der Stelle vergewaltigen? Dazu müsste er sich mit einiger Anstrengung überwinden.

Erbost über diese neue Beleidigung ließ er sich anmerken, wie sehr er sie verachtete. Aber sie schaute ihn nicht mehr an. Die Spitzen ihrer Schuhe schienen sie ungemein zu faszinieren. Während Marianne um die verdammte Frau herumscharwenzelte, setzte er eine betont gelangweilte Miene auf.

Doch es sollte noch schlimmer kommen. Den flachen

Schuhabsätzen der Countess folgte eine korpulente Matrone in gerüschtem Lavendelblau. Er zwang sich zu einem charmanten Lächeln, reichte ihr seine Hand, und da schnappte sie vernehmlich nach Luft. Zitternd fiel ihre Kinnlade hinab, beinahe landete ihr Doppelkinn auf dem vorquellenden Busenansatz im tiefen Dekolleté. In unverhohlenem Grauen starrte sie Phineas an und versperrte anderen Gästen den Weg.

»O Charles, das ist er!«, rief sie mit einer erstaunlich hohen Stimme für eine so dicke Frau. Phineas hatte eher das Timbre einer

Orgelpfeife erwartet.

»Guten Abend, Blackwood«, grüßte Charles Maitland hinter dem lavendelblauen Ungeheuer, ohne sich um ein Lächeln zu bemühen. »Eigentlich habe ich nicht erwartet, Sie heute Abend hier anzutreffen, Sir«, fügte er missgelaunt hinzu. »Das ist meine Mutter, Lady Honoria Maitland, die Countess-Witwe of Ashdown.« Ebenso wie Phineas musterte er die erstarrte Frau, die beide Hände auf ihr Herz presste, als wäre sie einer Ratte in der Speisekammer begegnet statt einem Marquess vor der Tür eines Ballsaals. »Um Himmels willen,

Mutter, mach deinen Knicks. So unhöflich darfst du ihn nicht behandeln.«

Schwankend gehorchte Honoria Maitland. Dann ließ sie ihren Blick über Phineas wandern und murmelte: »Heiliger Himmel ...«

Mit gefurchter Stirn führte Charles seine Mutter zu Carrington. Anscheinend hielt er es für überflüssig, seine Schwägerin mit dem Marquess bekannt zu machen. Da die Countess einen höheren Rang einnahm als ihre angeheirateten Verwandten, hätte sie zuerst vorgestellt werden müssen. Aber sie folgte ihnen wie

ein Schatten.

»Wie ich sehe, ist Charles Maitland hier«, bemerkte Adam mit ätzender Ironie.

»Ja, bedauerlicherweise«, bestätigte sein Schwager. Zweifellos würde Charles den Großteil des Abends im Spielsalon verbringen. Sobald er genug Champagner und Brandy getrunken hatte, würde Phineas ihm ein paar subtile Fragen nach Robert Maitlands verfrühtem Tod stellen. Er schaute zu dessen Witwe hinüber. Was mochte es kosten, ihre Zunge zu lockern?

In diesem Moment wollte sie vor

dem Duke knicksen. Aber Lady Honoria stieß sie beiseite. »Guten Abend, Euer Gnaden!«, kreischte sie und versank in einem so tiefen Knicks, dass Charles sie wieder hochziehen musste.

Lady Isobel trat zurück und blieb etwas abseits von ihrer Familie stehen, den Blick hielt sie auf die breite Kehrseite ihrer Schwiegermutter gerichtet. Züchtig faltete sie die Hände. Im Gegensatz zu den anderen Maitlands wirkte sie vornehm und würdevoll. Ihre weißen Arme zeichneten sich von dem dunklen Kleid ab.

»Wahrscheinlich glaubt Lady

Honoria, ein Mann in Carringtons Alter müsse fast taub sein«, flüsterte Adam. »Diese Konversation kann man wohl kaum überhören.«

»Guten Abend, Madam«, grüßte der Duke und trug jene ausdruckslose Miene zur Schau, die er für gesellschaftlich minderwertige Personen reservierte. Diesen Blick kannte Phineas sehr gut. Er beobachtete, wie sich die Züge seines Großvaters verhärteten, bis sie seine ganze fürstliche Arroganz ausstrahlten. Unbeirrt grinste das lavendelblaue Monstrum wie ein Pirat.

Inzwischen war Marianne den Maitlands gefolgt. Sie ergriff Carringtons Arm und zeigte an Honoria vorbei auf die schlanke Witwe. »Großvater, das ist Isobel, Countess Ashdown. Ihr Sohn ist ein guter Freund von Jamie.«

Bei diesem unschicklichen Hinweis – natürlich hätte Charles Maitland seine Schwägerin vorstellen müssen – lief das Gesicht des Duke rot an, und Phineas unterdrückte ein Lächeln.

Nun wurde Lady Isobel von Gästen, die an ihr vorüberschlenderten, etwas rüde angerempelt, als wäre sie

unsichtbar. Natürlich ist sie das, dachte Phineas. Inmitten einer Menschenmenge würde eine solche Frau wohl kaum Aufmerksamkeit erregen oder Gefühle wecken, die über Mitleid hinausgingen. Anmutig knickste sie, obwohl Lady Honoria wie ein Wall zwischen Carrington und ihrer Schwiegertochter stand.

»Countess Ashdown«, murmelte er und inspizierte das unscheinbare Kleid. »Wo ist der Earl of Ashdown heute Abend?«

»Selbstverständlich daheim im Bett, Euer Gnaden«, mischte Honoria sich ein, ehe Isobel zu Wort kam.

Phineas sah die Witwe erröten. An ihrer devoten Haltung änderte sich nichts. Doch das auflodernde Feuer in ihren Augen entging ihm nicht, bevor sie die Lider senkte. An ihrem weißen Hals hämmerte der Puls. Ein Zeichen von Zorn oder Verlegenheit? Sie schlang ihre Finger so fest ineinander, dass sie die schwarzen Satinhandschuhe zerknitterte.

»Ist er krank?«, erkundigte sich Carrington. Mit besorgt zusammengezogenen Brauen schaute er von Honoria zu Charles und Isobel.

»Wer?«, fragte Honoria zerstreut.

Ihre schmalen kleinen Augen hatten Miranda entdeckt, und Phineas hielt den Atem an. Irgendwie erweckte diese Frau den Eindruck, sie würde seine kleine Schwester zum Supper verspeisen.

»Natürlich meine ich den Earl of Ashdown«, erklärte Carrington und wandte sich an Isobel. »Ihr Ehemann, Madam?«

»Er ist tot«, verkündete Charles unverblümt. Auch er starrte Miranda an. Unsicher errötete sie, als er sich zu ihr neigte, unverhohlene Lüsternheit im Blick. Phineas wollte schon die Schwelle des Ballsaals überqueren, aber Adam hielt ihn

zurück.

»Vorsicht, Phin. Was würde Carrington sagen, wenn du auf dem Debütball deiner Schwester noch vor ihrem ersten Tanz einen Bewunderer zusammenschlägst?«

Sichtlich bestürzt und überrascht schaute der Duke Isobel an. Ein Lächeln veränderte ihre Züge. »Euer Gnaden, mein Sohn ist der derzeitige Earl of Ashdown. Und da er erst fünf Jahre alt ist, liegt er tatsächlich zu Hause im Bett.«

Phineas beobachtete, wie sie Honoria und Charles einen kurzen ärgerlichen Blick zuwarf. Doch das schienen die beiden nicht

wahrzunehmen.

Ganz offensichtlich mochte die Lady ihre angeheirateten Verwandten nicht. In der verkrampften Haltung ihres Kopfes, in den angespannten Muskeln ihres Kinns und des Halses zeigte sich ein innerer Aufruhr. Aber ihr Gesicht blieb emotionslos. Interessant, überlegte er.

Falls Isobel Maitland ein Geheimnis hütete, würde er es noch vor dem Ende dieser Nacht erfahren.

Nun schaute er wieder seinen Großvater an, der immer noch von Charles und Honoria bedrängt wurde. Unter dem rechten Auge des

Duke begann es gefährlich zu zucken. »Vielen Dank für Ihren Besuch«, sagte er pointiert. Doch die Maitlands rührten sich nicht von der Stelle.

»Wann werden Sie Bewerber empfangen, die um Lady Mirandas Hand anhalten, Euer Gnaden?«, fragte Honoria, und Phineas spürte jeden einzelnen Nerv in seinem erhitzten Körper.

In einem Zug leerte er sein Champagnerglas und stellte es übertrieben sorgsam auf ein Wandtischchen.

»Immer mit der Ruhe, alter Junge«, warnte Adam ihn erneut.

Phineas ballte eine Hand hinter seinem Rücken und beobachtete, wie Charles die Debütantin herausfordernd angrinste. Nervös schluckte sie. Rings um ihren Hals bebten die kostbaren Perlen. Die indiskrete Frage trieb das Blut noch dunkler in Carringtons Wangen, und Augusta klappte ihren Fächer mit einem Knall auf, der an einen Pistolenschuss erinnerte.

»In den nächsten Wochen werde ich keine ernsthaften Angebote erhalten«, entgegnete der Duke frostig.

Ungewohnter Familienstolz erwärmte Phineas' Herz. Immerhin

war es erfreulich, dass Carrington noch jemanden so sehr verabscheute wie seinen Erben. Ein schwaches Lächeln umspielte seine Lippen.

Als er wieder zu der Gruppe spähte, die sich um seinen Großvater scharte, begegnete er Isobels Blick. Sofort schaute sie weg. Wie ein Geist verschwand sie in der Gästeschar, gleichsam von lebendigen Körpern verschluckt.

»Vielleicht sollten wir Charles zum Dinner einladen und in seinem Gehirn nach Geheimnissen fahnden«, schlug Adam vor. »Allem Anschein nach ist er ganz

hingerissen von Miranda.«

»Glücklicherweise gibt es andere Methoden als die Folter, wenn man Informationen sammeln will!«, stieß Phineas hervor.

»Guter Gott, Phin, an so etwas habe ich nicht gedacht!«

»Wie würdest du ein Dinner mit einem Bauern wie Maitland denn sonst nennen?«

Am Fuß der Marmortreppe schlossen die Lakaien die Haustür, um zu bekunden, alle geladenen Gäste wären eingetroffen.

Schweren Herzens fand Phineas sich mit der Tatsache ab, dass sie nicht erschienen war. Oder er hatte

sie wegen der verdammten Maitlands übersehen.

Während das Orchester zu musizieren begann und sein Großvater die Debütantin auf die Tanzfläche führte, wanderte Phineas in den Saal. Aufmerksam ließ er seinen Blick über die Menschenmenge schweifen. Obwohl mehrere Tage seit Evelyns Maskerade verstrichen waren, erinnerte er sich immer noch an Yasminas Duft, den Geschmack ihrer Lippen, wie sie sich in seinen Armen anfühlte.

Aber er hatte keine Ahnung, wie s i e aussah. Er zermarterte sein

Gehirn, versuchte, vage Anhaltspunkte aneinanderzufügen, das Gesamtbild einer Frau zu erzielen. Sie war groß, denn die Spitze ihrer bestickten Kappe hatte sein Ohr erreicht. Auf mehrere anwesende Damen traf das zu. Doch die kannte er alle.

Und Yasmina besaß runde, reizvolle Brüste. Natürlich waren sie unter ihrem Kostüm verborgen gewesen. Aber er hatte sie in der Dunkelheit berührt, einen wohligen Seufzer vernommen und die erhärteten Knospen gespürt.

Der Reihe nach betrachtete er die üppigen, halb entblößten

Frauenbrüste, die den Ballsaal seiner Großtante füllten, und stellte sie sich nackt vor. Während er maßzunehmen versuchte – jeweils eine Handvoll –, krümmte er seine Finger.

Deutlich genug erinnerte er sich an Yasminas Parfüm, es war exotisch und unvergesslich. Er konnte wohl kaum den Saal durchqueren und an den Hälsen der Damen schnüffeln. Sonst würde er sich mehr Duelle im Morgengrauen einhandeln, als er innerhalb eines Monats zu erledigen vermochte. Vor der Mittagsstunde ließ er sich niemals außerhalb des Betts blicken, das gehörte zu seinen

unumstößlichen Regeln. Nach nächtlichen Ausschweifungen in schäbigen Spielhöllen und Gentlemen-Clubs durfte er nicht frühmorgens aufstehen, denn das würde nicht zum Bild des sorglosen Lebemanns passen, das er so sorgsam kultivierte. Auch ein Duell zu Ehren einer Dame wäre unvorteilhaft, denn es würde der Glaubwürdigkeit seiner Rolle schaden.

Yasminas Haarfarbe? Keine Ahnung. Doch er erinnerte sich an ihren Mund. Bei all den leidenschaftlichen Küssen hatten ihre vollen Lippen nach

Champagner geschmeckt. Hier entdeckte er keinen einzigen Mund, der ihm so lockend, so ausdrucksstark erschienen wäre.

Sekundenlang kniff er die Augen zusammen. Da schlenderte er beim Debüt seiner kleinen Schwester durch den Ballsaal seiner Großtante und hatte eine höchst unpassende Erektion.

Zum Teufel mit Yasmina!

Im Rückwärtsgang floh er hinter die nächstbeste Säule und überlegte, ob er unbemerkt aus dem Saal verschwinden konnte. Er brauchte frische Luft und …

»Autsch!«

Nachdem er auf irgendetwas Weiches getreten war, drehte er sich verwirrt um. Isobel Maitland stand gebückt auf einem Bein im Schatten und umklammerte taumelnd die Spitze ihres anderen Schuhs, das Gesicht war schmerzvoll verzerrt.

Instinktiv trat er zu ihr, um sie gegen neugierige Blicke abzuschirmen, obwohl das wohl kaum nötig war. Beinahe verschmolz ihr Kleid mit der finsteren Ecke, in die sie sich zurückgezogen hatte. Ihr bleiches Gesicht schien in der Düsternis zu schweben.

»Verzeihen Sie, Countess Ashdown, ich habe Sie nicht bemerkt«, entschuldigte er sich irritiert. Ausgerechnet auf sie musste er stoßen. »Keine Ahnung, wie ich Sie übersehen konnte …«

Sie ließ ihren Schuh los, richtete sich auf und suchte mit einer unbehandschuhten Hand Halt an der Säule, ihre Haut schimmerte so weiß wie der Marmor. »Schon gut, Sir«, begann sie in jenem frostigen Ton, an den er bereits gewöhnt war. »Ich hatte nicht mit Ihrer jähen Ankunft gerechnet. Sonst wäre ich Ihnen ausgewichen.«

Obwohl ihre Worte höflich klangen,

las er unverkennbare Abneigung in ihren Augen. Missbilligend kräuselte sie die Lippen. Fand diese unscheinbare Kreatur ihn dermaßen widerwärtig? Das ärgerte ihn. Normalerweise fühlten sich Frauen von ihrer Sorte geschmeichelt, wenn er ihnen seine Aufmerksamkeit schenkte.

»Genießen Sie den Ball?«, fragte er. Sicher war das unmöglich, wenn man sich in einer dunklen Ecke versteckte.

Sie errötete, was ihr Aussehen entschieden verbesserte.

Über hohen, fein gezeichneten Wangenknochen senkten sich lange

Wimpern. Plötzlich empfand er den Wunsch, die Nadeln aus ihrer matronenhaften Frisur zu ziehen, ihr Haar zu lockern, ebenso wie die Lady selbst, und herauszufinden, wie Isobel Maitland wirklich aussah. »Vielleicht möchten Sie ein Glas Champagner?«

Sie presste die Lippen zwischen die Zähne, sodass sie vollends farblos erschienen. Dann entgegnete sie sittsam: »Nein, danke.«

Unbehaglich stand er neben ihr. Es wäre ungehobelt, einfach wegzugehen und sie allein zu lassen. Während sie den

Fliesenboden anstarrte, nutzte er die Gelegenheit und musterte sie. Aus einer rein männlichen Perspektive betrachtet – ungeachtet ihrer bissigen Persönlichkeit, der strengen Frisur und der mangelnden Juwelen –, verbarg sich unter dem grässlichen Kleid eine erstaunlich wohlgeformte Figur.

»Marianne freut sich sehr, dass sie heute Abend gekommen sind«, sagte er etwas freundlicher. Aber sein Kommentar handelte ihm nur einen argwöhnischen Blick ein. »Lady Isobel, ich versuche, höfliche Konversation zu machen. Wenn Sie

sich daran beteiligen würden, wäre es hilfreich. Zum Beispiel könnten Sie auf die erstaunliche Menschenmenge hinweisen, die meine Großtante in diesen viel zu warmen Raum gezwängt hat. Oder Sie erwähnen das schöne Wetter. Was Sie verlauten lassen, muss nicht geistreich sein – falls das zu anstrengend für Sie wäre.«

Eigentlich hatte er angenommen, sie würde seinen Sarkasmus nicht verstehen. Aber jetzt erwiderte sie seinen Blick. In den goldenen Tiefen ihrer Augen funkelten Flammen. »Bisher war der Frühling kalt und feucht, abgesehen von den

letzten Tagen. Und ich glaube, die große Gästeschar hängt mit der Tatsache zusammen, dass hier ein Debütball stattfindet. Angesichts der Schönheit und des Reichtums von Lady Miranda wäre ich überrascht, würde sich auch nur ein einziger lediger Gentleman in einem anderen Londoner Stadtteil aufhalten. Übrigens hat Lady Marianne mir erzählt, auch Sie seien auf Brautschau, Sir. Das würde auch die zahlreich erschienenen Damen erklären, nicht wahr?«

Phineas blinzelte und erkannte die sanfte Ironie in ihrem Blick.

Zweifellos hatte Marianne recht. Wie er sich widerstrebend eingestand, besaß die Countess of Ashdown sehr schöne Augen. Verschmolzene Teiche aus Kupfer und Gold. Als hätte ein Alchimist das glanzlose Blei ihrer Erscheinung in etwas Kostbares verwandelt. Verfügte diese sauertöpfische, schwierige Witwe womöglich über gewinnende Züge? Das würde ihn gewaltig irritieren.

»Und Sie, Madam?«, fragte er kühl. »Wenn ich mich recht entsinne, starb Ihr Gemahl vor mehreren Jahren. Wäre es nicht an der Zeit, die Trauer zu beenden und wieder

zu heiraten?«

Aus ihren Wangen wich alle Farbe. Nervös spähte sie umher. Dann wandte sie sich wieder zu ihm. Für einen kurzen Moment glaubte er, einen erwartungsvollen Ausdruck in ihrem Blick zu entdecken, bevor sie die Lider senkte und seine Weste anstarrte.

Entsetzt presste er die Lippen zusammen. Guter Gott, hielt sie seine Frage für einen Antrag? Selbst wenn es so wäre, müsste sie sich geehrt fühlen. Ein Marquess, der um die Hand eines Suppenhuhns bat! Stattdessen geriet sie in unbegreifliche Verlegenheit.

Vielleicht hatte sie Robert Maitland geliebt, und er hatte sie gefühllos an ihren Verlust erinnert. Vom grausamen Schlag seiner unbedachten Worte getroffen, sank sie in sich zusammen. Das wäre der geeignete Zeitpunkt, um ihr einige Fragen nach ihrem verblichenen Ehemann zu stellen, seinen Charme zu nutzen und ihr Informationen zu entlocken. Doch zu einem Flirt, ausgerechnet mit ihr, konnte er sich nicht durchringen.

»Bitte, Madam, ich wollte keineswegs …«, begann er, um sie zu trösten.

Aber inzwischen hatte sie ihre

Verwirrung überwunden. Sie straffte ihren Rücken und richtete sich auf wie eine Blume auf einem zu dünnen Stängel. Nun verflog ihre Verletzlichkeit und wurde von fast wütendem Stolz verdrängt. Sichtbar hoben und senkten sich ihre Brüste unter dem knisternden Bombasin. »Ich glaube, der erste Tanz ist beendet, Sir, Lady Miranda sucht nach Ihnen.« Um das Getümmel zu überblicken, wandte sie sich von Phineas ab, den schlanken weißen Hals, der ihm wie ein Symbol ihrer Entrüstung erschien, reckte sie hoch.

Offenbar war er entlassen, und das

missfiel ihm. Sie sollte dankbar sein, weil er sich Zeit genommen und ein paar Worte mit ihr gewechselt hatte. Für sie musste das den Höhepunkt des Balls bedeuten, denn niemand anderer würde sie beachten. Nach einer förmlichen Verneigung entfernte er sich, ohne ihr einen schönen Abend zu wünschen.

Isobel fixierte den schwarz-weißen Marmorboden, damit sie Blackwood nicht davonschlendern sah. Doch dann wurden ihre Augen erbarmungslos zu ihm hingezogen, wie Motten zum Licht. Wahrscheinlich war er der dümmste

Mann, den sie jemals gekannt hatte, noch törichter als Charles, Robert und ihr Vater. Außerdem beging er die Sünden der Arroganz und der Unhöflichkeit. Nicht einmal annähernd ahnte er, wer sie war und was er mit ihr erlebt hatte. Sie beobachtete, wie er sich galant vor seiner Schwester verbeugte und sie auf die Tanzfläche führte.

Liebevoll lächelte er Lady Miranda an, während sie tanzten. In Isobels Kehle stockte der Atem, und sie erinnerte sich wehmütig an die Wärme in seinen Augen, als er sie auf Evelyns Maskenball angeschaut hatte. Da hatte er sie betrachtet,

als würde sie ihn faszinieren, als wäre sie die begehrenswerteste Frau auf Erden. Ihr Herz krampfte sich zusammen. Gar nichts hatte es bedeutet, denn er war ein gefühlloser Wüstling, ein geübter Verführer, keiner weiteren Gedanken würdig.

Trotzdem konnte sie ihren Blick nicht von ihm losreißen, von seinen perfekten Tanzschritten. Harmonisch bewegte er seinen athletischen Körper im Takt der Musik, der stolze Inbegriff maskuliner Vollkommenheit.

Isobel leckte über ihre plötzlich trockenen Lippen und sehnte sich

nach jenem Glas Champagner, das sie vorhin abgelehnt hatte. Aber in Honorias Gegenwart wagte sie sich diesen Genuss nicht zu gönnen. Bei gesellschaftlichen Ereignissen durfte sie keinen Alkohol trinken, der ihr Gehirn benebeln und sie wie ihre Mutter zu einer Affäre mit einem italienischen Musiker treiben konnte. Sie schaute zum Orchester hinüber. Keiner dieser Männer sah italienisch aus. Und es war auch keiner dabei, für den sie alles aufgeben würde.

Keiner war Blackwood.

Nach dem Tanz geleitete er seine Schwester zu ihrem nächsten

Partner und lehnte sich an eine Säule in Isobels Nähe. Obwohl sie nur wenige Schritte entfernt stand, schaute er kein einziges Mal in ihre Richtung. Er nahm ein Champagnerglas vom Tablett eines Lakaien, und sie sah, wie beim ersten Schluck seine Halsmuskeln vibrierten. Ihr Mund wurde wässrig.

Blackwood beobachtete seine Schwester, die ihren Tanzpartner kokett anlächelte, und seine glühenden Augen schienen Löcher in das elegante Jackett des Gentlemans zu bohren.

Glaubte er, Lady Miranda würde seinen Schutz brauchen? Eifersucht

zerrte an Isobels Nerven. Welch ein Heuchler … Hier mimte er den verantwortungsvollen Bruder, woanders verführte er die Frauen reihenweise und ließ sie dann fallen. Vermutlich hatte er die Begegnung mit Yasmina bereits vergessen und inzwischen mit zehn anderen Frauen geschlafen, obwohl seit jener Nacht nur wenige Tage verstrichen waren. Die Erinnerung an seinen Körper auf ihrem raubte ihr den Atem. Erschauernd zwang sie sich zur Ruhe, um gelassen zu wirken, obwohl ihr rasendes Herz aus der Brust zu springen und vor Blackwoods Füße zu fallen drohte.

In wachsender Verzweiflung starrte sie eine kichernde Dame in fashionablem rosa Taft an, die ihn zum Tanz aufforderte. Das übliche Schurkenlächeln auf den Lippen, folgte er ihr. Mit allen Fasern ihres Seins wünschte Isobel, er würde sie im Arm halten und über den Marmorboden wirbeln. Immer wieder tanzte er an ihrer Ecke vorbei, keinen einzigen Blick warf er ihr zu. Unglücklich sah sie ihn etwas ins Ohr seiner Partnerin flüstern, das ihre Wangen so rosig färbte wie ihr Kleid.

Isobel wagte kaum Luft zu holen, aus Angst, ihr Atem würde sich zu

einem Schrei steigern. Reglos stand sie da und erwartete, Blackwood würde seine Partnerin in den Garten führen. Das tat er nicht. Als die Musik verklang, verneigte er sich. Dann tanzte er mit einer anderen Dame.

Nur Tänze …

Von Erleichterung erfasst, schwankte Isobel, presste eine Hand auf den Mund und erstickte ein Schluchzen. Überflüssig, denn niemand schaute sie an. Nicht einmal Honoria. Unbemerkt verschmolz sie mit den Schatten – wurde selbst ein Schatten.

11

»Guten Morgen, Blackwood. So früh bist du schon auf den Beinen? Wie ungewöhnlich. Wann ich dich das letzte Mal am helllichten Tag sah, weiß ich gar nicht mehr.«

Der Scherz bewog Phineas, die Augen zu verdrehen. Ansonsten ignorierte er den Sprecher, wer immer er sein mochte. Natürlich musste er dem Mann recht geben. Es war erst kurz nach zehn Uhr. Um einen erholsamen Schlaf gebracht, hatte er sein Bett schon vor Stunden verlassen. Noch immer plagten die Gedanken an Yasmina

seinen Geist und seinen Körper.

»Gestern Abend auf dem Ball fand ich keine Gelegenheit, dich zu begrüßen. Deine Schwester sah bildschön aus.«

Bei diesen Worten erwachte Phineas' Aufmerksamkeit. Er hörte auf, über das Fesselgelenk einer besonders hübschen Stute zu streichen, und schaute Gilbert Fielding an. Diesem alten Freund begegnete er nur noch selten. Der respektable Gentleman begab sich nicht in die fragwürdigen Etablissements, die er selbst frequentierte.

Während er Gilberts sympathisches

Gesicht musterte, entdeckte er keine lüsternen Zweideutigkeiten, die Miranda betrafen. Erleichtert glättete er seine gefurchte Stirn. »Ah, Fielding …«, murmelte er und streichelte die Nase der Stute, die erfreut wieherte. Dann drückte sie ihren Kopf an seinen Mantel und suchte nach Leckerbissen. Typisch Frau.

»Willst du ein Pferd kaufen?«, erkundigte sich Gilbert, und Phineas hob eine Braue.

»Aus welchem anderen Grund sollte ich zu dieser unchristlichen Stunde im Tattersall's auftauchen? Ich brauche ein passendes Reitpferd

für meine Schwester. Mit den langweiligen Gäulen im Stall meiner Großtante kann sie nichts anfangen.« Das hatte sie auf dem Ball beim Flirt mit einem Gecken erwähnt, während ihr Bruder sie belauschte. Jener Verehrer hatte ihr an diesem Morgen Blumen geschickt. Aber Phineas entschloss sich zu einer großzügigeren Geste. Wann er ihr zuletzt etwas geschenkt hatte, wusste er nicht mehr. Auch das zählte zu den Problemen, die ihm den Schlaf geraubt hatten – wie sollte er seine Schwester vor Mitgiftjägern schützen oder zumindest von ihnen

ablenken? Mit einem Pferd würde ihm das vielleicht gelingen.

Das andere Problem war die Frage, warum Yasmina den Ball nicht besucht hatte. Allmählich glaubte er, jenes erotische Erlebnis hätte er sich nur eingebildet. Eine bittere Mischung aus ungestillter Lust und Enttäuschung grub neue Falten in seine Stirn.

»Wenn ich das bemerken darf – dieses hübsche Mädchen würde perfekt zu einer Schönheit wie Lady Miranda passen.« Behutsam tätschelte Gilbert die Flanke der Stute und inspizierte sie voller Bewunderung.

Denkt er an das Pferd oder an die Lady?, überlegte Phineas und nickte dem Reitknecht zu. Der Bursche ergriff die Zügel der Stute und rannte mit ihr davon, um dem Interessenten ihren Laufstil zu zeigen.

»Und was führt dich hierher, Gil?«, fragte Phineas und schlenderte zur Koppel. An den Zaun gelehnt, beobachtete er die Stute.

»Ich muss ein Pferd für einen Army Captain aussuchen«, erwiderte Gilbert und folgte ihm. Missgelaunt verzog er die Lippen, was seinem Freund nicht entging.

»Also wird dein Vater seinen

Willen durchsetzen?«

Gilbert seufzte. »Sieht so aus. Er hat mir befohlen, ein Army-Patent zu kaufen, weil sein Zweitgeborener kein nutzloses Leben führen soll. Immerhin, Gott segne sein gütiges Herz, gönnt er mir eine Galgenfrist bis zum Ende der Saison, damit ich eventuell eine reiche Ehefrau finde.« Er schaute zum bewölkten Himmel auf, aus dem jeden Moment ein eisiger Frühlingsregen zu fallen drohte. »Wenigstens ist es in Spanien warm, soviel ich gehört habe.«

»Hast du schon etwas ins Auge gefasst?«

»Der graue Hengst da drüben gefällt mir, vor allem sein wachsamer Blick. Anscheinend ist er vernünftig genug, um Reißaus zu nehmen, sobald er eine Gefahr wittert, und mich zu retten«, fügte Gilbert grinsend hinzu.

»Eigentlich habe ich potenzielle Bräute gemeint.«

»Nein.« Gilberts Lächeln erlosch. »Bisher nicht. Aber die Saison ist noch jung. Unglücklicherweise bin ich ziemlich wählerisch, was Frauen betrifft. Bei Pferden nicht so sehr.«

»Gute Zähne, starke Beine, zwanzigtausend pro Jahr?«

»Mit dreitausend würde ich mich

begnügen, solange wir einander zugetan sind«, erklärte Gilbert. »Ich wünsche mir eine Ehefrau. Nicht nur ein Einkommen. Natürlich könnte man auch eine steinreiche Frau lieben, wenn sie die Richtige ist, nicht wahr? Zum Beispiel Lady Miranda …« Halb hoffnungsvoll, halb scherzhaft schaute er den Freund an.

»Vergiss es, Fielding.« Verbittert schnitt Phineas eine Grimasse. »Carrington erwartet, dass sie einen Adelstitel heiratet. Und du hast keinen.«

Gilbert verfolgte die Darbietung der Stute. Nachdem der Reitknecht

sie im Schritt hatte gehen lassen, versetzte er sie in leichten Trab. Anmutig stolzierte sie umher, wie eine Debütantin auf der Bond Street vor den Augen bewundernder Gentlemen. »Armer Teufel, wer immer sie heiraten wird … Er wird auch mit dir verwandt.«

Das meinte er nicht boshaft oder beleidigend, eher als Witz, der eine unbehagliche Atmosphäre mildern sollte, und Phineas fasste es auch so auf.

Gilbert zeigte ans andere Ende der Koppel. »Nun werde ich mir den Grauschimmel genauer ansehen. Sicher wird seine Farbe gut zur

scharlachroten Uniform eines Captains passen. Um ein gutes Kavalleriepferd auszusuchen, sollte man nicht bis zur letzten Minute warten.«

Den Kopf hoch erhoben, ging er davon, und Phineas blickte ihm nach. Mit jedem Schritt auf dem schlammigen Boden bekundete Fielding seinen Stolz. Der zweitgeborene Sohn war sich seiner geringen gesellschaftlichen Position und seiner schlechten Chancen auf eine lukrative Heirat bewusst.

Und Phineas hatte ihn auch noch herzlos daran erinnert. Natürlich hatte er ihn nicht kränken wollen,

denn er mochte den ehrbaren, anständigen Mann. Wenn Gilbert spielte, blieb er stets innerhalb seiner finanziellen Grenzen. Ab und zu trank er, verlor aber niemals die Contenance, falls er zu tief ins Glas geschaut hatte. Alle Frauen – sogar Huren und Dienstmägde – behandelte er höflich. Eindeutig ein liebenswerter Gentleman, trotz seines Geldmangels.

Mit schmalen Augen taxierte Phineas seinen Freund und fand, Gil würde gut aussehen. Doch das konnte wohl nur eine Frau beurteilen.

Sollte eine respektable Dame

seinen Antrag annehmen, wäre er sicher ein guter Ehemann. Aber nach Phineas' Meinung ein grauenhafter Army-Offizier. Dazu war er viel zu ruhig, zu nett.

Natürlich könnte er das Problem in Mariannes fähige Hände legen. Sie würde ganz bestimmt eine passende Gemahlin für Gilbert finden. Oder kannte er selber eine wohlhabende Frau, die einen Ehemann brauchte? Plötzlich erinnerte er sich an Isobel Maitland. Reich, noch jung und … Er runzelte die Stirn.

Was denn? Hübsch?

Er verdrängte den Gedanken an

die schönen Augen der Countess und ihre scharfe Zunge, dann klappte er seinen Mantelkragen hoch. Für Gilbert war sie nicht die Richtige.

Nun begann es zu nieseln. Er hatte gehofft, er könnte seiner Schwester noch an diesem Morgen die Stute bringen und mit ihr durch den Hyde Park reiten. Bei jedem Wetter hätte die alte Miranda das Pferd ausprobiert. Doch die neue würde um ihre handgearbeiteten Reitstiefel bangen und ihnen keinen Regen zumuten.

Wenn er bloß einen Bräutigam wie Gilbert Fielding für sie fände …

Welch ein Pech, dass der Mann nicht wenigstens einen untergeordneten Titel trug, dass er weder ein Herrschaftshaus noch eine kleine Farm besaß.

Phineas gab dem keuchenden Reitknecht, der immer noch mit der Stute umherrannte, einen Wink. Kokett zwinkerte sie ihm mit ihren schönen dunklen Augen zu, warf ihre goldene Mähne zurück und reckte den geschmeidigen Hals möglichst vorteilhaft empor. Wie fabelhaft sie zu flirten verstand … Also passte sie großartig zu Miranda.

»Gut, ich nehme sie!« rief er.

12

»Wie schade, dass Lady Miranda heute Nachmittag ausgegangen ist!«, jammerte Honoria zum dritten Mal. Mit zusammengekniffenen Lidern musterte sie das Gemälde über dem Kamin in Lady Augustas Salon und schätzte seinen Wert ab.

Zähneknirschend las Isobel die unverhohlene Habgier in der Miene ihre Schwiegermutter. Das Porzellan hatte Honoria bereits überprüft, eine zierliche Teetasse ins Licht gehalten und die Signatur des Herstellers am Boden inspiziert.

»Das ist ein Gainsborough«,

verkündete Lady Augusta in schneidendem Ton. Mit Argusaugen verfolgte sie, wie ihr Gast das kostbare Dekor des Salons erforschte. »Er war mit meinem verstorbenen Gemahl befreundet. Diese Landschaft hat er auf meinem Gut in Norfolk gemalt.«

Errötend nahm Isobel den kaum bemäntelten Tadel zur Kenntnis, da ihre Schwiegermutter nicht genug Anstand besaß, um eine gewisse Verlegenheit zu zeigen.

»Oh, tatsächlich? Wird Miranda den Landsitz erben?«, fragte Honoria.

Erstaunt verschluckte Marianne

sich an ihrem Tee und schaute voller Belustigung zu Isobel hinüber, die ihre taktlose Verwandte keineswegs komisch fand. In Honorias Gegenwart wagte sie den funkelnden Blick nicht zu erwidern.

Da niemand Mariannes Amüsement teilte, wurde sie sofort wieder ernst. Ohne die Frage zu beantworten, musterte Augusta den unverschämten Gast von oben herab.

Auf dem Kaminsims tickte eine Uhr, es war das einzige Geräusch in der drückenden Stille. Isobel nahm einen Schluck Tee, stellte die Tasse

wieder ab, und das leise Klirren wirkte wie ein Donnerschlag. Erschrocken zuckte sie zusammen, als Honorias schrille Stimme erneut erklang.

»Lord Charles hatte gehofft, uns heute Nachmittag zu begleiten. Aber er war anderweitig beschäftigt.«

Gelangweilt schaute Lady Augusta vor sich hin. Marianne erweckte den Eindruck, sie würde am liebsten in Gelächter ausbrechen. Honoria spreizte sich so wichtigtuerisch, dass Isobel erwartete, die Frau würde zerplatzen.

In Wirklichkeit hatte Charles nicht

das geringste Interesse an dieser Teestunde gezeigt. Die ganze Nacht hatte er in seinem Club verbracht. Erst im Morgengrauen war er nach Hause gekommen und erschöpft ins Bett gefallen. Trotz der zahlreichen schriftlichen Nachrichten seiner Mutter, die Jane Kirk in seinem Zimmer ablieferte, weigerte er sich, aus den Federn zu kriechen. Erst kurz vor fünf hatte Honoria schließlich die Kutsche bestellt und auf seine Begleitung verzichtet.

In diese Einladung zum Tee war sie nicht einbezogen worden. Am liebsten hätte Isobel die beiden Ladys auf den Knien um Verzeihung

gebeten, weil sie ihnen ihre Schwiegermutter und ihren Schwager zumutete. Mochte Charles auch nicht in Fleisch und Blut anwesend sein, beherrschte Honoria die Konversation mit Geschichten über ihren Sohn, die nur sie interessant fand.

»Natürlich hat Charles furchtbar viel zu tun, weil er die Buchhaltung seiner Grundstücke in Waterfield Abbey, Ashdown und Craighurst prüfen muss«, log sie. »Auf diesen Landgütern hat er zahlreiche Verbesserungen vorgenommen.« Sie neigte sich vor und flüsterte Augusta zu: »Im letzten Jahr hat er

einen beträchtlichen Profit herausgeholt. Oh, ich wünschte, er wäre mein Erstgeborener gewesen! Mein älterer Sohn Robert war niemals so klug und geschäftstüchtig, und seine Enttäuschungen im Leben …« Ihre großen Kuhaugen glitten in Isobels Richtung, dann zurück zu Augusta. »… führten schon in jungen Jahren zu seinem Tod.«

»Ach, wirklich?«, murmelte Augusta hochnäsig.

Isobel ignorierte die mittlerweile vertraute Beleidigung, doch Honoria hatte etwas sehr Bemerkenswertes erwähnt. Die Landgüter Waterfield

Abbey und Craighurst hatte sie von einem Onkel geerbt. Eines Tages würden sie Robin gehören. Roberts Testament zufolge wurden sie von Charles verwaltet. Erst letzte Woche hatte er ihr mitgeteilt, was ihren gesamten Grundbesitz betreffe, seien Verluste zu beklagen. Deshalb müsse er ihr vierteljähriges Taschengeld kürzen. Und jetzt prahlte Honoria mit den Profiten, die diese Landgüter abwerfen würden. Natürlich durfte Isobel die Buchhaltung nicht prüfen. Unauffällig straffte sie die Schultern, sie war von bitterem Zorn erfüllt, den sie nicht zu zeigen

wagte.

»Ja, in der Tat«, fuhr Honoria fort und nahm sich noch ein Cremetörtchen vom Silbertablett, das auf dem Tisch stand. »Charles wird eine brillante Partie machen, das Mädchen muss sich glücklich schätzen. In ganz England gibt es keinen solchen Mann.«

Was zweifellos stimmt, dachte Isobel und studierte die fantasievollen, in den Orientteppich eingewebten Vögel.

»Genau das hat auch mein Mann über Lord Charles gesagt, Lady Honoria«, bemerkte Marianne zuckersüß. Isobel warf ihr einen

raschen Blick zu, sah aber nur große, unschuldige Augen. »In so mancher Hinsicht ist er einzigartig.« Nur Isobel hörte den Spott aus der sanften Stimme heraus. Einzigartig langweilig. Einzigartig dumm. Einzigartig habgierig. Schweigend ergänzte sie die Liste, die Marianne in Gedanken aufgestellt haben musste.

»Jetzt sind unsere fünfzehn Minuten beendet, Honoria«, murmelte sie. »Wirklich, wir sollten gehen.«

»Unsinn!«, stieß Honoria entrüstet hervor. »Wir sind geladene Gäste. Kein gewöhnlicher Besuch. Also

können wir noch eine Weile bleiben. Ich habe so viel über Charles zu erzählen.«

Um nicht laut aufzuschreien, biss Isobel auf ihre Lippen.

»Ja, bleiben Sie etwas länger, Isobel«, bat Marianne. »Vielleicht können wir in den Garten gehen. Würde dir das etwas ausmachen, Großtante?«

»Da dies mein Haus ist, muss ich wohl für deine Gäste die Gastgeberin spielen«, erwiderte Augusta ausdruckslos. »Am besten bestelle ich noch eine Kanne Tee und etwas Kuchen. Gewiss würde es sich sehr vorteilhaft auf meine

Gesundheit auswirken, wenn das De Courcey House nächste Woche bewohnbar ist. Dann wirst du deine Freunde dorthin einladen. Und ich habe endlich wieder meine Ruhe.«

Entschuldigend lächelte Marianne und tätschelte die Hand ihrer Großtante.

»De Courcey House?«, fragte Honoria begierig und spähte von Augusta zu Marianne hinüber.

»Ja, Lady Honoria«, bestätigte die Countess of Westlake. »Die Londoner Residenz meines Ehemanns. Sie wird gerade renoviert, und wir nahmen nicht an, dass die Handwerker ihre Arbeit so

schnell beenden würden. In einer Woche kehren wir zurück, und meine Großtante kann wieder ihren gewohnten Frieden genießen.«

»Ah, ich verstehe«, sagte Honoria. Beinahe hörte Isobel, wie die ungeölte Maschinerie im Gehirn ihrer Schwiegermutter zu funktionieren versuchte. »Wird Lady Miranda weiterhin hier wohnen? Oder bei Ihnen, Lady Marianne?«

»Hier, wie es sich schickt«, entgegnete Augusta mit scharfer Stimme. »Und alle Fragen, die sich um interessierte Bewerber oder Heiratsanträge drehen, werden selbstverständlich an meinen

Bruder in Blackwood House gerichtet.«

»Blackwood?« Honoria blinzelte und begann zu zittern, als würde ein Gespenst hinter ihr lauern.

Irgendwie traf das sogar zu, denn soeben war der Marquess mit Lord Westlake eingetreten.

»Guten Tag«, grüßte er trocken. Mit einem Schreckensschrei fuhr Honoria herum und starrte ihn an, eine feiste Hand presste sie auf den Busen, wo ihr Herz pochen würde, wenn sie eines besäße.

Isobel beobachtete, wie er Honorias entsetzten Blick erwiderte, indem er die Augen nur ganz leicht

verengte. Er verneigte sich, dann wandte er sich zu ihr. Wie die gelangweilte Höflichkeit bekundete, die sein attraktives Gesicht zeigte, war sie die letzte Person, die er im Salon seiner Großtante erwartet hatte oder zu sehen wünschte. In ihrem Magen entstand ein schmerzhaftes, flaues Gefühl.

Trotz der Anwesenheit der Gäste stand Marianne auf und küsste ihren Mann. »So früh kommst du schon zurück, Adam? Wie wundervoll!«

Lässig lehnte Blackwood sich an das Kaminsims, ein paar Schritte von den anderen entfernt. Vielleicht

hatte er diesen Standort gewählt, um sich besser in Szene zu setzen.

Isobel versuchte, sich auf ihre Fingerspitzen zu konzentrieren, die ein wenig bebten. Doch sie konnte der Versuchung nicht widerstehen und betrachtete ihn durch gesenkte Wimpern. An seinen Stiefeln klebte getrockneter Schlamm. Offenbar war er ausgeritten. Eng schmiegte sich das Leder an seine Waden, als wäre es ebenfalls ein bisschen in ihn verliebt. Auch die hellbraunen Breeches saßen wie angegossen. Dazu trug er einen dunkelblauen Rock, eine cremefarbene gestreifte Weste und ein weißes

Krawattentuch, der perfekte Inbegriff männlicher Eleganz.

Schließlich erreichte ihr Blick sein Gesicht, das die frische Frühlingsluft ein wenig gerötet hatte. Da wurde ihr bewusst, dass er beobachtet hatte, wie sie ihn von oben bis unten inspizierte wie ein Flittchen. Verlegen spürte sie das Blut, das ihr in die Wangen stieg. Seine Lippen bewegten sich rätselhaft, es war weder ein Lächeln noch eine Grimasse, seine Augen erschienen ihr unergründlich. Plötzlich enthielt der Salon zu wenig Atemluft.

»Sicher erinnerst du dich an Isobel, Bruderherz«, sagte Marianne.

»Natürlich. Guten Tag, Countess Ashdown.« Seine Stimme verriet nicht, was er dachte, und er ließ sie nicht aus den Augen.

Dann fühlte sie Honorias prüfenden Blick, eisige Angst verdrängte die Hitze aus ihrem Körper. Später würde sie erklären müssen, warum sie Blackwood kannte. Ihr stand ein langwieriges, beklemmendes Verhör bevor, gefolgt von einer ebenso schrecklichen Strafpredigt.

Sie richtete sich auf und starrte in die bernsteinfarbenen Tiefen ihres Tees. Zwischen ihren Brüsten bildete sich kalter, anklagender

Schweiß. Doch unter der schlichten Wolle ihres Kleids, an der seidenen Liebkosung ihres Dessous prickelte ihre Haut heftig, wie immer in Blackwoods Nähe. Hastig nahm sie einen Schluck von dem Tee, den Marianne frisch eingeschenkt hatte, und verbrannte sich die Zunge. Doch das spielte keine Rolle, es lenkte sie wenigstens ein bisschen von Blackwood ab. Inständig hoffte sie, der Marquess würde verschwinden und die Damen in Ruhe ihren Tee genießen lassen.

»Trinkt doch Tee mit uns«, lud Augusta die Gentlemen zu Isobels Entsetzen ein. »Gerade wollte

Marianne mit der Countess of Ashdown in den Garten gehen, ihr zwei könnt mir helfen, Lady Honoria zu unterhalten.«

»Weißt du, dass es regnet, Marianne?«, fragte Adam De Courcey und setzte sich neben seine Frau.

Sie schenkte ihm ein strahlendes Lächeln, das den ganzen Raum bis in alle Ecken mit Liebe erfüllte. Um einen sehnsüchtigen Seufzer zu ertränken, nahm Isobel noch einen Schluck Tee und verbrannte ihre Zunge erneut. Hastig stellte sie die Tasse ab.

»Nachdem ihr beide erschienen

seid, bleiben wir natürlich hier«, antwortete Marianne. »Gerade habe ich Isobel erzählt, dass die Renovierungsarbeiten an De Courcey House beendet sind. Nach unserer Heimkehr möchte ich eine Party geben, Adam. Vielleicht sollten wir die Einladungen schon jetzt verschicken. Und nächste Woche feiern wir den neuen Glanz unseres Hauses mit einem grandiosen gesellschaftlichen Ereignis.«

Geflissentlich übersah sie die gefurchte Stirn ihres Ehemanns und wandte sich zu Isobel.

»Würden Sie mir bei der Planung

helfen, meine Liebe?«

»Nächste Woche ziehen wir erst mal ein, Marianne«, gab Westlake zu bedenken. »Bis dahin wird der Anstrich kaum getrocknet sein. Was für eine Party stellst du dir denn vor? Hoffentlich ein intimes kleines Dinner.«

»Keineswegs, ich wünsche mir ein großartiges Fest.«

»Was haltet ihr von einem Maskenball?«, fragte Blackwood.

Honoria schnappte geräuschvoll genug nach Luft, um von Isobels Stöhnen abzulenken, sie starrte ihn an. Aber er beobachtete Westlake.

»Ein Maskenball?« Augusta

schaute empört zwischen den beiden Gentlemen hin und her. »Wie grauenvoll! Da weiß man nie, mit wem man spricht.«

»Genauso sehe ich das auch«, pflichtete Honoria ihr bei und nahm noch ein Törtchen. An ihrem Doppelkinn klebte ein Sahneklecks. »Maskenbälle verabscheue ich.« Dramatisch schüttelte sie sich, das ganze Sofa erzitterte, und der Klecks Sahne landete zwischen ihren Brüsten.

»Nun, eine solche Fête wäre eine sehr große Herausforderung«, meinte Adam. »Im Ballsaal wird die Einrichtung immer noch von

Schonbezügen verhüllt.«

Entzückt drückte Marianne einen Kuss auf seine Wange. »Oh, dann erleben wir eine doppelte Demaskierung! Was für brillante Ideen du hast, mein Schatz!«

Isobel warf einen Seitenblick auf Honoria, die dieser indiskrete Liebesbeweis nicht erschütterte. Vielmehr interessierte sie sich für zwei wertvolle silberne Kandelaber.

»Wie finden Sie die Idee, Isobel?«, fragte Marianne.

»Ich?« Alle Augenpaare richteten sich auf Isobel. »Wie ich gehört habe, schwärmt der Prinzregent für Maskeraden.«

»Dann kommen Sie zu unserem Ball?«, erkundigte sich Marianne.

»Oh, ich …« Isobels Kehle zog sich zusammen, ihr Magen verkrampfte, und Blackwoods durchdringender Blick verschlug ihr die Sprache.

»Natürlich gehst du hin!« Honoria rammte ihr einen Ellbogen zwischen die Rippen. Beinahe fiel Isobel vom S o f a . »Auf Evelyn Renshaws Maskenball warst du ja auch, und der hat dir nicht geschadet.«

Eisige Angst drohte Isobels Herz zu lähmen.

»Sie haben Lady Evelyns Maskerade beehrt, Madam?«, fragte Blackwood.

Ihre Zunge klebte an den Zähnen, sie brachte kein Wort hervor und konnte ihn nur anstarren. Glücklicherweise wurde sie von Honoria gerettet, die das Gespräch wieder auf ihre eigenen Interessen lenkte, die natürlich ihrem unvergleichlichen Sohn galten.

»Wird Lady Miranda Ihren Ball besuchen, Countess Westlake? Charles wird meine Schwiegertochter sehr gern begleiten, weil er Maskenbälle genauso liebt wie ich«, schwatzte sie, ohne zu merken, dass sie sich selbst widersprach.

Isobel fixierte den Boden.

Mariannes Antwort hörte sie nicht.

Nichts und niemanden nahm sie wahr außer Blackwood. Unentwegt beobachtete er sie. Das wusste sie, obwohl sie ihn nicht anschaute. Seinen prüfenden Blick spürte sie wie eine Berührung, die über ihre erhitzten Wangen glitt. O Gott, wenn er die Wahrheit endlich doch noch erraten hatte – ausgerechnet hier, im Salon seiner Großtante.

In Honorias Gegenwart.

Sie zwang sich, den Kopf zu heben, und gab vor, die Kaminuhr an seiner Seite zu betrachten. In Gedanken flehte sie ihn an, nichts zu erwähnen, und musterte ihn

dabei verstohlen aus den Augenwinkeln. Aber sie entdeckte kein Wiedererkennen in seiner Miene. Er sah sie einfach nur mit einer gewissen Neugier wie eine Kuriosität in einem Museum an.

Da verdrängte plötzlich Ärger ihre Furcht. Sollte sie die ungeheure Dummheit dieses Mannes beklagen oder laut darüber lachen?

»Wann wird der Ball stattfinden?«, fragte Honoria, und Marianne dachte kurz nach.

»Am Donnerstag in einer Woche. Darf ich mir einen Teil deines Personals ausleihen, Großtante?«

»Das musst du wohl«, seufzte

Augusta. »Diesen Ball halte ich für eine ziemlich schlechte Idee. Übrigens werde ich ihn wahrscheinlich nicht besuchen. Wenn ich mich recht entsinne, habe ich für diesen Abend bereits eine andere Einladung.«

Liebevoll lächelte Marianne die alte Lady an und ignorierte ihre Absage. »Miranda braucht eine Anstandsdame. Wirst du dich wie üblich als Minerva verkleiden?«

Augusta stellte ihre Teertasse klirrend auf die Untertasse. »Natürlich. Warum sollte ich ein so wunderbares Kostüm nicht noch einmal tragen?«

Beinahe am Ende ihrer Nervenkraft, starrte Isobel auf Blackwoods Stiefelspitzen.

Diesen Maskenball hatte er vorgeschlagen. Dabei hatte er sich auf Evelyns Festivität kaum um ein Kostüm bemüht. Nur aus einem einzigen Grund konnte er den Ball besucht haben. Und sie hatte seine Gelüste, einer momentanen Laune entsprungen, bereitwillig und leidenschaftlich befriedigt.

Lodernde Flammen schienen ihren Körper zu verbrennen. Mit einem mühsamen Atemzug bekämpfte sie die Panik, die sie zu ergreifen drohte. Honoria würde sie zwingen,

auf Mariannes Ball zu erscheinen, damit Charles um Miranda werben konnte. Zweifellos würde sie den Abend in einer dunklen Ecke verbringen und mit ansehen, wie Blackwood eine andere Eroberung umgarnte.

Bei der Erinnerung an seine Liebkosungen, die für immer in ihre Haut gebrannt waren, erschauerte sie. In diesem Moment beschloss sie, ihn zu hassen.

13

»Irgendwie ist Charles Maitland zu Geld gekommen«, teilte Phineas seinem Schwager im Arbeitszimmer mit. Mariannes Gäste waren nach oben ins Kinderzimmer gegangen, um den jungen Earl of Ashdown zu holen. Und Augusta hatte die Gentlemen entlassen, weil sie nicht mehr gebraucht wurden.

Resigniert zügelte Phineas seinen Ärger. Er hatte dieses Haus betreten, weil er Adam über Neuigkeiten informieren wollte, und ganz sicher nicht, um mit Charles Maitlands grauenvoller weiblicher

Verwandtschaft Tee zu trinken. Wann immer er sich im selben Raum wie Lady Isobel aufhielt, musste er vor Wut die Zähne zusammenbeißen.

An diesem Tag trug sie ein besonders grässliches Kleid, eine dunkelblaue Abscheulichkeit mit schwarzen Borten, bis zum Kinn fest zugeknöpft, sodass sie eigentlich ersticken müsste. Wie eine Krähe hatte sie auf Augustas farbenfrohem, kirschrot und grün gestreiftem Sofa gekauert.

Bis sie errötet war. Das hatte ihr Äußeres verbessert. Ein bisschen. Er machte sie nervös. Das hatte er

sofort bemerkt und helle Schadenfreude empfunden. Anscheinend bildete sie sich ein, sie wäre zu gut und ehrbar, um die Nähe eines Wüstlings von seiner Sorte zu erdulden. Irritiert fragte er sich, warum er überhaupt Notiz von ihr nahm, obwohl sie ihn so offensichtlich verachtete.

»Tatsächlich?«, murmelte Adam und hörte nur mit halbem Ohr zu, denn er las einen Brief Lord Philip Renshaws an seine Gemahlin, den Phineas entwendet hatte, bevor er Lady Evelyn erreicht hatte.

Wenn Adam die Lektüre beendet hatte, würde Phineas das Schreiben

zu Lady Evelyn bringen und ihre Reaktion auf die Nachricht ihres Mannes beobachten, um eventuelle Hinweise auf dessen Versteck zu erhalten.

Wie üblich studierte Adam jedes einzelne Wort. Rastlos ging Phineas zum Fenster und spähte durch die regennasse Scheibe. Aus reiner Gewohnheit suchte er den Gehsteig und den kleinen Park vor dem Haus nach irgendwelchen verdächtigen Anzeichen ab. Natürlich fand er nichts dergleichen, weil es in Strömen goss. Außerdem war dies Mayfair, nicht das Londoner Hafenviertel. Bei diesem Wetter

blieben respektable Leute in ihren vier Wänden.

Er drehte sich zu Adam um. »Gestern Abend hat Maitland mehrere Schuldscheine eingelöst, für Spielschulden in beträchtlicher Höhe«, berichtete er, um seinen Schwager zur Eile anzutreiben.

»Vielleicht hat er am Kartentisch gewonnen. Oder er hatte Glück beim Würfeln. Manchmal passiert das sogar den ärmsten Pechvögeln.«

»Ja, aber normalerweise bezahlt er nur kleine Beträge, wenn er gewinnt. Selbst das tut er nur widerstrebend, weil sonst niemand

mehr mit ihm spielen würde. Oder er tat es höchst ungern, bis gestern. Nie zuvor hatte ich ihn lächeln sehen – ein beängstigender Anblick.«

»Wirklich?« Adam griff wieder nach dem Brief. »Seltsam, das hat Philip vor zwei Wochen geschrieben. Wenn ich die verschlüsselte Botschaft richtig deute, erklärt er Evelyn, sie würde Geld bekommen. Genau wie Maitland. Zumindest glaube ich, dass diese Worte so zu verstehen sind. ›Erwarte den Besuch meines Anwalts mit einem Wechsel.‹«

»Was soll daran verschlüsselt sein?

So subtil ist Renshaw nicht. Selbstverständlich meint er Geld. Nun lautet die große Frage – woher stammt der warme Regen? Philip hat noch höhere Schulden als Charles.«

»Vermutlich ist Lord Maitland einfach nur ein Schmuggler. Ein solcher Dummkopf kann nicht in Renshaws Absichten verstrickt sein. Also ignorieren wir ihn vorerst. Aber wir müssen Renshaw möglichst schnell aufspüren, bevor der Plan, den französischen König zu entführen, zu einem monumentalen Desaster ausartet. Meine Leute überwachen die Häfen. Da gibt es

keine Hinweise auf Vorbereitungen – und keine Spur von Philip. Wir haben nur diesen Brief. Für alle Fälle behalten wir auch König Louis im Auge. Irgendwelche Theorien, wo Renshaw stecken mag?«

»In der Nähe des Meers, wahrscheinlich auf dieser Seite des Kanals«, erwiderte Phineas. »Der Bote, dem ich den Brief abnahm, hatte noch Sand an den Stiefeln und stank nach Fisch. Hoch und heilig schwor er mir, er wisse von nichts und habe ein paar Münzen erhalten, damit er zusammen mit seinem Fang einen Brief nach London bringen würde.«

Adam schnupperte an dem Schreiben, das natürlich nur nach Pergament und parfümierter Tinte r o c h . »Bisher hat niemand festgestellt, wie Philip Nachrichten an seine Frau schickt. Die Post wird überwacht, ebenso alle Personen, die in Renshaw House ein und aus gehen. Mit welchem Trick bist du an diesen Brief herangekommen?«

»Nun, eine von Lady Evelyns Dienerinnen stammt aus Hythe und wird regelmäßig von ihrem Bruder besucht, der Fische und Geschenke von der Mutter mitbringt.«

»Ja, das hat mein Wachtposten schon vor einiger Zeit erzählt.«

»Ist ihm aufgefallen, dass jedes Mal ein anderer Bruder auftaucht?«

Adam grinste. »Mein Freund, du bist brillant.«

»Genau wie Renshaw. Zumindest dürfte er schlauer sein, als wir dachten. Mit wem er zusammenarbeitet, wissen wir immer noch nicht. Er ist uns stets einen Schritt voraus. Das erscheint mir gefährlich.«

»Bis in alle Ewigkeit kann er sich nicht verkriechen. Du wirst ihn bald aufstöbern. Damit rechne ich fest. Wenn’s jemand schafft, dann nur du. Und diese maskierte Frau … Weißt du inzwischen, ob sie mit

Renshaw in Verbindung steht?«

Seufzend trat Phineas wieder ans Fenster. Spielte die mysteriöse Yasmina eine Rolle in dieser Verschwörung? Ganz London hatte er abgesucht und sie noch immer nicht gefunden.

Unterhalb des Fensters gingen die Maitland-Damen mit dem kleinen Earl endlich zu ihrer Kutsche. Phineas beobachtete, wie Isobel hinter dem Jungen und der Schwiegermutter einstieg. Als der Wind ihren dunklen Rocksaum emporwehte, wurde ein zierlicher Fußknöchel entblößt.

»Ist das ein neuer Wagen?«, fragte

Adam, der gegen die Reize der Countess immun war, an seiner Seite.

Mit gerunzelter Stirn merkte Phineas, dass diese Frau ihn schon wieder von wichtigeren Dingen ablenkte. »Nein, aber das Gespann. Diese beiden Füchse wurden neulich im Tattersall's zum Kauf angeboten. Ziemlich teuer.«

»Ach ja, Charles ist zu Geld gekommen – und sicher nicht in Spielsalons.«

Nachdenklich beobachteten sie, wie die Kutsche durch den Regen davonrollte.

»Beim Tee hat Lady Honoria

erwähnt, seine Landgüter würden einen hohen Profit abwerfen«, sagte Marianne hinter ihnen, und Adam zuckte zusammen.

»Ah, meine Liebe, ich habe deine Schritte gar nicht gehört.«

Während er ihre Stirn küsste, ging Phineas zum Schreibtisch und steckte Renshaws Brief ein, bevor seine Schwester ihn entdecken konnte.

»Hat es dir Spaß gemacht, mit Lady Isobel Tee zu trinken?«, fragte Adam.

»Ja, ich denke schon«, seufzte Marianne. »Aber es wäre viel netter gewesen, hätte Lady Honoria nicht

alle Törtchen verschlungen und das Gespräch an sich gerissen. Nach ihrem Gerede bin ich sicher, dass Charles Maitland der langweiligste Mensch auf Erden ist.« Besorgt schaute sie ihren Mann an. »O Adam, ich fürchte, er will Miranda heiraten. Das müssen wir verhindern. Ich mag Isobel. Doch ich würde keine verwandtschaftlichen Kontakte mit Lady Honoria ertragen.«

»Was hat die Lady über Charles gesagt?«, fragte Phineas und hoffte auf interessante Informationen. Niemals würde sein Großvater einer Ehe zwischen Miranda und Charles

Maitland zustimmen. Allerdings wäre es schon unangenehm genug, wenn man mit ansehen müsste, wie der Mann das Mädchen zu betören suchte. Möglicherweise konnte er als Schmuggler entlarvt werden, dann dürfte er sich nicht mehr in Mirandas Nähe wagen.

Stöhnend schnitt Marianne eine Grimasse und sank in den Ohrensessel neben dem Schreibtisch. »Oh, sie erklärte uns, wie intelligent und attraktiv ihr Sohn sei. Neulich hat er eine Karriole gekauft und hellblau streichen lassen, damit sie ›zu den Augen einer gewissen jungen Dame

passt‹. Uff!« Angewidert erschauerte sie.

»Ah, eine neue Karriole?« Adam warf seinem Schwager einen Seitenblick zu. Das bemerkte Marianne, und Phineas sah ein gefährliches Funkeln in ihren Augen.

»Was ist los, Adam?«, fragte sie in scharfem Ton. »Beneidest du Lord Maitland um sein neues Spielzeug? Eigentlich dachte ich, deine Schiffe und dein Wintergarten mit den exotischen Pflanzen würden dir genügen.« Herausfordernd wandte sie sich zu ihrem Bruder. »Und du, Phineas? Wie kannst du es wagen, am Teetisch zu erscheinen und den

Eindruck zu erwecken, du wärst du ganze Nacht auf den Beinen gewesen?«

Mit hochgezogenen Brauen schenkte er ihr ein dreistes Grinsen. »Weil es der Wahrheit entspricht, teuerste Schwester.« Drei Partys hatte er besucht, in der Hoffnung, Yasmina zu finden. Dann war er Charles Maitland einige Stunden lang durch die schlimmsten Londoner Spielhöllen gefolgt. Der Mann besaß die Ausdauer einer Küchenschabe. Den Tagesanbruch hatte Phineas vor Evelyn Renshaws Haus erlebt und im kalten Morgennebel auf den Boten

gewartet, den Überbringer des Briefes.

Wie Dolche schienen Mariannes Augen ihn zu durchbohren. »Du solltest Großvaters Wunsch ernst nehmen und dich auf allen Eröffnungspartys nach einer Braut umschauen, nicht aber die Nächte durchmachen. Glaub bloß nicht, es wäre mir entgangen, wie du auf Mirandas Debütball in die Dekolletés der Damen gestarrt hast!« Mit einem sorgsam manikürten Fingernagel klopfte sie auf ihr Kinn, und ihre Augen verengten sich auf jene Weise, die Phineas stets zur Vorsicht mahnte.

»Meiner Ansicht nach befindest du dich gerade zwischen zwei Affären, Phin. Du kommst mir müde und ausgelaugt vor – und unbefriedigt.«

»Marianne!«, rief Adam erschrocken, Phineas stand reglos da. Verwirrt überlegte er, was seine Schwester bezwecken mochte. Wollte sie ihn ins Bett einer neuen Liebhaberin treiben?

»Habe ich nicht recht?«, fuhr sie fort. »Schau ihn doch an, Adam, irgendetwas quält ihn. Ich nehme an, es mangelt ihm an einer neuen Gespielin. Oder gibt es etwas anderes, das einen Wüstling bedrücken könnte?«

Adam räusperte sich und schaute so prüde drein wie die Witwe Maitland. »Bitte, Marianne, das Privatleben deines Bruders ist kein passendes Diskussionsthema. Und die Wahl seiner …« Auf der Suche nach einer schicklichen Umschreibung bewegte er lautlos die Lippen.

»Frauen? Bettgenossinnen? Huren?«, schlug Marianne ungeniert vor.

Entgeistert starrte er sie an. Ein Gentleman vom Scheitel bis zu den Spitzen seiner blank polierten Stiefel, erwartete der Earl von seiner Gemahlin ein damenhaftes

Benehmen, trotz ihres lebhaften Temperaments. »Diese ungehörige Konversation wünsche ich nicht fortzusetzen. Wechsle sofort das Thema, Marianne – wenn du so freundlich wärst.«

Mit einem vielsagenden Blick gab sie ihrem Bruder zu verstehen, die Debatte über seine Privatsphäre sei noch lange nicht beendet. Später würde sie noch einmal mit ihm darüber reden.

Warum setzt Adam sie nicht als Spionin ein?, fragte sich Phineas. Für diese Tätigkeit würde sie sich meisterhaft eignen, insbesondere für zielstrebige Vernehmungen. Vor

dieser Frau konnte man nichts verbergen.

»Worüber willst du denn stattdessen plaudern, Adam?«, fragte sie honigsüß und schlang ihre Finger im Schoß ineinander. Wie ein engelsgleiches Kind saß sie in dem wuchtigen Lehnstuhl.

»Beginnen wir mit der Frage, warum du verkündet hast, du würdest nächste Woche in De Courcey House einen Maskenball veranstalten.«

»Brillant, nicht wahr?« Lässig stand sie auf, schlenderte zum Sideboard und goss etwas Whisky in ein Glas. Phineas erwartete,

diesen Drink würde sie ihrem erzürnten Ehemann anbieten. Aber sie nippte selber daran.

»Hast du bedacht, wie viel Arbeit so ein Maskenball macht?«, erkundigte sich Adam.

»Nun, die Maskerade war Phins Idee.« Sie leerte das Glas. Dann lächelte sie ihren Bruder an.

»In der Tat.« Adam warf ihm einen scharfen Blick zu.

Um eine ausdruckslose Miene bemüht, studierte Phineas ein kleines Aquarell, das an der Wand hinter dem Schreibtisch hing und Augustas verstorbenen Mann zeigte. Wie seine verdrießliche

Miene zu bezeugen schien, trieb die Ehe so manchen Mann in einen verfrühten Tod.

»Wir müssen ein passendes Kostüm für dich finden«, entschied Marianne, ging um ihren Gatten herum und musterte ihn wie eine Schneiderin einen schwierigen Kunden. »Vielleicht verkleide ich dich als Pirat oder als Sir Francis Drake. Jedenfalls irgendwas, das mit der Seefahrt zusammenhängt …«

»Selbst wenn dein Bruder anderer Meinung ist – ich hasse Kostümbälle.« Adam fixierte Phineas immer noch.

»Es sei denn, sie dienen einem bestimmten Zweck?«, wandte Phineas ein.

In Adams Augen trat ein heller Glanz. Endlich verstand er, worauf sein Schwager hinauswollte.

Natürlich konnte Phineas nicht sicher sein, dass Yasmina Mariannes Ball besuchte. Das wusste er. Aber wenn es eine winzige Chance gab, dass sie in ihrem reizvollen Haremskostüm erschien, eine rote Halbmaske vor den mutwilligen Augen, wollte er die Gelegenheit nutzen. Wie wundervoll wäre es, die winzigen Perlknöpfe erneut zu öffnen … Seit

jener Nacht in Evelyns Garten hatte er mit keiner Frau geschlafen. Weil er keine so begehrenswert fand wie Yasmina. Was seine verhärmte äußere Erscheinung betraf, musste er seiner Schwester zustimmen.

»Was meinst du, Phin?« Sofort erwachte Mariannes Argwohn. »Welchen Zweck könnte eine Maskerade verfolgen?«

»Nun, wir würden unser renoviertes Stadthaus in grandiosem Stil eröffnen«, erklärte Adam und küsste ihre Wange. »Hast du schon eine Gästeliste aufgestellt?«

»Vergiss nicht, Evelyn Renshaw

einzuladen«, murmelte Phineas.

Glücklicherweise war sie jetzt abgelenkt wie ein Jagdhund, dem man ein Stück Fleisch hingeworfen hatte, sie rief: »Natürlich nicht! Wie ich höre, soll der Renshaw-Ball ein Triumph gewesen sein.«

»Kaum zu glauben, dass Lady Isobel dort war«, meinte Adam. »Hast du sie zufällig gesehen, Phin?«

Als Phineas diesen Namen hörte, verzog er die Lippen. An jenem Abend war er mit einer viel interessanteren Gesellschaft beschäftigt gewesen und frühzeitig verschwunden, seine Tasche voller

H o s e n k n ö p f e . »Nein. Wahrscheinlich hielt sie sich in einem anderen Raum auf. Für Mauerblümchen und tugendhafte Schäferinnen habe ich keine Verwendung.«

»Nun, wen soll ich denn einladen, um dich zu erfreuen, Phin?« Die Lider zusammengekniffen, starrte Marianne ihn an. »Vergiss nicht, Miranda wird erscheinen, vermutlich als Schäferin. Das zählt zu den wenigen Kostümen, die man jungen Damen, Witwen und vernünftigen Matronen zubilligt.«

»Also werden wir auch dich als Schäferin bewundern?«, hänselte

Phineas seine Schwester, und sie verdrehte die Augen.

»Auf keinen Fall! Ich will die alles überstrahlende Belle auf meinem Fest sein. Oh, so köstlich werden wir uns amüsieren! Versuch doch Adam davon zu überzeugen!«

Gepeinigt stöhnte der Earl und schaute seinen Schwager flehend an. Phineas hoffte, Yasminas Anwesenheit würde ihn für sein Leid entschädigen.

Diesmal würde er alles über sie erfahren, bevor der Abend ein Ende nahm.

14

Isobel betrachtete die beiden Kostüme, die Sarah nebeneinander auf das Bett gelegt hatte. Eines davon hatte Honoria für ihre Schwiegertochter ausgewählt. Sogar die Zofe musterte die dunkle Nonnentracht angeekelt. Das Gewand bestand aus grobem, formlosem Leinen, in einer undefinierbaren Farbe zwischen Grün und Schwarz. Der üppige Schleier glich einer wütenden Fledermaus, die eifrig bestrebt war, bedauernswerte Sünder mit wuchtigen Flügelschlägen zu

strafen.

»Sind Sie sicher, dass Lady Honoria schon weggegangen ist?« Seufzend wandte Isobel ihren Blick von dem grausigen Kostüm ab. »Zusammen mit Miss Kirk?«

»Ja, die beiden besuchen eine Spielkartenparty bei Lady Conrad«, antwortete Sarah. »Sie ist eine Cousine zweiten Grades von Miss Kirks Onkel. Oder so was Ähnliches. Miss Kirk hat erwähnt, Lady Conrad würde den Prinzregenten erwarten. Außerdem stehen zwei Dukes und die Mätresse einer Königlichen Hoheit auf der Gästeliste. Eine solche Gelegenheit lässt Lady

Honoria sich nicht entgehen. Da verzichtet sie lieber auf den Maskenball eines einfachen Earls. Aber sie hat verlangt, dass Lord Charles mit Ihnen auf Lady Westlakes Ball geht. Wird er merken, wenn Sie die Kostüme vertauschen, Mylady?«

»Er ist erst heute Nachmittag in die Stadt zurückgekehrt. Honoria wird keine Zeit gefunden haben, meine Verkleidung mit ihm zu besprechen.« Sehnsüchtig berührte Isobel das andere Kostüm. Unter ihren Fingerspitzen erwärmte sich der rosa Satin wie lebendige Haut. Das Kleid stammte von ihrer

Mutter, es war eine elegante Kreation aus Spitze und Satin, in der Mode, die vor zwei Jahrzehnten dem letzten Schrei entsprochen hatte. Für ihr Stilgefühl war Lady Charlotte Fraser berühmt gewesen – und für ihre skandalöse Liebesaffäre berüchtigt.

Sarah ergriff den Fächer, der neben dem Kostüm lag, und entfaltete ihn. Beim Anblick des gemalten Bilds, das eine spärlich bekleidete Dame auf einer Gartenschaukel zeigte, errötete sie. Dann galt ihr Augenmerk der gepuderten Perücke mit den zierlichen seidenen Rosenknospen

und den bestickten Tanzschuhen. Spitzenhandschuhe, so zart wie Spinnweben, vervollständigten das Ensemble.

Wehmütig stellte Isobel sich vor, wie ihre Mutter dieses Kleid getragen und schamlos geflirtet hatte, mit einem Mann wie …

Blackwood.

Als hätte sie sich verbrannt, zog sie ihre Hand hastig von dem Satin zurück. Entschlossen schlang sie ihre Finger ineinander. An diesem Abend würde sie nicht – durfte sie nicht an ihn denken. Auch nicht an die Mutter, der ihr Liebesglück so wichtig gewesen war, dass sie ihr

einziges Kind verlassen hatte.

»Wohin ist er gefahren?«, fragte Sarah.

»Wer?« Verwirrt versuchte Isobel sich auf das freundliche Gesicht ihrer Zofe zu konzentrieren und den verführerischen Marquess aus ihrer Fantasie zu verscheuchen.

»Lord Charles. Fast eine Woche lang war er verreist.«

»Wahrscheinlich hatte er in Waterfield zu tun«, murmelte Isobel. Darüber war sie nicht informiert worden. Aber sein Kammerdiener hatte Stiefel voller gelbem Sand an ihrem Zimmer vorbeigetragen, um sie zu säubern

und zu polieren. Und Waterfield Park war das einzige Maitland-Landgut, das am Meer lag.

Genau genommen ihr Landsitz, sie hatte ihn von ihrem Onkel geerbt. Dort hatte sie in der Kindheit die Sommerwochen verbracht und glücklich in diesem gelben Sand gespielt. Nach dem Verschwinden ihrer Mama fanden die Ferien in Waterfield ein Ende. Monatelang war Isobel in ihren Albträumen auf der Suche nach Charlotte den gelben Strand entlanggelaufen. Die Grausamkeit ihrer Mutter hatte einen bitteren Geschmack hinterlassen, den sie jetzt

hinunterschluckte, während sie wieder die Nonnentracht inspizierte.

Welch eine Ironie, dass Honoria dieses Kostüm ausgesucht hatte … Im Mittelalter war Waterfield ein Kloster gewesen. Nach Isobels Ansicht wäre der rosa Satin die bessere Verkleidung, denn das triste dunkle Leinen glich ihrer üblichen Garderobe.

Wenn sie das schöne Kleid trug und von ihrer Schwiegermutter ertappt wurde, drohte ihr eine schlimmere Strafe, als sie die Nonnen von Waterfield Abbey jemals erduldet hatten. Aber Honoria war ausgegangen.

Sie holte tief Atem. »Also gut, ich ziehe das rosa Satinkleid an.«

Verschwörerisch lächelte Sarah und verbannte das hässliche Habit im Schrank. Isobel trat vor den Spiegel, hob die Arme, und die Zofe streifte ihr die Unterröcke über den Kopf. Raschelnd glitten Taft und Spitze über ihren Körper zu den Fußknöcheln hinab. Eine zweite Schicht bedeckte die erste.

Dann hielt Sarah das Satinkleid hoch, und Isobel schlüpfte hinein. Vom Busen bis zu den Hüften saß es wie eine zweite Haut, der Rock fiel anmutig auf die Unterröcke hinab. Aus den Falten lösten sich

getrocknete Rosenblütenblätter und winzige Lavendelzweige. Flatternd landeten sie am Boden. Die Geister ihres Dufts schwebten durch den Raum und blieben in der Luft hängen.

Verwirrt starrte Isobel in den Spiegel. Sie war das Ebenbild ihrer Mutter – das gleiche rostrote Haar, die haselnussbraunen Augen. Aber wie sie sich entsann, hatten Mamas Augen fröhlich und übermütig gefunkelt. Ganz anders als ihr eigener ernster Blick. Ungebeten kehrte die vertraute Sehnsucht nach der Mutter zurück und schnürte ihr die Kehle zu. Viel zu deutlich

erinnerte sie sich an das ungläubige Entsetzen, das sie nach Charlottes Flucht empfunden hatte.

Hure! Das Spiegelbild zuckte zusammen, in ihren Ohren gellte der verächtliche Schrei des Vaters. Nach der überstürzten Abreise seiner Gemahlin hatte er die Tochter gezwungen, vor dem Porträt ihrer Mutter niederzuknien und sich eine Predigt über das bösartige Wesen der Frauen und Lady Charlottes verwerfliche Wollust anzuhören. Nichts davon wollte Isobel glauben. So schlecht konnte ihre schöne, heitere Mutter nicht sein, sie konnte auch ihr Kind

nicht für immer verlassen haben. Doch sie kam nicht zurück.

Charlotte die Hure – so wurde sie von den Dienstboten genannt. Durch das leere Haus wehte hässliches Geflüster, breitete sich aus, steigerte sich zu einem machtvollen Sturm, der die ganze Welt mit der Schande ihrer ruchlosen Ladyschaft erfüllte.

Je lauter die Leute über den Skandal spotteten, desto unbarmherziger verabscheute der Vater Charlottes Tochter. Das mutterlose Hurenkind entwickelte sich zur unsichtbaren Isobel. Nur Lord Denby, der Bruder ihrer

Mutter, versuchte sie zu trösten, brachte ihr Geschenke und Souvenirs von seinen Reisen ins Ausland, aber niemals, was sie sich wirklich wünschte – Neuigkeiten über Mama. Sie wusste, dass er seine entehrte Schwester in Italien besuchte. Doch Lord Fraser hatte allen Menschen in seiner Umgebung verboten, seine Frau zu erwähnen. Und Denbys Besuche bei seiner Nichte wurden sorgsam überwacht. Falls Charlotte ihrer Tochter Briefe schrieb und ihre Handlungsweise zu erklären suchte, erfuhr Isobel nichts davon.

Nach dem Tod ihres Onkels hatte

ihr Ehemann Robert beschlossen, dessen Hauptwohnsitz in Craighurst zu vermieten. Denbys persönliches Eigentum – mehrere Truhen, teilweise auch mit den Sachen seiner Schwester gefüllt – waren nach Maitland House gebracht und auf dem Dachboden abgestellt worden, wo sie niemanden außer Isabel interessierten. An Regentagen durchstöberte sie, was ihre Mutter zurückgelassen hatte. Immer wieder suchte sie nach Hinweisen auf Charlottes Verbleib und nach Erklärungen für die Flucht. Doch sie fand nur elegante, parfümierte Kleider und diverse

Schmuckstücke. Hätte Honoria gewusst, dass Lady Frasers Garderobe in der Dachkammer lagerte, wären Samt, Seide und Satin längst verbrannt worden.

Isobel beobachtete im Spiegel, wie ihr die Zofe das schöne rosa Kleid am Rücken verschnürte und die Bänder straff zusammenzog. Im engen, tief dekolletierten Oberteil wurden die Brüste nach oben geschoben und glichen zwei reifen Pfirsichen, die von der üppigen Spitze kaum verhüllt wurden. Je fester Sarah die Bänder verknotete, desto höher rückten die Halbkugeln empor.

Erstaunt betrachtete Isobel ihren prallen Busenansatz. Welch eine großartige Verkleidung … Selbst wenn sie keine Maske trüge, würde niemand sie erkennen. Denn alle Blicke würden an den auffälligen Reizen unterhalb ihres Kinns hängen bleiben.

»Sicher wollen Sie den Ausschnitt verdecken.« Sarah befestigte ein Spitzenfichu über dem Dekolleté ihrer Herrin, trat zurück und schaute sie prüfend an. »Sie sehen wundervoll aus, Mylady. Rosa steht Ihnen.« Dann nahm sie die Perücke aus der Schachtel und verzog die Lippen. »Oh, mein Gott, dieses

schreckliche Ding wird alles verderben.«

»Nein, wir müssen es nur ein bisschen abstauben.« Isobel berührte die hübschen seidenen Rosenknospen, die das Haar schmückten. Als sie darauf blies, flog eine weiße Puderwolke in die Luft.

Hustend hielt Sarah die Perücke auf Armeslänge von sich. »Wollen Sie das wirklich tragen, Mylady? Womöglich steckt ein Rattennest drin. Oder eine Horde bissiger Flöhe …«

»Unsinn.« Isobel ordnete ihre Röcke und setzte sich vor den

Toilettentisch. »In all den Jahren wurde die Perücke sorgsam verwahrt. Außerdem brauche ich sie. Damit wird mich niemand erkennen. Nicht einmal Lady Honoria würde merken, wer sich in diesem Kostüm verbirgt.« Aber es war nicht ihre Schwiegermutter, die ihr Angst einjagte.

Blackwood.

Den Rücken kerzengerade gestrafft, starrte sie in ihre eigenen Augen, während Sarah ihr die Perücke aufsetzte.

Heute Nacht werde ich mich von Blackwood fernhalten, gelobte sie sich.

Allzu schwer dürfte ihr das nicht fallen, nachdem sie herausgefunden hatte, wie gefühllos und arrogant er war, dieser Schuft, dieser Schürzenjäger, dieser Lüstling …

Doch es hatte keinen Zweck, seine Fehler aufzulisten. Denn allein schon der Gedanke an sein sinnliches Lächeln beschleunigte ihren Puls. Was sollte sie tun, wenn er sie an diesem Abend so anlächelte?

Die Perücke verwandelte sie. In dichten blonden, fast weißen Locken auf ihrem Hinterkopf hochgetürmt, wurde das Haar zwischen den Rosenknospen von

Bändern umschlungen.

Zufrieden bewunderte sie ihr Spiegelbild. Da es niemand anderer aussprechen würde, machte sie sich selber ein Kompliment – sie sah sehr hübsch aus. Genau wie Charlotte. Sie öffnete die kleine Schachtel mit den Schönheitsfleckchen und klebte einen winzigen schwarzen Halbmond auf ihre Wange.

Aus dem Spiegel blickte ihr Charlotte entgegen – elegant, verführerisch, kokett. Alles, was ihre Tochter nicht war.

Mit mehreren Nadeln befestigte Sarah die Perücke in Isobels Haar,

damit die gepuderte Pracht nicht verrutschte. »Heute Abend sollten Sie sich möglichst wenig bewegen«, mahnte sie. »Wenn diese Locken nicht hinunterfallen, wird das tief ausgeschnittene Oberteil hinabsinken.«

»Keine Bange, ich werde vorsichtig sein«, versprach Isobel. Überaus vorsichtig. Sie würde sich nicht verleiten lassen zu tanzen oder zu flirten.

Nicht einmal in Blackwoods Richtung würde sie schauen. Trotz dieser guten Vorsätze wurde ihr Mund wässerig, als sie an seine Liebkosungen auf dem letzten

Maskenball dachte. Im Spiegel sah sie sich vom Dekolleté bis zu den Haarwurzeln erröten. Rastlos rückte sie auf dem Stuhl umher, jeder Quadratzentimeter ihrer Haut juckte. Nur zu gut wusste sie, dass dieser Mann sie komplett aus der Fassung bringen konnte.

»Gleich bin ich fertig«, versicherte Sarah, weil sie die Aufregung ihrer Herrin missverstand.

Isobel rückte das Fichu über ihren Brüsten zurecht und prüfte den Knoten des Tuchs, das ihre Tugend schützte. Selbst wenn sie höflichkeitshalber gezwungen wäre, mit ihm zu reden – mehr würde sie

gewiss nicht tun.

Nein, ich lasse mich nicht in Versuchung führen, nahm sie sich erneut vor und warf der Charlotte im Spiegel einen strengen Blick zu. Ihr Kind würde sie nur wegen des flüchtigen Glücks in den Armen eines Mannes nicht so bitter enttäuschen.

Keinesfalls würde sie dem Marquess in den Garten folgen oder ihm einen Kuss erlauben.

Nicht, dass ihn dergleichen gelüsten würde, wenn er die unscheinbare Isobel unter dem verlockenden Kostüm entdeckte … Sollte er sie zu sehr bedrängen,

konnte sie die Maske entfernen. Dann würde seine Begierde sofort verfliegen. Entsetzt würde er davonlaufen. Auch ihre eigene Hitze kühlte ab, als sie sich ausmalte, wie demütigend der Abend verlaufen könnte. Aber sie musste an Robin denken.

Nun öffnete sie ihre Schmuckschatulle, die nur wenige wertvolle Juwelen enthielt. Der Vater hatte ihr nicht gestattet, die Preziosen ihrer Mutter zu behalten. In dem Kästchen lagen eine Perlenkette von ihrer Großmutter, eine Granatbrosche, die ihr der Onkel zum sechzehnten Geburtstag

geschenkt hatte, und ein Miniaturporträt von Robin an einer goldenen Halskette. Das hatte sie selbst gemalt. Damals war er erst zwei Jahre alt gewesen und hatte ein süßes, rundes Babygesicht.

Sie küsste die winzige Wange. Dann hielt sie die Kette der Zofe hin, die sie ihr um den Hals schlang und am Nacken schloss. Isobel schob das Porträt zwischen ihre Brüste, wo es sie stets daran erinnern würde, was am wichtigsten in ihrem Leben war.

Nachdem Sarah ihr ein dunkles Cape um die Schultern gelegt hatte, half sie ihr, die Satinmaske

aufzusetzen. Sie verknotete die Bänder an Isobels Hinterkopf, reichte ihr den Fächer und die Spitzenhandschuhe, die das Kostüm vervollständigten.

»Wie sehe ich aus?«, fragte Isobel, klappte den Fächer auseinander und hob ihn vor ihr Kinn.

Sarah lachte. »Wie jemand, den ich nicht kenne.«

Mit einem Glas Brandy in der Hand wartete Charles unten im Salon. Über seinem Abendanzug trug er einen schlichten schwarzen Domino. Eine schwarze Halbmaske lag neben der halb leeren Karaffe auf dem Tisch. Ungeduldig wandte er

sich zu Isobel, als sie in raschelnden Unterröcken eintrat, das Kostüm unter dem dunklen Umhang verborgen.

»Höchste Zeit, dass du endlich auftauchst«, murmelte er, trank sein Glas leer und schaute sie kaum an. »Seit einer Stunde warte ich schon. Sicher werden wir die allerletzten Gäste sein.«

Ohne ihr seinen Arm zu bieten, stapfte er aus dem Haus. Da er ihr auch nicht in die Kutsche half, ergriff Isobel die Hand des Lakaien, während sie mit der ungewohnten Fülle ihrer altmodischen Röcke kämpfte. Sobald sie Charles

gegenüber Platz genommen hatte, setzte sich der Wagen ruckartig in Bewegung.

»Raffiniert verkleidet!« Im schwachen Licht der Straßenlampen inspizierte er die Perücke. »Würde ich dich nicht kennen, hätte ich wohl kaum gemerkt, dass du es bist.«

Er zog einen Flakon aus der Tasche und nahm einen großen Schluck. Im silbernen Fläschchen spiegelte sich der Lampenschein, beißender Brandygeruch erfüllte die Kutsche.

»Ist das nicht der Sinn eines Maskenballs?«, wagte sie zu fragen.

Angewidert kräuselte sie die Lippen, als er sich noch etwas Brandy gönnte. »Sich gut zu verkleiden?« Nicht einmal seine Maske hatte er aufgesetzt.

»Meine Mutter ließ mir ausrichten, dass ich heute Abend gut auf dich aufpassen soll. Aber ich habe etwas Besseres zu tun, als dein Kindermädchen zu spielen. Also steh mir nicht im Weg herum und benimm dich anständig. Ist das klar?«

»Natürlich.« Im Schutz ihrer Maske und der Dunkelheit warf sie ihm einen vernichtenden Blick zu.

»Hat Lady Marianne dir erzählt,

was für ein Kostüm Miranda tragen wird?«

Ja, das hatte ihr die neue Freundin verraten, Miranda würde eine mittelalterliche Prinzessin darstellen. Das Kostüm einer Schäferin hatte sie abgelehnt, weil sie sich origineller präsentieren wollte. »Das Gewand einer griechischen Göttin«, erzählte sie ihrem Schwager. »Wenn ich dich brauche, werde ich dich wie üblich im Spielsalon antreffen, nicht wahr?«

»Habe ich dir nicht gesagt, du sollst dich von mir fernhalten? Wie dumm bist du eigentlich?« Aus

seinem Mund wehten Brandydämpfe.

Isobel drehte den Kopf zur Seite und machte sich nicht die Mühe, diese Frage zu beantworten. Wer von ihnen beiden dumm war, wusste sie. Gewiss nicht sie.

Vor Ärger und Ekel ließ sie ihre Vorsicht außer Acht. »Wie war's in Waterfield?«

»Waterfield? Wer hat dir gesagt, wo ich war?« Nun senkte er seine Stimme, die einen misstrauischen Klang annahm. »Sicher diese verdammte Jane Kirk, nicht wahr?«

»Nein, Honoria hat es beim Lunch erwähnt«, log sie. »Dort war ich

schon Jahre lang nicht mehr. Wirft das Landgut einen nennenswerten Profit ab?«

»Was?«, fragte er verwirrt.

»Nun, es ist mein Gut. Seit Roberts Tod habe ich keine Rechnungsbücher mehr gesehen. Damals zeigte er mir vierteljährlich Berichte über alle meine Ländereien.« Natürlich entsprach das nicht den Tatsachen. Trotzdem wagte sie diese Behauptung, weil Charles betrunken war. Am nächsten Morgen würde er sich nicht mehr an das Gespräch erinnern.

Blitzschnell wie eine Schlange, die

unerwartet zum Angriff überging, packte er ihr Knie, so fest, dass stechende Schmerzen durch ihr ganzes Bein schossen. Sie rang nach Luft, und da drückte er noch fester zu. Offenbar genoss er es, ihr Qualen zu bereiten.

»Bitte …«, begann sie.

Als die Kutsche um eine Kurve bog, geriet er aus dem Gleichgewicht und ließ Isobel los. Entsetzt und verblüfft umklammerte sie ihr brennendes Knie, während Charles sich mühsam aufrichtete.

»Verdammt, halt deinen Mund!«, lallte er. »Was in Waterfield passiert, geht dich nichts an,

verstanden? Wenn du dich einmischst, erzähle ich's Mutter. Dann wist du schon sehen, was du von dieser unverschämten Fragerei hast. Für diese Familie bist du nur eine Last, die nutzlose Witwe meines toten Bruders! Nicht einmal die Luft, die du einatmest, bist du wert.«

Weil ihr das Herz bis in den Hals schlug, brachte sie kein Wort hervor. In der schwachen Beleuchtung glitzerten Charles' Augen bedrohlich. Isobel rückte in die Ecke der Sitzbank, um im Schatten zu verschwinden. Mit einer Hand unter dem Umhang berührte

sie das kleine Porträt ihres Sohnes. Ihr schmerzendes Knie bestärkte sie in ihrem Entschluss.

Für Robin würde sie alles ertragen. Was immer Honoria und Charles ihr wegnehmen mochten – sie würde sich nicht dagegen wehren, solange sie mit ihrem Kind zusammenbleiben durfte.

15

Straßenräuber und Piraten stürmten den St. George's Square, um das renovierte Haus des Earls of Westlake zu begutachten. Auf der Schwelle hielten sie nur so lange inne, dass sie den livrierten Lakaien die Einladungen präsentieren konnten, ehe sie in die Eingangshalle eilten.

»Denk dran.« Schmerzhaft kniff Charles in Isobels Arm, als sie den Marmorboden der Eingangshalle betraten. »Heute Nacht will ich nicht von dir belästigt werden«, knurrte er in ihr Ohr. Dann eilte er

davon und hinterließ einen Bluterguss an ihrem Ellbogen, der sie vermutlich an ihre Pflichten erinnern sollte.

Seufzend beobachtete sie, wie er sich auf der Suche nach einer griechischen Göttin einen Weg durch die Menschenmenge bahnte. In einem anderen Teil des Ballsaals entdeckte sie eine mittelalterlich gekleidete Prinzessin und verbarg ein boshaftes Lächeln hinter ihrem Fächer. Glücklicherweise war Miranda in Sicherheit.

Einige hundert Kerzen in Kristalllüstern und vergoldeten Wandleuchtern erhellten den

riesigen Raum. Von der Decke grinsten gemalte Putten auf die Gäste herab. Der scharfe Geruch frischer Farbe mischte sich mit dem süßen Duft der Blumen, die alle Ecken schmückten. Göttinnen, Könige und Schäferinnen wanderten über den glänzenden Intarsienboden aus Mahagoni und Ebenholz, der einen riesigen Kompass mit Pfeilern in die vier Himmelsrichtungen darstellte, um auf die Schiffe des Earls hinzuweisen.

Im Norden hielten Marianne und Adam kostümiert, aber unmaskiert von Gästen umringt Hof. Isobel

zögerte, denn sie mochte sich nicht durch das Getümmel drängen, um ihre Freundin zu erreichen. Gewohnheitsmäßig schaute sie sich nach einem ruhigen Winkel um, wo sie den Abend fern von Gefahren und Versuchungen verbringen wollte.

Da sah sie ihn.

An diesem Abend verkörperte er Sir Walter Raleigh, in einem kurzen Brokatwams, einer Pumphose und Lederstiefeln, die bis zu den Oberschenkeln reichten. An einer der schmalen Hüften hing wieder das vertraute Schwert mit dem Griff voller Juwelen. Wie üblich sah er

sehr attraktiv, viril und bedrohlich aus.

Nahe der Tür lehnte er an einer Marmorsäule. Seine lässige Pose bildete einen sonderbaren Gegensatz zu seinen verkniffenen Lippen, zu den wachsamen Augen, die er durch den Raum schweifen ließ.

Sucht er eine neue Eroberung?, fragte sie sich, von heißem Zorn erfasst. Obwohl sie wusste, dass die Maske ihren vernichtenden Blick verbarg, starrte sie ihn fast eine Minute lang an.

Dann trat sie einen Schritt vor. Ohne ihn anzuschauen, wollte sie

an ihm vorbeirauschen und die abgeschiedene Ecke aufsuchen, die sie gewählt hatte. Doch da bewegte er sich, verlagerte sein Gewicht von einem Bein auf das andere und berührte den Schwertgriff. Als er den Kopf in ihre Richtung wandte, blieb sie wie festgenagelt stehen, hielt den Atem an und wappnete sich gegen seine Aufmerksamkeit.

Aber sein gelangweilter Blick glitt über sie hinweg, und sie seufzte auf. Er erkannte sie nicht. An diesem Abend interessierte er sich nicht für sie. Schon in der nächsten Sekunde empfand sie eine bittere Enttäuschung, die ihre Wut und alle

Entschlossenheit verdrängte.

Plötzlich schaute er wieder zu ihr herüber, und sie beobachtete die Veränderung, die in ihm vorging. Sein ganzer Körper spannte sich an, sein Kinn sank hinab, während er sie von oben bis unten musterte. Wäre seine Hand über ihre Haut gewandert, hätte die Berührung keine intensiveren Emotionen erregt.

Lauf weg, befahl ihr Verstand. Lauf weg, ehe es zu spät ist.

Nein, es war bereits zu spät.

In der Luft knisterte eine qualvolle Hitze. Blackwood verströmte dieses Feuer. Mit bebenden Fingern löste

sie den Knoten über ihren Brüsten und schleuderte das Fichu beiseite, weil sie Atem holen musste. Aber ihr Dekolleté fühlte sich danach nicht kühler an.

Auf ihren Busen fiel goldenes Kerzenlicht, und sie sah, wie sich Blackwoods Brust hob und senkte. Beinahe schwankte sie, eine Mischung aus Verlangen und Zweifel beschleunigte ihre Herzschläge. Ihre Knie wurden weich, die Beine drohten sie nicht länger zu tragen.

Doch das Gedränge bot ihr keinen Raum, in den sie stürzen könnte. Die Gäste umzingelten sie, schoben

sich in dichten Strömen an ihr vorbei und versperrten ihr die Sicht auf Blackwood. Mühsam kämpfte sie um ihr Gleichgewicht, die Rückkehr ihrer Vernunft, wollte sich abwenden – und blieb doch wie gelähmt stehen.

Die Augen geschlossen, flehte sie die Schicksalsgöttinnen an, das Problem in ihre fähigen Hände zu nehmen und zu entscheiden, was nun geschehen sollte.

Als sie seine Hand auf ihrem Arm spürte, schluchzte sie fast vor Erleichterung und atmete ihn ein – den vertrauten Duft seiner Seife, seiner Haut, seiner Begierde.

»Yasmina?« Der Name war ein heiseres Flüstern.

Mehr brauchte es nicht. Prompt verwandelte sich die unscheinbare Isobel in die spielerische, kühne Yasmina. Und die nahm sich, was sie wollte, ließ diesen Mann vor Lust leiden. Alles war sie, was Isobel Maitland nicht sein konnte – und trotzdem so inbrünstig ersehnte.

Sie hob die Lider und spürte, wie sich ihre Lippen zu einem Lächeln verzogen. »Ah, ich dachte bereits, ich hätte dein Schwert erkannt.«

Langsam glitt seine Handfläche von einem Satinärmel zur nackten

Haut ihres Oberarms und erwärmte sie, Zentimeter um Zentimeter. Dann umklammerte er ihre Hände, als fürchtete er, sie würde flüchten, und starrte sie durch die Schlitze seiner Maske an. In seinen Augen erschien ein wissender Glanz, der die Spitzen ihrer Brüste wie Rosenknospen schwellen ließ. Ihr Atem blieb in der Kehle stecken.

Jetzt trat er einen Schritt näher, schirmte sie gegen die Menschenmenge ab, und sie fühlte die Hitze seines Körpers, seine maskuline Kraft. Einen Arm um ihre Taille geschlungen, führte er sie zur Wand, wo kein so dichtes Gedränge

herrschte. Sie lehnte an der polierten Täfelung und schaute zu ihm auf. Indem er neben ihrem Kopf eine Hand an das Holz presste, schuf er am Rand des Gewühles einen kleinen intimen Raum, wo nur sie beide existierten.

Über seine Lippen kam kein einziges Wort, er stand einfach nur da und betrachtete sie.

»Warum starrst du mich so an, Mylord?«, würgte sie hervor, in plötzlicher Angst, er hätte sie erkannt. Wenn er sie jetzt auslachte oder wütend war, weil sich die exotische Yasmina als die langweilige Vogelscheuche namens

Isobel Maitland entpuppte, könnte sie das nicht ertragen. Zitternd wartete sie auf seine Antwort.

»Yasmina«, flüsterte er wieder. In seiner Stimme schwang schmeichelhafte Ehrfurcht mit. Er neigte sich näher zu ihr, um ihren Duft einzuatmen. Instinktiv beugte auch sie sich vor und legte eine Hand auf seine Brust. Unter ihrer Handfläche spürte sie sein Herz pochen und grub die Finger in den Damast seiner Tunika.

»Heute Nacht nicht. Heute bin ich Charlotte.« Gegen ihren Willen sprach sie den Namen aus. Warum hatte sie sich nicht Marie Antoinette

oder Lady Ann genannt – irgendwas, nur nicht Charlotte?

Da schenkte er ihr wieder jenes schurkische Lächeln, das so viele Frauen unwiderstehlich fanden. Wenn er so bestrickend lächelte, würde eine Frau alles tun, sogar ihren eigenen Namen und alle Vernunft vergessen. Abrupt ließ sie ihre Hand von seiner Brust sinken. Wenn sie ihn wieder berührte, wäre sie verloren …

»Wie zauberhaft du aussiehst, Lady Charlotte – oder Königin Charlotte?« Genüsslich ließ er den Namen auf seiner Zunge zergehen, setzte das Spiel fort, das sie so

töricht begonnen hatte.

Lächelnd ließ sie das Kompliment wie flüssiges Feuer durch ihre Adern strömen. Jetzt bewunderte er ihre Brüste, und sein eindringlicher Blick gab ihr das Gefühl, sie wäre nackt. Mit einer Fingerspitze strich sie über eine Samtborte, die das tief ausgeschnittene Oberteil ihres Kleids besetzte, und vergewisserte sich, dass ihr Busen noch halbwegs bedeckt war.

»Was für ein reizvolles Kleid, Majestät«, fügte er gedehnt hinzu und folgte ihrem Finger mit seinem eigenen. Ehe sie unter der prickelnden Liebkosung

dahinschmolz, umfasste sie seine Hand und platzierte sie auf ihrer Taille, in sicherer Entfernung von ihren Brüsten. Vollends wollte sie auf die Berührung nicht verzichten.

»Oh, ein sehr altes Kleid, Mylord«, erklärte sie wahrheitsgemäß und inspizierte sein Kostüm. Überall durfte sie hinschauen, bloß nicht in seine Augen, das wäre zu riskant … »Wie erfreulich, dass du für diesen Abend ein richtiges Kostüm gewählt hast. Endlich wirst du deinem Schwert gerecht.«

Blackwood lachte leise. »Diese Verkleidung hat meine Schwester ausgesucht, Mari …«

»Bist du Sir Walter Raleigh oder Sir Francis Drake?«, unterbrach sie ihn. Vorerst sollte die reale Welt nicht zurückkehren. Sie strich über den Griff seiner Waffe, den großen Rubin. Zur Hitze des Satins, der sich an ihre Brust schmiegte, bildete die kalte Glätte des Juwels einen sinnlichen, gefährlichen Kontrast.

Als er krampfhaft schluckte, sah sie seine Halsmuskeln zucken. Aber er antwortete nicht.

»Hat es dir die Sprache verschlagen? Schon wieder starrst du mich so an.«

»Nun, ich versuche …«, begann er langsam, als wäre es eine ganz

neue, besonders schwierige Aufgabe, seine Stimme zu gebrauchen. »Ich versuche, der Versuchung zu widerstehen, deine Brüste von diesem Kleid zu befreien. Mitten im Ballsaal meiner Schwester.«

Aus ihrer Kehle drang ein leises, unerwünschtes Stöhnen, das reine Begierde verriet. Wenn er jetzt die Initiative ergriff, würde sie ihm überallhin folgen und tun, was immer er forderte. Obwohl sie ihre Schwäche verfluchte, lehnte sie sich an ihn und unterwarf sich seiner Willenskraft. Auch an diesem Abend würde er die Kälte ihres wirklichen

Lebens verscheuchen – er würde die Ängste und Sorgen mit sinnlichen Wonnen besiegen.

Sehnsüchtig atmete Phineas ihren Duft ein. Nachdem er sie wochenlang in allen Londoner Ballsälen, Salons und Bordellen gesucht hatte, stand sie endlich wieder vor ihm.

Yasmina. Sollte er ihr die Maske vom Gesicht reißen und herausfinden, wer sie war? Charlotte? So hieß die Königin von England, ebenso wie tausend andere vornehme Damen.

Hinter ihrer Maske schloss sie die Augen, ihre Wangen röteten sich.

Leicht geöffnet flehten die vollen Lippen um einen Kuss. Er brauchte Informationen von ihr. Doch er wünschte sich etwas ganz anderes.

Da stand er in Mariannes elegantem Ballsaal und war halb von Sinnen vor Begierde. Nervös strich sie mit ihrer Zunge über die Unterlippe und befeuchtete sie, sodass sie im Kerzenlicht schimmerte.

»Verdammt«, murmelte er, packte ihre Hand und zerrte sie durch die Menschenmenge, so schnell er sich einen Weg bahnen konnte.

»Phin!« Der Klang seines Namens ließ ihn zusammenzucken. Als

Marianne nach ihm rief, spürte er, wie Yasmina sich loszureißen versuchte. Doch er hielt ihre Hand eisern fest.

Ohne stehen zu bleiben, warf er seiner Schwester einen kurzen Blick zu. »Jetzt nicht, Marianne.«

Unbeirrt zupfte die Gastgeberin an seinem Ärmel. »Da ist jemand, mit dem ich dich bekannt machen will!«

Er beobachtete, wie sie seine Begleiterin musterte, wie ihr Blick an den fast entblößten Brüsten hängen blieb. Hastig senkte sie ihr Kinn auf die gestärkte elisabethanische Rüsche am Kragen ihres Kleides hinab.

Ohne ein weiteres Wort zog er die Frau, die er so heiß begehrte, an seiner erstarrten Schwester vorbei. Marianne verschwand hinter ihnen im Getümmel. Morgen würde er ihr alles erklären, wenn sein Gehirn wieder funktionierte, wenn er an etwas anderes denken konnte als an seine erotischen Triebe. Diese mysteriöse Lady musste er besitzen.

Yasmina?

Charlotte?

Rücksichtslos drängte er sich mit ihr durch die Menschenmassen, ignorierte jeden, der ihn aufzuhalten versuchte – er war

verzweifelt bestrebt, einen Ort zu finden, wo er mit ihr allein sein konnte. Denn er musste sie berühren, alles küssen, was ihr Satinkostüm verbarg, wer immer sie sein mochte. Dieses Problem würde er später lösen, nahm er sich vor.

Entschlossen öffnete er die nächstbeste Tür und zerrte die Frau über die Schwelle. Der respektable Geruch von Leder und altem Papier wehte ihm entgegen. Westlakes Bibliothek. Genauso gut wie jeder andere Raum, dachte er. Ein weicher Teppich, ein dick gepolstertes Sofa, Adams wuchtiger Schreibtisch aus Mahagoni …

Noch ehe er drei Schritte weiter vortreten konnte, erschreckte ihn ein mehrstimmiger Schrei und bekundete, dass die Bibliothek bereits besetzt war. Abrupt blieb er stehen, und Yasmina prallte gegen seine Schulter. Sechs ältere Damen, lauter Schäferinnen, starrten ihn an und schienen ihn trotz seiner Maske zu erkennen. »Verdammt«, murmelte er, als sie indigniert nach Luft schnappten. Beinahe quollen ihre Augen aus den Höhlen. Sechs Fächer klappten auseinander und flatterten. Dahinter erklang ein eifriges Getuschel.

In der Gestalt Henrys VIII. kam

Adam auf ihn zu. Ausdruckslos beäugte er die Begleiterin seines Schwagers, der sich intuitiv vor ihr postierte, um sie zu schützen.

»Ah, Blackwood, gerade habe ich Lady Moresby und Lady Kelton ein paar Familienporträts gezeigt.« Adams seelenruhiger Tonfall weckte Phineas' Bedürfnis, ihn niederzuschlagen. »Leiste uns doch Gesellschaft.«

Phineas wandte sich zu dem grandiosen Ölporträt von Carrington, der missbilligend auf ihn herabschaute. Wortlos verließ er mit Yasmina den Raum und mutete dem Earl die unangenehme Pflicht

zu, den plumpen Auftritt des Marquess zu erklären. Die alten Hennen gackerten wahrscheinlich empört über dessen schlechte Manieren und fragten sich, wer seine Gefährtin sein mochte.

Das wollten sie ganz sicher wissen. Phineas seufzte, denn er wusste es selber noch immer nicht. Selbst wenn er sie hätte vorstellen wollen, er hätte es nicht gekonnt. Er konnte beschreiben, wie ihre Lippen schmeckten, wie sich ihre Brüste unter seinen Händen anfühlten, wie sie leise stöhnte, wenn er langsam in sie eindrang – aber ihren Namen nicht nennen.

Zur Hölle mit ihnen allen – in diesem Moment brauchte er seine Privatsphäre, und zwar dringend. Sobald er die Frau geliebt und die Lust beider gestillt hatte, würde er ihre Identität ergründen und sie mit hundert Leuten bekannt machen.

Wo wären sie ungestört? Nach oben, wo Jamie im Kinderzimmer schlief, durften sie sich nicht wagen. Sonst würde Marianne ihn zum Duell fordern, erschießen und seinen Kopf als Trophäe an die neue Tapete ihres Wohnzimmers hängen.

Er spähte durch den Flur und versuchte, sich zu entsinnen, wohin

diese Passage führte. Welche Räume mochten unversperrt und unbesetzt sein? Verflixt, im Moment würde ihm ein Alkoven im Ballsaal genügen, der mit einem Vorhang verschließbar war. Er zwang sein gepeinigtes, von Lust benebeltes Gehirn zur Arbeit. Zur Rechten befanden sich das Tageswohnzimmer, der Speiseraum und die Treppe zur Küche hinab, dahinter die Tür zum Garten und zu Adams Stolz und Freude, dem Wintergarten.

»Nun sollten wir in den Ballsaal zurückkehren«, wisperte Yasmina neben seinem Ellbogen.

»Der Wintergarten«, murmelte er.

»Was? Nein, ich glaube nicht …«

So hinreißend sah sie aus, dass er sie an sich zog und seine Lippen auf ihre presste. Mit gleicher Glut erwiderte sie den Kuss und schmiegte ihren Körper an seinen. Sie begehrte ihn genauso wie er sie. Aber nicht hier … Jederzeit konnte irgendwer vorbeikommen.

»Magst du Kirschen?«, fragte er und strich über ihren rubinroten Mund.

»Ja«, seufzte sie, »das heißt, ich will …« Als sie über ihre Unterlippe leckte, wuchs ihre Erregung.

»Das weiß ich. Komm!«

Er zog sie in den Wintergarten, wo zahlreiche exotische Pflanzen gediehen, die Adams Schiffsbesatzungen in aller Welt gesammelt hatten. Um Marianne zu erfreuen, züchtete der Earl auch Erdbeeren, Kirschen und Orangen. Das ganze Jahr konnten die Früchte geerntet werden.

In dem großen dunklen Raum herrschte schwüle Hitze, Blumen und Obst verströmten einen intensiven Duft, der wie ein Aphrodisiakum wirkte. Nicht, dass Phineas eines gebraucht hätte …

Ungeduldig schob er grüne Zweige auseinander. Für Küsse eignete sich

die Szenerie perfekt, für seine Absichten erschien sie ihm weniger komfortabel. In jener Nacht hatte eine Bank genügt. Doch er stellte sich diese Frau seit Wochen in einem richtigen Bett vor, für eine Nacht, eine Woche oder einen Monat. So präzise, wie Adam seine Pflanzen katalogisierte, hatte Phineas in Gedanken aufgelistet, was er mit Yasmina tun würde, wenn er sie endlich gefunden hätte.

Beinahe war es stockdunkel im Glashaus, die Vegetation glich einem Dschungel. Die schwachen Lichter der Stadt jenseits der hohen Gartenmauern milderten die

Finsternis nur geringfügig. Vor der gläsernen Decke zeichneten sich Blätter und Zweige wie Gebilde aus schwarzer Spitze ab.

Ohne Yasminas Hand loszulassen, zwängte Phineas sich ungeschickt an Blumentöpfen und Schlingpflanzen vorbei. Schließlich fand er den Stamm eines Kirschbaums. Genau genommen rannte er dagegen, fuhr herum und riss sie in seine Arme.

Voller Sehnsucht schrie sie auf. Im Dunkeln suchte und fand ihr Mund seinen. Er drückte ihren lockenden Körper an sich, seine Zunge spielte mit ihrer. Hungrig schwelgte er im

Geschmack dieser Sirene. Sie war alles, woran er sich erinnerte.

Und noch mehr.

»Yasmina«, flüsterte er. »Charlotte.« Wer immer sie sein mochte, sie erschien ihm wie ein Wunder an weiblicher Perfektion.

Er spreizte seine Beine und zog sie dazwischen. Stöhnend rieb sie ihre Hüften an ihm, sinnlich raschelte der Satin ihres Kleids. Das Schwert stellte erneut ein Hindernis dar. Aber diesmal drückte er auf den Rubinverschluss, und der Waffengurt fiel klirrend zu Boden. Was Phineas wünschte, musste er nicht aussprechen – das wusste sie.

Darüber staunte er, auch über ihre zielstrebigen Hände. Unbeirrt fand sie im Dunkel, was sie suchte.

Wie eine Flutwelle hüllte ihr Parfüm ihn ein. Atemlos zerrte er ihren spitzenbesetzten Ausschnitt hinab und entblößte ihre warmen, vollen Brüste, die sich wie reife Früchte anfühlten. Unter seinen Daumen erhärteten sich die Knospen. Mit zurückgeworfenem Kopf drängte sie die Spitzen in seine Hände, in seinen Mund. Während sie mit den Schnüren seines Wamses kämpfte, versuchte er einen größeren Teil ihres Körpers von dem engen Oberteil des

Kostüms zu befreien. Überall wollte er ihre unglaubliche Haut berühren, die viel weicher als der Satin ihres Kleids war …

»Die Verschnürung«, hauchte sie und dirigierte seine Hand zu den Bändern an ihrem Rücken, die er fachkundig entknotete. Dann stockte sein Atem, denn sie öffnete sein Wams und streichelte seine nackte Brust, eine betörende Liebkosung. Als sie in eine Brustwarze kniff, jagte sie Feuerströme zwischen seine Schenkel.

»O Yasmina«, keuchte er und sprach sie mit dem Namen an, den

er am besten kannte, dessen Echo sein Gehirn wochenlang erfüllt hatte. Er rutschte am glatten Baumstamm hinab, und sie setzte sich rittlings auf seine Schenkel. Begierig küsste sie ihn und schmiegte ihren nackten Busen an seine Brust. Eine duftende Wolke aus Spitze und Satin umgab ihn. Im Gewirr aus Unterröcken und Rüschen suchte er den Weg zum Paradies und wünschte, er hätte sein Schwert zur Hand. Oder eine Machete. Aus den Röcken wehte der süße Moschusgeruch ihres Verlangens empor und trieb ihn fast zum Wahnsinn.

Endlich spürte er warme, weiche Haut. Während seine Hand an den Innenseiten ihrer bebenden Schenkel zu seidigen Löckchen hinaufwanderte, seufzte sie wohlig. Sie war feucht, bereit für ihn. Aufreizend strich er über die zarten Fältchen. Mit einem Kuss erstickte er Yasminas Schrei, seine Zunge in ihrem Mund stimulierte sie im selben Rhythmus wie sein Finger ihr weibliches Zentrum. Bald schenkte er ihr die ersehnte Erlösung, kraftlos sank sie an seine Brust.

Im Dunkel spürte er ihre rasenden Herzschläge und konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen, von

männlichem Stolz auf seine erfolgreiche erotische Kunst erfasst. Für diese Frau wollte er ein besonders guter Liebhaber sein.

Yasmina löste die Verschnürung seiner elisabethanischen Pumphose. Als sie seine Erektion ertastete und mit warmen Fingern umschloss, wisperte sie etwas Unverständliches. Wochenlang hatte er auf diesen erregenden Moment gewartet, nun wurde er von seinen heftigen Gefühlen beinahe überwältigt.

»Jetzt!« Fordernd ergriff er ihre Hüften und hob sie ein wenig hoch, brachte sie in die richtige Position,

und sie sank herab, nahm ihn in sich auf. Fast sofort erschauerte sie, von einem neuen Höhepunkt beglückt. Damit brachte sie ihn um den letzten Rest seiner Beherrschung. Immer schneller bewegte er sich, hart und fest, umklammerte ihre Hinterbacken, genoss die glatte Haut, das warme weibliche Fleisch, das Zucken ihrer inneren Muskeln.

Sie passte sich seinem Rhythmus an, gemeinsam mit ihm strebte sie dem Gipfel der Lust entgegen. Im schwachen Licht sah er ihre weißen Brüste, die rosigen Spitzen, ihren schlanken hellen Hals.

»Nimm die Maske ab, Yasmina!« Plötzlich hielte er sich zurück. Bei seiner Erlösung wollte er ihr Gesicht sehen, obwohl er es im Dunkel nur undeutlich erkennen würde. Diese Selbstbeherrschung erschien ihm wie der Versuch, eine galoppierende Pferdeschar zu kontrollieren. Nur mühsam verharrte er in der Tiefe ihres heißen, engen Paradieses auf der Schwelle zur Ekstase.

Mit einem leisen Stöhnen versagte sie ihm den Wunsch. Provozierend ließ sie ihre Hüften kreisen, ein gewaltiger Reiz, der ihn zwang, alles zu vergessen, sogar seinen

eigenen Namen, von ihrem ganz zu schweigen … Weil ihm nichts anderes übrig blieb, beschleunigte er das Tempo seiner kraftvollen Stöße.

Als sie aufschrie, hielt er ihre Hüften fest und drang so tief wie möglich in sie ein. Scheinbar endlos überrollten ihn die geschmolzenen Wellen seiner Erfüllung.

Immer noch mit ihr verbunden, drückte er sie an seine Brust, streichelte die zarte Haut ihres Rückens, ihres Nackens. Sobald er wieder zu atmen vermochte, würde er sie befragen. Wenn sie ihn belog, würde er es merken. Er öffnete den

Mund, um sie darauf hinzuweisen. Doch sie küsste seinen Hals, leckte an seinen Lippen, und da fand er, die Fragen könnten noch etwas warten.

Nach einem heißen Kuss murmelte er: »Wie haben es die Leute früher geschafft, einander inmitten all dieser Unterröcke und Rüschen zu lieben?«

Ihr leises Lachen vibrierte in seiner Brust. »Vermutlich zogen sie das alles aus.«

»Im Bett«, ergänzte er. Darauf ging sie nicht ein.

Er berührte ihr Gesicht, strich über den unteren Rand ihrer Maske, die

hohen Wangenknochen, die Lippen. Während sie seine Finger zwischen ihre Zähne nahm, bewegte sie ihre Hüften. Wortlos gab sie ihm zu verstehen, was sie wollte.

Mit behutsamen Fingern liebkoste er sie zwischen ihren Schenkeln. Als sie sehnsüchtig seufzte, lachte er an ihrem Mund.

»Ein paar Minuten musst du noch warten, du gieriges Mädchen. Nicht lange, das versichere ich dir.« Schon jetzt wünschte er sich einen zweiten Liebesakt. Dazu war sein Gehirn bereit. Aber sein Körper brauchte eine kurze Ruhepause. Die würde er für Zärtlichkeiten und

zwischen den Küssen für gezielte Fragen nutzen. Seine Lippen glitten über ihr zierliches Kinn, einen Mundwinkel, die Nasenspitze. »Nimm deine Maske ab«, flüsterte er in ihr Ohr. Es war ein Befehl, keine Bitte.

Statt zu antworten, versteifte sie sich und stand abrupt auf. Kalte Luft streifte seine erhitzten Schenkel, wo er eben noch Yasminas Körper gespürt hatte. Gab es eine deutlichere Abfuhr? Welch ein schmerzhafter Verlust …

»Komm zurück!«, verlangte er und wagte nicht, sich zu rühren, weil er fürchtete, dann würde sie

davonlaufen. In der Finsternis hörte er ihre Röcke rascheln, sah den schwachen Schimmer von Satin, während sie ihre Kleidung ordnete.

»Ehe ich vermisst werde, sollte ich in den Ballsaal zurückkehren«, erklärte sie leise. »O nein …« Fast schüchtern fügte sie hinzu: »Vorher musst du mein Kostüm am Rücken verschnüren.«

Stockende Atemzüge drangen zu ihm. Allzu weit konnte sie sich nicht entfernt haben.

»So schnell willst du fortgehen?«, fragte er gedehnt. »Ich habe dir Kirschen versprochen.«

»Gibt es hier wirklich einen

Kirschbaum?«, kicherte sie. »Falls du geschwindelt hast, verzeihe ich dir.«

Phineas sprang auf und tastete nach oben. In dichten Büscheln hingen die Kirschen über seinem Kopf, und er pflückte eine Handvoll der kleinen, glatten Früchte. Eine zerplatzte, der Saft rann über seine Finger.

In der Hoffnung, die schattenhaften Umrisse in seiner Nähe wären Yasminas Silhouette, reichte er ihr das Obst. Genauso gut hätte Adam kostbare Kirschen einer Topfpflanze anbieten können. »Da – siehst du?«

»Hier ist es dunkel, ich sehe gar nichts.« Ihre Stimme erklang links von seiner ausgestreckten Hand.

»Wo ist dein Mund? Lass dich füttern.«

Er spürte ihre Hand auf seiner, die sie zu ihren Lippen führte. Offenbar verblüfft, leckte sie den klebrigen Saft von seinen Fingern. »Blackwood! Das sind ja wirklich Kirschen!«

Als sie seinen Namen aussprach, runzelte er die Stirn. Was wusste diese Frau sonst noch über ihn? In seinem Körper prickelte ein warnender Schauer.

Er hielt eine Kirsche an ihre

Lippen, und sie biss hinein. Auf seine Finger tropfte neuer Saft, ein erotisches Gefühl. Als er den Kopf vorneigte, fand er ihren Mund und kostete den süßen Geschmack ihrer Lippen, ihrer Zunge. Drängendes Verlangen erhitzte sein Blut. »O Gott …« Er ließ die Kirschen fallen und griff nach ihr. »Sag mir deinen Namen«, flehte er heiser.

»Nenn mich Yasmina«, seufzte sie an seinem Hals. Ihr warmer Atem kitzelte seine Haut. »Oder Charlotte. Welchen Unterschied macht das schon?« Mit einem leidenschaftlichen Kuss wollte sie ihn zum Schweigen bringen.

Aber er riss sich los und hörte ein ärgerliches Stöhnen. »Sag mir deinen Namen«, wiederholte er. Mit den Händen auf ihren Schultern schob er sie weg. Um seine Pflicht zu erfüllen, quälte er Yasmina und sich selbst. »Ich muss wissen, wie ich dich finde. Wenn das so weitergeht – und das wünsche ich mir, will ich wissen, wie ich dich anreden und wohin ich Blumen schicken soll. Oder einen Korb mit Westlakes Kirschen.«

Wie eine Katze rieb sie sich an ihm, seine Hand wanderte unter ihre Röcke, und sie tastete nach seiner Erektion. Unfähig, der

Versuchung zu widerstehen, presste er seine Lippen auf ihren Hals.

»So kann es unmöglich weitergehen, Blackwood«, entgegnete sie tonlos. »Es hätte nie geschehen dürfen.«

»Was?«, fragte er und knabberte an ihrem Ohrläppchen, bis sie sich in seinen Armen entspannte. Dann trug er sie zum Kirschbaum zurück, üppige Unterröcke milderten den Aufprall, als sie taumelnd zu Boden fielen.

»Beide Male. Nie, nie wieder …« Bebend spreizte sie die Beine und lenkte ihn zu der Stelle, wo sie ihn spüren wollte.

Doch er bezwang den Impuls, kraftvoll in sie einzudringen, und reizte sie nur mit der Spitze seines Glieds. Bevor er seinem Verlangen nachgab, brauchte er Informationen. Er liebkoste ihre Brüste, fühlte unter seinen Daumen, wie die Knospen anschwollen. »Bist du verheiratet? Ich kann sehr diskret sein …«

Atemlos zuckte sie zusammen. »Nein, natürlich nicht!«, protestierte sie und versuchte, sich zu befreien. Das erlaubte er nicht. »Bitte …«

Eine Hand unter ihrem Hinterkopf haltend, beschwichtigte er sie mit einem verzehrenden Kuss. Er strich

über ihren Hals, zeichnete die Konturen ihres Kinns nach. Dann glitten seine Finger unter die Locken ihrer Perücke und ertasteten ein winziges Muttermal an ihrem Nacken.

»Bitte«, flüsterte sie wieder und wand sich unter ihm.

Er zögerte. Wie wäre es mit einem Vorspiel, das als Verhör fungierte? Er würde sie zwingen, für jede intime Zärtlichkeit, die sie ersehnte, ein Geheimnis preiszugeben. Gewiss, es würde seiner Willenskraft das Äußerste abverlangen. Nicht, dass ihm die Kontrolle seiner Lust misslingen

würde …

Plötzlich fiel ein Lichtstrahl auf den Boden, knarrend öffnete sich die Tür.

»Blackwood?«

Sofort sprang er auf und kniff die Augen zusammen. In der Tür sah er die Konturen einer Gestalt. Er hätte sein Schwert gezückt. Doch das hatte er in der Finsternis verloren. Seine Liebhaberin stieß einen leisen Schreckenslaut hervor und kroch von raschelndem Satin begleitet in die Schatten.

Aber Phineas konzentrierte sich auf den Eindringling, dessen Stimme er erkannt hatte. »Adam!«, rief er

erbost. Verdammt, wahrscheinlich wollte sein Schwager den alten Schachteln auch den Wintergarten zeigen, nachdem sie die Bibliothek zur Genüge bewundert hatten. Hastig ordnete er seine Kleidung, bevor der Hausherr mit einer Schar respektabler Damen im Schlepptau das Glashaus betreten würde. Womöglich beschwor er einen Skandal herauf, der London für das nächste Jahrzehnt Gesprächsstoff liefern würde.

Entschlossen, niemanden einzulassen, eilte Phineas zur Tür und starrte den Earl wütend an.

Adams Blick suchte das dunkle

Laub ab, und Phineas ballte eine Hand, um dem Mann die sichtliche Neugier aus dem Gesicht zu schlagen. Dann eilte er in den Flur. Allen vornehmen Damen, die ihn entrüstet zu mustern wagten, würde er Paroli bieten. Aber Westlake war allein erschienen.

Kampflustig wandte Phineas sich zu ihm. Wenn ihm jetzt eine Moralpredigt drohte …

»Die Pflicht ruft, Blackwood, wir müssen gehen.« Nicht einmal andeutungsweise schwang in Adams Stimme ein Bedauern über die Störung mit.

Forschend betrachtete Phineas das

Gesicht seines Schwagers, das eindringlichen Ernst bekundete, und sein Zorn verflog. »Was ist passiert?«

»Nicht hier«, murmelte Adam zwischen zusammengebissenen Zähnen und spähte vielsagend in den dunklen Wintergarten.

Diesem Blick folgte Phineas. »Ich brauche nur eine Minute.«

»Nicht länger«, mahnte Adam, »die Angelegenheit kann nicht warten.«

Phineas kehrte in die Nähe des Kirschbaums zurück. »Wo bist du, Yasmina?«, rief er leise. Sie gab keine Antwort. Nicht einmal

verräterisch raschelnder Satin offenbarte ihr Versteck. Entweder war sie zutiefst beschämt oder verlegen – oder eine meisterhafte Schauspielerin. Ein beklemmendes Unbehagen erfasste ihn. Aber er verdrängte das Gefühl. Im Moment konnte er nichts unternehmen. »Ich muss gehen, Yasmina«, teilte er den Schatten zwischen den Blättern und Zweigen mit. »Vor dem Ende des Balls komme ich zurück. Bleib inzwischen hier.« Mehr wagte er nicht zu sagen. Noch immer rührte sie sich nicht, und Adam wartete.

Resignierend kehrte Phineas in den Flur zurück. Mit unergründlichen

Augen schaute sein Schwager ihn an, und Phineas rechnete mit einen strengem Tadel, weil er den geheiligten Wintergarten für ein Schäferstündchen benutzt hatte. Aber diese Sünde war offenbar nicht so bedeutsam wie die dringende »Pflicht«.

Phineas folgte ihm durch die Küche in den Stallhof, wo eine Kutsche wartete.

»Was ist denn so verdammt wichtig?«, fragte er und sank in die Polsterung, während das Gespann davongaloppierte.

Hinter großen Tontöpfen geduckt wartete Isobel, bis tiefe Stille im

Wintergarten herrschte. Qualvolle Angst und die Kälte des Steinplattenbodens krochen in ihre Knochen und ließen ihre Zähne klappern. Ringsum roch es nach Kirschen, fruchtbarer Erde und Sinnenlust.

Mit bebenden Händen verknotete sie die Bänder ihres Kostüms am Rücken, so gut sie es vermochte, und schob ihre Brüste möglichst tief in das Oberteil hinab. Dann stand sie auf. Vor der Tür, die Blackwood so energisch hinter sich geschlossen hatte, blieb sie eine Zeit lang stehen und wischte Tränen des Bedauerns von ihren Wangen. Ehe

sie diese dunkle Zufluchtsstätte verließ, musste sie ihren ganzen Mut aufbieten, um vor der Rückkehr ihres Liebhabers zu verschwinden. Sie würde sofort nach Hause fahren und die Kutsche wieder hierher schicken, weil Charles abgeholt werden musste.

Sorgsam strich sie über ihr Kleid und die Maske, um sich zu vergewissern, dass alles in Ordnung war. Sie öffnete die Tür und blinzelte ins Licht. Glücklicherweise hielt sich niemand im Flur auf. Mit zusammengepressten Lippen raffte sie ihre Röcke und eilte durch das Gedränge im Ballsaal. Erst in der

Sicherheit der Maitland-Kutsche atmete sie auf. Durch einen Tränenschleier sah sie die Lichter von Mayfair vorbeigleiten.

Nur eines einzigen Blickes hatte Blackwood bedurft, um ihre Willenskraft zu bezwingen. Sogar jetzt, nachdem man sie beinahe in seinen Armen ertappt hätte, sehnte sich ihr Körper immer noch nach seinem. Nur mit knapper Not war sie einer Katastrophe entronnen, trotzdem empfand sie dieses heiße Verlangen. In der Tat, Charlotte.

Ich bin genauso wie meine Mutter.

Von tiefer Reue erfasst, schloss sie die Augen. Alles bedauerte sie jetzt

– das Kostüm, ihre Willensschwäche, sogar den Entschluss, die beiden Maskenbälle zu besuchen.

Und ganz besonders bedauerte sie, dass Blackwood sie so schnell verlassen hatte.

16

»Meine Leute haben einen Mann zu den Horse-Guards gebracht«, erklärte Adam. »Mit dem müssen wir reden. Er hat den Kanal mit aufschlussreichen Dokumenten überquert. Wie aus diesen Papieren hervorgeht, soll König Louis noch früher entführt werden, als wir dachten. Tut mir leid, dass ich dich gestört habe, aber die Befragung kann nicht warten.« Er sprach in ruhigem, förmlichem Ton und wirkte kein bisschen reumütig. »Dass ich dich behelligen musste, verstehst du hoffentlich?« Jetzt

schwang eine gewisse Irritation in seiner Stimme mit. »Abgesehen davon, dass ein Ball im Haus stattfindet, schläft kaum zwanzig Meter vom Wintergarten entfernt im oberen Stockwerk mein Sohn.«

»Manchmal redest du wie mein Großvater«, meinte Phineas.

»War sie es? Deine mysteriöse maskierte Lady?«

Von Yasminas Küssen prickelten Phineas' Lippen immer noch, und sein Körper sehnte sich nach neuer Lust. Das wollte er niemandem anvertrauen, seinem Schwager schon gar nicht. Aber Adam würde auf Informationen bestehen. »Ja,

sie war es.«

»Gut«, seufzte der Earl. »Wenigstens weißt du nun, wer sie ist.«

Phineas schwieg. Was wusste er? Sie war nicht verheiratet. An ihrem Nacken befand sich ein kleines Muttermal. Sie mochte Kirschen – und ihn. Doch ihr Name blieb ein Geheimnis. Das er verdammt noch mal enthüllt hätte, wäre Westlake nicht dazwischengekommen.

»Also? Wer ist sie?«

»Du hast sie gesehen«, konterte Phineas. »Konntest du sie erkennen?«

»Bevor sie von dir aus dem

Ballsaal gezerrt wurde, erblickte ich sie etwa fünfzehn Sekunden lang. Sie trug eine Maske und eine Perücke. Ansonsten fiel mir nur auf …« Adam verstummte, und Phineas knirschte mit den Zähnen.

»Was?« Obwohl er die Antwort ahnte, wollte er sie hören. Er richtete sich auf und ballte eine Hand, zum Kampf bereit. Dafür brauchte er nur noch einen stichhaltigen Grund.

»Ihr Kostüm war ziemlich tief dekolletiert.«

Ehe Phineas seine Faust heben konnte, begann Adam zu lachen. »Was zum Teufel ist so komisch?«

»Du. Keine Frau hat dich jemals so sehr verwirrt. Faszinierend.«

»Ach, tatsächlich? Dir ist das wohl noch nie passiert, du langweiliger, gefühlloser …«

»Doch.« Adam ignorierte Phineas' Zorn. »Sobald ich deine Schwester sah.«

Phineas sank in die Polsterung der Kutsche zurück. Mit der Bemerkung wurde ihm der Wind aus den Segeln genommen. Natürlich, Adam liebte Marianne. Aber er empfand keine Liebe. Er war nicht der Typ, der sich verliebte. Und trotz des Befehls, den sein Großvater ihm erteilt hatte, auch kein Heiratskandidat.

Wahrscheinlich würde er am nächsten Morgen erwachen und merken, dass er Yasmina zur Genüge genossen hatte. In seiner Fantasie würden ihre Reize verblassen. Allerdings bewies ihm seine hartnäckige Erektion das Gegenteil.

Sie erreichten das Gebäude der Horse-Guards, und die Kutsche hielt. Ohne zu warten, bis der Lakai den Wagenschlag öffnete, stieg Phineas aus.

Adam folgte ihm und hielt ihn am Ärmel fest. »Hör zu, Phin …«

»Was gibt’s?« Abrupt fuhr Phineas zu ihm herum und brachte ihn fast

aus dem Gleichgewicht.

»Denk dran, du weißt nicht, wer sie ist. Sie könnte eine Spionin, eine Kurtisane oder eine Frau sein, die keine geeignete Marchioness wäre. Verlier nicht dein Herz. Oder deine Nerven. Nicht jetzt.«

Erbost erwiderte Phineas den eindringlichen Blick seines Schwagers und wollte dem verdammten Bastard klarmachen, dass ihn die Angelegenheit nichts anging. Wie üblich hatte er die Situation unter Kontrolle. Wenn er in den Wintergarten zurückkehrte, würde Yasmina alle seine Fragen beantworten. Er wandte sich zu den

Eingangsstufen. »Komm, bringen wir’s hinter uns.«

Von einer einzigen Kerze und dem schwachen Licht einer Kohlenpfanne beleuchtet, saß ein Mann an einen hölzernen Stuhl gefesselt in einer Zelle des Kellergeschosses. Auf dem Tisch neben ihm lag der Inhalt eines abgewetzten Lederranzens – geöffnete Briefe, ein Messer, eine Pistole, ein paar persönliche Gegenstände.

»Soll das ein Witz sein?«, erkundigte er sich und starrte die Kostüme der beiden Gentlemen an. Phineas ignorierte die Frage und

musterte den Mann, der bis hinab zu den klobigen Stiefeln voller Salzwasserflecken und wie ein typischer englischer Fischer angezogen war. Herausfordernd hielt er dem prüfenden Blick stand, als wollte er fragen, ob irgendetwas an seiner Kleidung zu bemängeln sei.

»Sie sind Franzose«, konstatierte Phineas leise.

»Was ihr Gecken seid, kann ich nicht sagen.« Der Gefangene grinste spöttisch und inspizierte die historischen Gewänder. »So eine Mode habe ich noch nie gesehen. Wieso werde ich festgehalten?«

»Das ist Henry VIII., und ich bin Sir Walter Raleigh. Noch englischer geht's gar nicht. Wir müssen wissen, warum Sie nach England gekommen sind. Wer hat Sie hergeschickt? Auf wen haben Sie gewartet?«

Das Grinsen erlosch. Aber der Mann antwortete nicht, wich Phineas' scharfem Blick aus und betrachtete Adams bestickte, pelzbesetzte Stiefel. »Wundervolle Schuhe, ganz entzückend … Wie ich den Dreckskerlen schon sagte, die über mich herfielen, wollte ich in dieser Taverne eine Hure suchen. Vielleicht begnüge ich mich mit

Ihnen, Süßer. Am Geld soll's nicht liegen. Heute wurde ich für einen üppigen Heringsfang bezahlt.«

Ohne mit der Wimper zu zucken, nahm Adam die Beleidigung hin und setzte sich. Lässig schlug er die Beine übereinander, als wäre das lächerliche Schuhwerk ein Paar von seinen edlen Reitstiefeln.

Phineas durchsuchte die Sachen auf dem Tisch. Offenbar enthielten die Briefe, die zusammengefaltet, aber nicht versiegelt waren, verschlüsselte Nachrichten. Die Pistole war immer noch geladen, das Messer fleckenlos. Daneben lag ein kleiner Beutel mit Münzen. Er

griff nach einem Taschentuch aus feinem Leinen mit Spitzenrand. Ziemlich deplatziert zwischen den anderen Gegenständen, wie eine Duchess inmitten lauter Schurken … In einer Ecke prangte ein Monogramm, ein verschnörkeltes M, das von einer gestickten Rosenknospe durchbohrt wurde.

»Woher haben Sie das?«, fragte er.

»Ein Geschenk für meine Frau.«

»Bald wird sie eine Witwe sein«, murmelte Phineas auf Französisch und beobachtete, wie sich die Augen des Mannes verengten. »Es sei denn, wir finden heraus, was Sie

wissen.«

»Gar nichts weiß ich.« Das Englisch des Gefangenen verlor den Akzent, der zu einem Fischer passte.

Phineas entfaltete einen Brief, überflog die Zeilen und gab vor, den Code zu verstehen. »Schau mal, Westlake, deshalb könnte er wegen Hochverrats hängen«, betonte er und reichte das Pergament seinem Schwager.

»Oder weil er ein französischer Spion ist«, ergänzte Adam.

»Das alles gehört mir nicht«, versuchte der Mann sich zu retten. »Diesen Ranzen habe ich am Strand gefunden.«

»Wenn Schurken lügen, liebe ich sie ganz besonders.« Phineas lächelte Adam an, stützte die Pistole mit seinem Handgelenk und richtete den Lauf auf die lange gallische Nase des Häftlings.

»Ist das Blut an Ihrem Hemd?« Nun klang die Stimme des Franzosen eine Oktave höher.

Phineas schaute auf den Kirschsaft hinab, der eine seiner gerüschten Leinenmanschetten befleckte, und zwang sich zur Konzentration. Jetzt musste er die Kirsche zwischen Yasminas Lippen vergessen, in die sie gebissen hatte, den hervorquellenden Saft … »Ja. Ihr

Partner wollte mir nichts verraten. Da wurde ich unangenehm«, fügte er beiläufig hinzu, als würde er das Wetter erörtern.

Unruhig rutschte der Mann auf dem Stuhl umher, die Stricke knarrten, die ihn an die Lehne banden. Aber sie lockerten sich nicht. »Ist er tot?«

Statt zu antworten, lächelte Phineas nur. Im Halbdunkel schimmerten seine Zähne, die Augen glichen kalten, unergründlichen Teichen. Die Pistole bewegte sich nicht.

»Hören Sie, ich bin ein einfacher Fischer«, behauptete der

Gefangene. Allmählich ließ ihn sein sorgsam einstudierter englischer Akzent im Stich.

»Er saaaagt, er sei ein Fiischer«, höhnte Phineas.

»Und ich sage, er ist Lord Philip Renshaws Freund«, warf Adam ein.

»Wer?« Die Verwirrung des Mannes wirkte echt.

»Oder waren Sie vielleicht mit Robert Maitland befreundet, mit dem verstorbenen Earl of Ashdown?«, fragte Phineas. »Oder mit seinem Bruder, Lord Charles?«

Mit geschlossenen Augen versuchte der Häftling, seine Gedanken zu ordnen. »Bei Hythe

gibt's ein Dutzend Landgüter, Hunderte von Lords. Die kenne ich nicht alle.«

»Womöglich dauert das Verhör die ganze Nacht«, seufzte Adam.

»Keineswegs«, erwiderte Phineas seelenruhig, hob die Pistole ein wenig und feuerte. Der Gefangene schrie auf, der Stuhl kippte nach hinten. An die steinerne Mauer spritzten Blutstropfen und glänzten im Kerzenlicht. Wie Kirschsaft sickerten sie zu Boden.

Adam sprang auf. »Was zum Teufel hast du getan, Blackwood?«

»Für diese Farce habe ich keine Zeit«, murmelte Phineas, ergriff

einen Wasserkrug und schüttete ihn auf das blutverschmierte Gesicht des Gefangenen.

Prustend wand der Mann sich am Boden, und Phineas stellte den Stuhl auf, an den sein Opfer noch immer gefesselt war.

Sein linkes Ohrläppchen war verschwunden, Blut beschmutzte sein Hemd aus grobem Leinen.

»Verdammt, Sie haben mich erschossen!«, sprudelte der Gefangene hervor.

»Offenbar habe ich mein Ziel verfehlt. Daran muss der Cognac schuld sein.« Phineas übergab die Pistole seinem Schwager. »Tu mir

den Gefallen und lade die Waffe nach, alter Junge.«

»T'es fou! Sie sind verrückt!«, kreischte der Mann. Flackernd irrte sein Blick von Phineas zu Adam.

Während Phineas die geladene Pistole entgegennahm, spürte er Adams Fingerdruck auf seiner Hand, eine subtile Warnung. Gelassen erwiderte er den Blick seines Schwagers. »Ich habe nicht vor, die ganze Nacht hier zu vertrödeln. Wenn er nichts weiß, warum verhören wir ihn dann noch?« Er hielt die Waffenmündung an die Schläfe des Mannes, der kläglich zu wimmern begann, als das kalte

Metall seine verschwitzte Haut berührte.

Langsam entsicherte Phineas die Pistole, das Klicken des Mechanismus klang sehr befriedigend. Und tödlich.

»Sollen wir irgendwem ein paar letzte Worte ausrichten? Lord Philip oder Napoleon? Oder wer immer es ist, der Ihnen diesen idiotischen Auftrag erteilt hat, von dem Sie nichts wissen?«

Der Franzose bebte am ganzen Körper, säuerlicher Uringestank erfüllte die Zelle, als er sich vor lauter Angst in die Hosen machte. »Nicht Lord Philip!«, schrie er.

»Wer dann?«, beharrte Phineas und bohrte die Mündung in den Hals des Mannes. »Nennen Sie seinen Namen!«

»Kein Mann!«, jammerte der Gefangene auf Französisch. »Um Himmels willen, eine Frau! Eine Engländerin!«

»Wer ist sie?« Adam packte den Mann am Kragen. »Wie heißt sie?«

»Keine Ahnung, das schwöre ich!«, schluchzte der Häftling. Sein Blick glitt zum Tisch hinüber. Mit der Pistole an der Schläfe wagte er nicht, seinen Kopf zu bewegen. »Das Taschentuch ist ein Zeichen, das sollte ich dem Mann in der

Taverne geben. Dann würde er mich für die Briefe bezahlen. Mehr weiß ich nicht, das schwöre ich. Ich bin ein Zimmermann aus der Normandie, und ich wohne in Gravelines. Jemand hat mich gefragt, ob ich ein bisschen Geld verdienen will. Und weil meine Frau ein Kind erwartet und ich …«

An Phineas' Rückgrat kroch kaltes Grauen hoch, viel zu intensiv spürte er den Blick seines Schwagers.

»Ist sie es, Phin?«, fragte Adam. »Deine maskierte Frau? Wer zum Geier mag sie sein?«

Ohne den Gefangenen aus den Augen zu lassen, murmelte

Phineas: »Yasmina. Sagt Ihnen dieser Name irgendwas?«

Verzweifelt schüttelte der Franzose den Kopf.

Zwanzig Minuten später kehrten sie ins De Courcey House zurück. Inzwischen waren die meisten Gäste gegangen. Phineas und Adam eilten begleitet von vier Lakaien zum Wintergarten, sie waren mit Pistolen und Laternen ausgerüstet.

Durch das Glasdach fiel das graue Licht der Morgendämmerung herab. Vergeblich durchsuchte Phineas die Schatten inmitten der Pflanzen. Dann wandte er sich zu Adam, der grimmig dastand und wartete. Alle

Lakaien schüttelten die Köpfe.

Eine Hand gegen die Rinde des Kirschbaums gestützt, betrachtete Phineas die Früchte, die am Boden lagen. Er bückte sich und hob eine kleine seidene Rosenknospe auf, die von Yasminas Perücke stammte. Auf das Taschentuch war eine ähnliche Knospe gestickt worden.

»Mylord?« Ein Lakai legte etwas in die Hand des Earls. Adam betrachtete es, danach reichte er es seinem Schwager – ein kleines Porträt an einer zerrissenen Kette.

Verwundert hielt Phineas das winzige Bild ins Licht. »Ein Kind. Ist das Jamie?«

»Nein, dieser Anhänger gehört Marianne nicht«, versicherte Adam. »Jamie ist blond, dieses Kind hat braunes Haar, vielleicht etwas rötlich. Ein Junge oder ein Mädchen? Schwer zu sagen …«

Mit bebenden Fingern umklammerte Phineas das kleine Porträt. »Sie hat behauptet, sie sei nicht verheiratet.«

»Wie auch immer, wir müssen sie finden«, erklärte Adam in ernstem Ton.

»Das weiß ich«, antwortete Phineas.

Jetzt nahm die private Suche nach einer faszinierenden Liebhaberin

andere Dimensionen an. Wenn sie eine Spionin war, verstand sie sich meisterhaft auf ihr Geschäft. Schon zwei Mal hatte sie ihn überlistet und die Flucht ergriffen. Um die Ehre Englands und seines eigenen klaren Verstandes willen musste er die reizvolle Yasmina aufspüren und überlisten.

17

»Also, ich muss schon sagen, unser erster Ball im renovierten Haus war ein grandioser Erfolg«, triumphierte Marianne, als sie am nächsten Nachmittag mit Isobel durch den Park wanderte. »Sicher eines der wichtigsten gesellschaftlichen Ereignisse dieser Saison. Ich muss Adam dazu bringen, so ein Fest jedes Jahr zu veranstalten. Eigentlich dürfte ich es nicht gestehen, aber da tummelten sich so viele Gäste, dass ich gar nicht alle begrüßen konnte. Es wäre unverzeihlich gewesen, hätten wir

keinen Maskenball gegeben. Du warst doch auch da?«

Trotz der warmen Frühlingssonne fröstelte Isobel.

Hatte die Freundin sie nicht erkannt?

Sie zwang sich zu einem Lächeln. »Natürlich war ich da. So ein schönes Haus …« Besonders der Wintergarten.

»Sehr gut.« Marianne hängte sich bei ihr ein. »Dann können wir über die Leute tratschen. Was für ein Kostüm hast du getragen?«

Seltsam, dachte Isobel verwirrt. Marianne hatte sie doch gesehen. Ebenso wie Lord Westlake und eine

Bibliothek voller alter Ladys mit scharfen Augen. Sie hatte die ganze Nacht keinen Schlaf gefunden, aus Angst, skandalöse Klatschgeschichten würden ihr aus dem Wintergarten folgen wie alles Übel aus der Büchse Pandoras.

»Ich war Char … eine Schäferin.« Mühsam würgte sie die Lüge hervor. »Blauer Musselin, ein gelbes Hutband.« Während sie ihren schwarzen Wollschal enger um die Schultern zog, runzelte Marianne die Stirn und versuchte, sich an das Kostüm zu erinnern.

Von tiefer Scham erfüllt, beobachtete Isobel ihren Sohn, der

fröhlich mit Jamie am Ufer des Teichs spielte. Gab es auf dieser Welt einen Menschen, den sie so sehr liebte wie Robin? Oh, was hatte sie riskiert für ein paar Momente selbstsüchtigen Entzückens.

Und doch – allein schon bei diesem Gedanken regte sich Sehnsucht nach ihrem Liebhaber.

Ja, sie musste es zugeben. Blackwood war jetzt ihr Liebhaber. Er beglückte sie, erweckte sie zu neuem Leben. Und wenn sie die Gelegenheit fände, in seinen Armen noch einmal süße Sinnenlust zu genießen, wäre sie der Versuchung

machtlos ausgeliefert. Sogar jetzt empfand sie ein heißes Begehren, das ihre Vernunft gefährdete. Für dieses Problem sah sie nur eine einzige Lösung – sie durfte ihm nicht mehr begegnen.

Sie strich über ihre Wange, glaubte seine Küsse zu spüren und unterdrückte ein Seufzen.

Nun schüttelte Marianne den Kopf. »In diesem furchtbaren Gedränge habe ich dich nicht bemerkt.« Sie neigte sich zu Isobel und wisperte: »Vielleicht waren ein paar Leute da, die ich gar nicht eingeladen hatte.«

»Ach, tatsächlich?« Isobel hob die Brauen. »Wieso nimmst du das

an?«

»Weil mir eine höchst ungewöhnliche Lady in einem rosa Kostüm auffiel, die meinen Bruder interessierte. Diese Frau kannte ich ganz sicher nicht.«

»Oh …« Plötzlich schien sich die Frühlingsluft zu verdichten, und Isobels Atem blieb in ihrer Kehle stecken.

Marianne kräuselte die Lippen. »Vermutlich ist sie Phins neueste Gespielin. Hast du sie gesehen?«, fügte sie hoffnungsvoll hinzu. »Sie trug ein schönes Kleid aus rosa Satin, voller Spitzen und Bänder.«

»Eh – nein«, murmelte Isobel.

»Konntest du ihr Gesicht erkennen?«

»Darauf habe ich nicht geachtet, denn ihr Dekolleté war – nun ja …« Marianne hielt ihre behandschuhten Hände hoch, ziemlich weit von ihrer Brust entfernt. In Isobels Wangen stieg brennende Röte. »Davon wurde ich abgelenkt. Glücklicherweise verschwand sie so schnell, wie sie aufgetaucht war. Hätte sie sich bei einem Volkstanz zu heftig bewegt – nicht auszudenken, was womöglich passiert wäre, und Adam hasst peinliche Szenen.«

Isobel strauchelte. Skandal. Ruin.

Schande.

»O Gott, habe ich dich erschreckt?«, fragte Marianne.

Zitternd krochen Isobels eisige Finger zu ihrem Kragen hinauf und zerrten den Schal so fest um ihren Hals, dass sie fast erstickte.

Blackwoods neueste Eskapade.

Irgendwo würde Honoria Klatschgeschichten über die Lady in Rosa hören. Solche Sensationen liebte sie, und sie würde ihre Schwiegertochter fragen, ob sie die Frau auf dem Ball gesehen habe. Wenn Charles sich an das Kostüm erinnerte …

»Setzen wir uns?«, schlug sie vor.

Ohne Mariannes Zustimmung abzuwarten, sank sie auf die nächstbeste Bank. Unter dem altmodischen grauen Kleid pochte ihr Herz viel zu schnell.

Sofort versammelten sich die Enten vor ihren Füßen, als wollten sie lauschen. Sie hatte inzwischen gelernt, das Ufer des Teichs an der Stelle zu meiden, wo Jamie und Robin spielten.

Auch Marianne nahm Platz. »Ich sorge mich um meinen Bruder.«

»Wirklich?« Neugier mischte sich in Isobels kalte Angst.

»Auf Großvaters Wunsch soll er noch dieses Jahr heiraten.

Immerhin ist er schon zweiunddreißig, und ich finde ebenfalls, es wäre höchste Zeit. Großvater hat die Tochter des Duke of Welford für ihn ausgesucht, Lady Amelia.«

In Isobel stieg heiße Eifersucht auf. Obwohl sie Lady Amelia nicht kannte, hasste sie die Frau, die Blackwoods Leben teilen würde, auf Anhieb. Angelegentlich studierte sie ihre Handschuhe und bekämpfte die düsteren Emotionen.

Einfach lächerlich. Sie konnte ihn nicht heiraten. Und sie durfte nie wieder in dunklen Gärten seiner Verführungskunst erliegen. In

Zukunft würde sie alle Einladungen zu Maskenbällen ablehnen und Gespräche mit Blackwood vermeiden.

Insbesondere auf seinem Hochzeitsfest.

»Auch ich will, dass er heiratet«, fuhr ihre Freundin fort. »Aber Lady Amelia passt nicht zu ihm, die würde ihn nicht glücklich machen.«

»Warum nicht?«, fragte Isobel und zwang sich, ihre schmerzhaft geballten Hände zu lockern.

Marianne schnaufte verächtlich. »Schon nach einer Woche würde ihn so ein albernes Milchgesicht langweilen! Er würde sich woanders

amüsieren, zum Beispiel mit der Lady in Rosa, und wäre genauso unglücklich wie jetzt. Deshalb braucht er eine geistreiche Frau, die ihn unter Kontrolle bringt, und zwar endgültig.«

»An wen denkst du?« Isobel straffte die Schultern und wappnete sich gegen einen Namen, den sie zur Kenntnis nehmen musste, ohne eine Reaktion zu zeigen.

Aber Marianne überraschte sie, und Isobels steifes Rückgrat verwandelte sich in Pudding. »Was das betrifft, bitte ich dich um Hilfe. Kennst du eine geeignete Frau? Bei allen gesellschaftlichen Ereignissen

beobachtest du die Leute sehr aufmerksam. Vielleicht gibt es eine Lady, die du …«

»O nein!« Bestürzt sprang Isobel auf. »Das darfst du nicht von mir verlangen!« rief sie entnervt. So aufmerksam beobachtete sie die Leute? Was würde ihre Freundin sagen, wenn sie die Wahrheit wüsste? Ich kann keine Braut für Phineas finden – genauso wenig, wie ich zu fliegen vermag. In diesem Moment wünschte sie, dazu wäre sie fähig, denn Marianne starrte sie mit großen Augen an.

»Was hast du denn?«, fragte sie, so verblüfft über den

Gefühlsausbruch wie Isobel selbst. Und dann presste sie ihre Hand auf den Mund. »Oh, jetzt verstehe ich, worum es geht.«

Isobels Magen drehte sich um. »Worum denn?« Hat sie eine frappierende Ähnlichkeit zwischen der Lady in Rosa und mir entdeckt? Kraftlos setzte sie sich wieder, suchte verzweifelt nach einer Erklärung für ihr Verhalten oder nach einer überzeugenden Lüge.

Schon seit Wochen dachte sie sich eine Lüge nach der anderen aus.

Aber Marianne tätschelte ihre Hand. »Natürlich verstehe ich dich. Du hast deinen Mann sehr geliebt,

nicht wahr? Sonst würdest du nicht so lange um ihn trauern.«

Dieser ungeheure Irrtum bewog Isobel, erneut aufzustehen. »Nein!« Das Wort entriss sich ihrer Kehle geradezu. »O nein, Marianne, da täuschst du dich. Ich liebte Robert Maitland nicht, und er liebte mich auch nicht!« Dass ihre Freundin glaubte, sie wäre einem so kaltschnäuzigen, hassenswerten Mann in Liebe verbunden gewesen, ertrug sie nicht.

»Also hast du ihn nicht geliebt?« In Mariannes Blick kämpfte Mitleid mit Entsetzen.

Isobel hatte zu viel gesagt. Das

wusste sie. Sie biss auf ihre Zunge, bis sie den metallischen Geschmack ihres Blutes bemerkte, und starrte die Enten an, die ebenfalls fasziniert lauschten.

»Bitte, Marianne, erwarte nicht von mir, dass ich dir eine Braut für Blackwood vorschlage. Dazu fühle ich mich außerstande.« Qualvoll hämmerte ihr Herz, als sie sich hinter eine ausdruckslose Maske zurückzog und ihre Emotionen zu beschwichtigen suchte.

»Nein, das mute ich dir nicht zu! Wahrscheinlich hast du eine sehr schlechte Meinung über die Ehe, nachdem deine eigene unglücklich

war.« Marianne erhob sich und legte eine Hand auf Isobels Arm. Doch das Mitleid, das die besänftigende Geste bekundete, war unwillkommen. »Hast du überlegt, noch einmal zu heiraten? Diesmal aus Liebe?«

Entschlossen schluckte Isobel die Galle hinunter, die in ihrer Kehle emporquoll. »Ich kann nicht mehr heiraten.«

»Warum nicht? Viele Witwen suchen sich einen zweiten Gemahl. Nicht alle Männer sind schlecht. Westlake ist ein wunderbarer Ehemann. Und du bist jung und hübsch. Nach dem Ende deiner

Trauerzeit wirst du unzählige Anträge erhalten.«

Isobel kniff die Lippen zusammen, um ihre Verzweiflung zu verbergen. Weil es ihr so schwerfiel, ruhig zu bleiben, zitterte sie am ganzen Körper. Zwischen ihren Brüsten rollte ein Schweißtropfen hinab – so intim wie Blackwoods Liebkosungen.

Marianne neigte sich zu ihr. »Hast du schon einmal erwogen, einen Liebhaber zu wählen?«

Verwirrt schnappte Isobel nach Luft, und ihre Freundin kicherte.

»So skandalös ist das nun auch nicht. Viele Damen entscheiden sich

dafür. Selbstverständlich muss der Mann diskret sein.« Mit einem behandschuhten Finger klopfte sie auf ihr Kinn und ließ ihren Blick über die Gentlemen schweifen, die durch den Park wanderten.

Weil ihr Hals wie zugeschnürt war, brachte Isobel keinen Protest hervor. Einen anderen Liebhaber wollte sie nicht – sie wollte nur …

»Blackwood!« Nun leuchteten Mariannes Augen auf. Lächelnd wandte sie sich wieder zu Isobel, die entgeistert blinzelte.

»Jetzt habe ich dich schon wieder schockiert, Isobel! Keine Bange, du sollst dich nicht mit ihm einlassen,

obwohl er diversen Gerüchten zufolge sehr gut im Bett sein soll. Ich meine, sicher fällt ihm jemand ein, der sich eignen würde. Oft genug verbringt er seine Zeit im Schatten der Demimonde. Adam sagt, mein Bruder kennt nahezu alle Leute in London.«

Isobel presste eine Hand auf ihre Schläfe, wo heftige Kopfschmerzen zu pochen begannen. »Wenn Honoria wüsste, was für ein Gespräch ich mit dir führe – du ahnst nicht, was sie tun würde, Marianne! Was sie tun könnte.« Beklommen schaute sie zu Robin hinüber, der so klatschnass und

voller Schlamm begeistert mit Jamie spielte.

Nachdem Blackwood sie selbst über die Bitte seiner Schwester amüsiert hätte, wäre er wohl kaum bereit, Diskretion zu üben. Ganz London würde in schallendes Gelächter ausbrechen.

Nur Honoria nicht.

»Jetzt muss ich gehen.« Isobel raffte ihre Röcke und eilte zu Robin.

»Warte, Isobel!«, rief Marianne und folgte ihr. »Sicher willst du ein glückliches Leben führen.«

In Isobels Augen brannten Tränen, die sie nicht vergoss. O ja, sie sehnte sich nach einem glücklichen

Leben. Aber sie würde niemals Robins Glück für ihr eigenes opfern. Am helllichten Tag, nach eine Nacht voll zügelloser Leidenschaft, glich sie Charlotte nicht mehr. Was geschehen war, würde sich nie mehr wiederholen.

Mit einem gezwungenen Lächeln verschanzte sie sich wieder hinter der ausdruckslosen Maske der unsichtbaren Isobel. »Glaub mir, Marianne, mein Leben gefällt mir so, wie es ist. Ich habe Robin, sehe ihn aufwachsen, und das genügt mir vollkommen.«

»Wenn das so ist, warum weinst du dann?«, seufzte Marianne.

Isobel berührte ihre feuchte Wange. Seit der Flucht ihrer Mutter hatte sie keine einzige Träne vergossen. Nicht einmal, nachdem ihre lieblose Ehe mit Robert arrangiert worden war, auch nicht nach seinem Tod. Nicht einmal bei der Verlesung seines Testaments. Sekundenlang setzte ihr Herzschlag aus. Wem diese Tränen galten, wusste sie.

Blackwood.

18

»Was für ein wundervoller Morgen!« Skeptisch schaute Phineas zu seiner jüngeren Schwester hinüber, die neben ihm auf ihrer hübschen neuen Stute durch den Hyde Park ritt. Am Himmel kündigten düstere Wolken an, es würde noch vor dem Ende des Vormittags regnen. Ein unangenehmer Wind riss an der Feder auf Mirandas modischem Hut. Offenbar nahm sie das Pferd, auf dem sie saß, kaum wahr, obwohl sie sich sehr über das Geschenk ihres Bruders gefreut und lauthals gejubelt hatte. In jenem Moment

war sie das Mädchen gewesen, an das er sich erinnerte.

Jetzt beobachtete er wieder die versierte Debütantin, die vor einem interessierten Publikum auf den Reitwegen posierte. Schamlos flirtete sie mit wohlhabenden Aristokraten. Allen anderen Männern zeigte sie die kalte Schulter.

»Hast du ihr schon einen Namen gegeben?«, fragte er und deutete auf die Stute.

Kokett zwinkerte sie ihm zu. »Nun, vielleicht werde ich sie Kelton nennen.«

»Kelton?« Erstaunt runzelte er die

Stirn. »Warum?«

Ihr neckisches Kichern zerrte an seinen Nerven. »O Phin! Natürlich nach dem Viscount of Kelton. Vermutlich werde ich ihn heiraten.«

»Kelton?«, wiederholte er, diesmal in schärferem Ton. »Diesen Idioten?«

»Immerhin erbt er eine Grafschaft. Und er bezieht achtzigtausend Pfund pro Jahr.«

»Wegen seines lächerlichen Gelispels wird man ganz nass, wenn man mit ihm redet. Außerdem besitzt er die Intelligenz einer heruntergebrannten Kerze.«

»Also, ich finde ihn charmant, und

sein Landsitz in Hampshire zählt angeblich zu den schönsten von ganz England. Oh, ich freue mich schon darauf, das Haus neu einzurichten.«

»Obwohl es so schön ist? Warum willst du was daran ändern?«

»Wie dumm du bist, Phin! Das tun alle jungen Ehefrauen. Nicht nur seinem Herzen, auch seinem Heim werde ich meinen Stempel aufdrücken.«

»Was sein Herz betrifft, wird dir das schwerfallen, denn ich fürchte, er hat keins«, murmelte Phineas. »Neulich sah ich ihn einen jungen Hund treten.«

Mit einem kurzen Seitenblick bekundete Miranda, er würde ihre Geduld auf eine harte Probe stellen. Dann richtete sie sich graziös im Sattel auf, als ihnen ein Gentleman entgegenritt.

Erleichtert erkannte er Gilbert Fielding – endlich jemand, mit dem man vernünftig reden konnte. »Gil!«, rief er und winkte ihn zu sich. Sofort gehorchte der Freund, schaute aber nur Miranda an. »Wie ich sehe, hast du den Grauschimmel gekauft.«

»Und du die Stute.« Gilbert lüftete seinen Hut und verneigte sich vor Miranda, die angesichts seiner

unverhohlenen Bewunderung errötete. »Sie passt ausgezeichnet zu Ihnen, Lady Miranda. Sie ist fast so schön wie ihre Reiterin.«

»Danke, Mr Fielding«, sagte sie leise, klimperte mit den Wimpern und tätschelte den Pferdehals.

»Ist das nicht ein wunderschöner Morgen?«, fragte er.

Da lächelte sie – nicht affektiert und mit blitzenden Zähnen. Dieses echte Lächeln voller Wärme reservierte sie normalerweise für ihren Bruder, der die Stirn runzelte.

»O ja, Mr Fielding. Gerade wies ich Phin darauf hin. Aber ich glaube, er ist anderer Meinung.«

»Wie ungalant, Phineas!«, scherzte Gilbert und lächelte genauso strahlend wie Miranda. »Ich finde, wo immer deine Schwester erscheint, ist der Tag ganz wunderbar – unabhängig vom Wetter.«

Phineas starrte ihn an. Seltsam, der Mann hatte sich noch nie wie ein Trottel benommen.

In Mirandas Wangen glühte neue Röte. Sie streichelte ihre Stute noch eifriger. Dann entspann sich eine alberne Konversation über Banalitäten wie Partys und Pferde. Phineas spähte in beide Richtungen des Reitwegs und wartete.

Eigentlich hatte er etwas Besseres zu tun. Zum Beispiel musste er eine gewisse Lady suchen. In den frühen Morgenstunden hatte er in seinem Arbeitszimmer gesessen, vor ihm auf dem Schreibtisch lagen die wenigen Hinweise auf Yasminas Identität.

Der bestickte Schuh würde eher in einen Harem passen als ins regnerische London.

Und das winzige Porträt eines Babys, ein liebevoll gemaltes Aquarell, war mit keinem Namen oder Datum versehen worden. Ernste Augen unter bronzefarbenen Locken blickten ihn an, der

Rosenknospenmund konnte jedem Kleinkind in England gehören.

Vor allem die beiden anderen Gegenstände verwirrten ihn. Das Taschentuch mit dem Monogramm bestand aus feinstem irischen Leinen und zarter französischer Spitze – das Kennzeichen eines Schmugglers, das Symbol eines Verrats. Und die gestickte Rosenknospe sah so aus wie jene, die Yasmina im Wintergarten verloren hatte. Sie waren einander zu ähnlich …

Noch immer verspürte er dieses beklemmende Gefühl, das ihn stets auf Schwierigkeiten vorbereitete. Es

verfolgte ihn ebenso wie die Erinnerungen an süßen Parfümduft, berauschende Küsse, einen reizvollen Körper. Unbehaglich bewegte er sich im Sattel und verfluchte die wachsende Erregung zwischen seinen Schenkeln.

»Hör doch zu, Phin! Schon zweimal habe ich gefragt, ob du weiterreiten willst!«

Er wandte sich zu Miranda, die ihren Kopf in den Nacken warf, damit die kecke Feder auf ihrem Hut Gilberts Entzücken weckte. Aus den Augenwinkeln musterte sie ihn und schenkte ihm wieder ein ungekünsteltes Lächeln. Dann

versetzte sie ihre Stute in gemächlichen Trab.

Phineas nickte seinem Freund zu, folgte ihr, und es entging ihm nicht, dass der Mann ihnen nachschaute, statt die entgegengesetzte Richtung einzuschlagen.

»Willst du dein Pferd jetzt lieber Fielding nennen, Miranda?«, fragte er.

»Vielleicht«, seufzte sie. »Wie lautet Lord Fieldings Adelstitel?«

»Sein Vater, ein Earl, heißt Lord Fielding«, erwiderte er belustigt. »Da Gilbert der zweitgeborene Sohn ist, trägt er keinen Titel.«

»Besitzt er ein Vermögen?«

»Keinen Penny.«

In Mirandas blauen Augen flammte heller Zorn auf. »Hat er denn nichts, was ihn einer jungen Dame empfehlen könnte, außer einem attraktiven Gesicht, einem schönen Hengst und charmanten Manieren?«

»Nun, er ist ein anständiger, ehrenhafter Gentleman und eine sehr angenehme Gesellschaft. Genügt das nicht? Übrigens glaube ich, er hat dich mit Zähnen ohne Lispellücken angegrinst.«

»Zähne!« murmelte sie. Die Debütantin kehrte zurück und reckte erbost ihr Kinn vor. »Schade. Also werde ich Kelton heiraten

müssen.«

Wie Phineas feststellte, vergaß sie mit dem nächsten Reiter zu flirten, der ihnen entgegenkam – zum sichtlichen Missvergnügen des Gentlemans. Stattdessen spähte sie über ihre Schulter und sah den mittellosen, titellosen Gilbert Fielding davonreiten. Kerzengerade saß er im Sattel.

Würde Gil seinen Hengst Miranda nennen?, überlegte Phineas.

19

»Da ist ein Gentleman aus Waterfield Abbey, der hierher gereist ist, um mit Lord Charles zu sprechen, Mylady«, verkündete Finch in der Tür der Bibliothek, wo Isobel zu lesen vorgab. Auf jeder Seite des Buchs sah sie Blackwoods Gesicht.

»Ich verstehe. Möchte Lord Charles diesen Raum benutzen?«

»Eh – nein, Mylady. Seine Lordschaft und Lady Honoria sind ausgegangen. Deshalb würde der Gentleman gern mit Ihnen sprechen«, fügte der Butler in

entschuldigendem Ton hinzu. »Er hat einen weiten Weg auf sich genommen. Anscheinend geht es um eine dringende Angelegenheit, falls ich mir diese kühne Bemerkung erlauben darf. Also erklärte ich ihm, ich würde nachsehen, ob Sie daheim sind.«

Isobel zögerte. Sollte sie dem Besucher ausrichten lassen, er möge später wiederkommen, wenn Charles zu Hause sei? Aber Waterfield Abbey gehörte ihr. Wenn es sich um wichtige Neuigkeiten handelte, war es doch ihr gutes Recht, davon zu erfahren.

»Führen Sie ihn bitte herein,

Finch.« Sie stand auf, schlang die Finger ineinander und wartete.

Offenbar nicht sicher, ob seine Anwesenheit erwünscht wäre, blieb der Mann an der Tür stehen. »Guten Tag, Mylady, ich bin Jonathan Hart, der Verwalter von Waterfield Abbey.«

Isobel nickte lächelnd. »Ja, natürlich erinnere ich mich an Sie, Mr Hart. Als Kind war ich oft in Waterfield. Nehmen Sie Platz.«

Nach ein paar Schritten durch die Bibliothek hielt er inne und hob seinen Hut wie einen Schild vor die B r u s t . »Ich stehe lieber«, entgegnete er grimmig.

Seine Miene wirkte respektvoll, aber nicht besonders freundlich. Nur sekundenlang erwiderte er Isobels Blick, ehe er den Teppich betrachtete.

Irritiert sank sie in einen Sessel, der in seiner Nähe stand. Ihre Überzeugung, sie könnte die Sache regeln, verflog. »Wie Finch angedeutet hat, müssen Sie Lord Charles etwas Wichtiges mitteilen. Leider ist er nicht hier …«

»Um die Wahrheit zu sagen, Mylady, ich hatte gehofft, Sie anzutreffen.«

»Mich?«, fragte sie erstaunt.

»Nun, ich muss Sie auf die

Zustände in Waterfield hinweisen. Das Personal wurde nicht bezahlt, und Lord Charles hat mehrere Leute entlassen. Da wären einige Reparaturen nötig, die nicht warten dürfen.« Mr Hart seufzte verbittert. »Immer wieder bat ich Seine Lordschaft um Geld für Vieh und Saatgut, für all die Dinge, die ich brauche, um den Landsitz instand zu halten. Aber ich bekam keinen Penny. Wenn er da ist, ignoriert er mich. Mit nichts kann ich Waterfield nicht verwalten.«

Entgeistert starrte sie ihn an. Vor Marianne und Lady Augusta hatte Honoria mit dem grandiosen Profit

geprahlt, den Waterfield unter Charles' brillanter Leitung abwarf. Erst neulich hatte er eine elegante Karriole und ein sündteures Gespann gekauft. »Davon wusste ich nichts. Liegt vielleicht ein Irrtum vor?«

Mr Hart reichte ihr ein paar Papiere mit Zahlenreihen. »Hier habe ich die Ausgaben aufgelistet, Mylady. Jetzt werden Sie das alte Gemäuer hassen – nach allem, was dort passiert ist. Aber die Ländereien sind gut und fruchtbar, die Leute anständig und arbeitsam. Eine Schande, wie Waterfield unter diesen beklagenswerten Umständen

verfällt.«

»Nach allem, was passiert ist?«, wiederholte Isobel verständnislos.

»Ja, Mylady. Natürlich haben wir es zutiefst bedauert, und unser Beileid war aufrichtig gemeint. Das versichere ich Ihnen, aber …«

»Was meinen Sie, Mr Hart?«

»Lord Roberts Tod, Mylady«, antwortete der Mann, ebenso verwirrt wie Isobel. Dann warf er einen raschen Blick zur Tür, als wollte er Hilfe holen oder die Flucht ergreifen.

»Was hat der Tod meines Mannes mit Waterfield zu tun? Er starb auf Ashdown Park.« War der Mann nicht

ganz bei Sinnen? Fast dreißig Jahre lang hatte er Waterfield verwaltet. Wurde er allmählich senil?

Entschieden schüttelte er den Kopf, und sie schaute in scharfe klare Augen. Ohne jeden Zweifel war er im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte. »Mylady, Ihr Ehemann, der Earl of Ashdown, starb auf Waterfield. Dorthin wurde seine Leiche vom Strand heraufgebracht. Ich half, ihn auf dem Friedhof zu begraben, so wie es Lord Charles angeordnet hatte.«

Schmerzhaft drehte sich ihr Magen um. Honoria hatte ihr erzählt, Robert sei an einer Fieberkrankheit

in seinem Bett auf Ashdown Park gestorben. Um das Zittern ihrer Hände zu verbergen, presste sie ihre Finger zusammen. Die Schwiegermutter hatte ihr nicht einmal gestattet, das Begräbnis zu besuchen. Angeblich war Robert in aller Eile beerdigt worden, weil man eine ansteckende Seuche befürchtet hatte.

»Wie ist er gestorben?«, fragte sie leise.

Unbehaglich trat der Mann von einem Fuß auf den anderen und schaute sie misstrauisch an, als glaubte er, sie wäre nicht ganz richtig im Kopf. »Nun, er wurde

erschossen, Countess.«

Unter Isobels Kragen kroch heiße Röte in ihren Hals, und sie umklammerte die Listen in ihrem Schoß, ohne das Knistern des Papiers zu bemerken.

»Soll ich nach jemandem läuten und Ihnen ein Glas Wasser bringen lassen, Mylady?«, fragte er besorgt.

»Unter welchen Umständen wurde er erschossen?«

Mitfühlend seufzte er. »Schmuggler, Mylady«, antwortete er fast flüsternd. »Man hat mir erzählt, es seien Straßenräuber gewesen. Aber am nächtlichen Strand gibt’s keine Straßenräuber.

Nur auf den Straßen, nicht wahr?«

»Gewiss.« Isobel stand auf und trat ans Fenster. Blicklos starrte sie auf die Straße.

Also hatten die Maitlands sie belogen, was den Tod ihres Ehemanns betraf. Robert war von Schmugglern erschossen worden. Nein, unmöglich. Sicher war das alles ein Missverständnis. Doch im Grunde ihres Herzens erkannte sie die Wahrheit, denn Mr Hart hatte keinen Grund, ihr irgendwelche erfundene Geschichten zu erzählen.

»Verzeihen Sie, Mylady, meine Aufzeichnungen und das Geld …«, begann er nach ein paar Minuten in

verzweifeltem Ton.

Wie sie sich schweren Herzens eingestand, war sie machtlos. Da ihr der Zugang zu ihrem Vermögen verwehrt wurde, konnte sie dem Verwalter nicht helfen. Sie drehte sich zu ihm um und warf einen Blick auf die Papiere in ihrer Hand. »Diese Listen werde ich berücksichtigen, Mr Hart. Aber ich muss mit Lord Charles reden.« Als sein Atem stockte, hob sie beschwichtigend eine Hand. »Glauben Sie mir, ich werde mein Bestes tun.«

Resignierend ließ er die Schultern hängen. »Auch ich werde mit Seiner

Lordschaft sprechen, wenn er das nächste Mal nach Waterfield kommt.« Steif und ungeschickt verneigte er sich. »Guten Tag, Countess. Tut mit leid, dass ich Ihnen Schwierigkeiten gemacht habe.« Mit gesenktem Kopf wandte er sich zur Tür.

»Mr Hart?«, rief sie ihm nach.

»Ja, Mylady?« Hoffnungsvoll hob er die Brauen.

»Wie oft fährt mein Schwager nach Waterfield?«

»Sehr oft, Mylady. Mindestens einmal im Monat.«

»Würden Sie einen Moment warten?« Sie eilte an ihm vorbei

aus der Bibliothek. Wütend stieg sie die Treppe hinauf. Wie hatten die Maitlands es wagen können, ihr diese infame Lüge über den Tod ihres Gemahls aufzutischen? In ihrem Zimmer ging sie zur Schmuckschatulle und nahm den verhassten Ehering und den Verlobungsring mit dem Smaragd heraus. Wenn Mr Hart den Schmuck verkaufte, würde er genug Geld erhalten, um dem Personal ein paar Monatslöhne zu bezahlen. Einige Sekunden lang berührte sie die Perlen ihrer Großmutter, bevor sie auch danach griff. Dann schloss sie die Kassette.

Auf dem Weg zur Tür blieb sie abrupt stehen, drehte sich um und starrte die Schatulle an. Kalte Angst schnürte ihr die Kehle zu.

Mit bebenden Fingern berührte sie ihren Hals. Da hing keine Kette. Sie kehrte zum Toilettentisch zurück. Bevor sie die Schatulle noch einmal öffnete, schickte sie ein stummes Gebet zum Himmel.

Aus ihren Gliedern wich alles Blut. Kraftlos sank sie auf den kleinen Stuhl vor dem Spiegel. Robins Porträt war verschwunden. Bis jetzt hatte sie es nicht bemerkt.

Doch sie wusste genau, wo es sich befinden musste.

20

Die Ladys von Maitland House schnappten nach Luft, als Phineas uneingeladen zum Tee erschien.

Von seinen Schwestern und Adam flankiert, lächelte er die drei Damen charmant an.

Beinahe quollen Honorias blassblaue Augen aus den Höhlen. Die zweite Frau fixierte ihn, als wäre er ein Stück Sahnetorte und sie am Verhungern. Zitternd presste sie eine Hand auf ihren Magen. Niemand machte sich die Mühe, diese Person den Besuchern vorzustellen.

Isobel starrte ihn an, ohne ein abgrundtiefes Entsetzen zu verhehlen. Als würde er blutüberströmt vor ihren Füßen l i e g e n . »Lord Blackwood«, murmelte sie zwischen zusammengebissenen Zähnen, »wir haben Sie nicht erwartet.« Steifbeinig knickste sie und wandte sich mit feuerroten Wangen ab.

»Mehr Teetassen, Jane!«, befahl Honoria, riss ihren Blick von Phineas los und schaute die verdutzte Frau an ihrer Seite an.

Doch die rührte sich nicht. Noch immer musterte sie ihn mit großen Augen und kaute an ihrer

Unterlippe. Also schenkte er ihr noch ein Lächeln und sah das Blut in ihr bleiches Gesicht steigen. Oft genug waren vernarrte Bewunderinnen die nützlichsten.

»Jane Kirk, bringen Sie den Tee!«, verlangte die Hausherrin in schneidendem Ton und rammte ihren Ellbogen in die Rippen der Frau, die fast umkippte.

Miranda trat näher an ihren Bruder heran, da Charles Maitlands Blick sie erschreckte.

Beruhigend drückte Phineas ihre Hand und ging zu dem Sessel, den Honoria ihm in sicherer Entfernung von ihrem eigenen anbot.

Das Dekor des Salons erinnerte ihn an ein teures Bordell, wo die Kunstgegenstände, die auffälligen Stoffe, Vasen und Nippes eher auf extravagante Kosten als guten Geschmack hinwiesen. Im Wohnzimmer einer Countess mutete diese Einrichtung geradezu vulgär an. Da Isobel auf einer sehr langen Trauerzeit beharrte, hatte er sich vorgestellt, ihr Heim wäre ein Schrein zum Gedenken an Robert Maitland. Aber er entdeckte kein einziges Porträt, auch keine anderen Erinnerungsstücke.

Schließlich entschied er, der Raum müsse seine ungewöhnliche

Ausstattung nicht Isobel, sondern ihrer angeheirateten Verwandtschaft verdanken. Honoria hielt in einem teuren fuchsiafarbenen Rüschenkleid Hof, das dem Stil einer Debütantin entsprach und an einer korpulenten sechzigjährigen Matrone lächerlich aussah. In einer grünen Seidenweste, mit einem großen Rubin im Krawattentuch, glich Charles einem überfütterten Pascha.

Isobels Anblick wirkte wie eine Erholung auf Phineas' Augen. In ihrem taubengrauen Kleid, von all dem grellbunten Sammelsurium

umgeben, glich sie einem beruhigenden Schatten an einem heißen Tag. Ihr rötliches Haar schien wie ein helles Feuer auf der Aschenfarbe zu lodern. Obwohl sie vor lauter Empörung über seine Gegenwart die Schultern versteifte, sah sie hübsch und anmutig aus.

Nun nahm sie ihm gegenüber Platz und vertraute die Pflicht, den Tee einzuschenken, ihrer Schwiegermutter und Jane Kirk an. Verstohlen beobachtete er sie. Konnte jenes verdächtige Taschentuch von ihr stammen? Nein, eine so unscheinbare, zurückhaltende Frau würde wohl

kaum einen Schmugglerring kommandieren. Wahrscheinlich fürchtete sie sich vor der Dunkelheit. Er würde wetten, dass sie niemals auch nur einen Tropfen Cognac trank. Ganz offensichtlich hegte sie keine Leidenschaft für Seide und französische Spitze.

Als sie seinem prüfenden Blick begegnete, errötete sie. Hastig schaute sie weg und kräuselte die Lippen. Verdammt, warum fand sie seinen Besuch in ihrem Haus so schrecklich? Betont lässig streckte er die Beine aus und nahm eine möglichst komfortable Pose ein, die Countess erweckte den Eindruck,

sie würde sich auf ihren Tee konzentrieren.

Mit schmalen, zierlichen Fingern umfasste sie den Henkel der Tasse. Dann spähte sie wieder zu Phineas hinüber, musterte ihn vom Knoten seines Krawattentuchs bis zu den Stiefelspitzen und ließ blitzschnell die Lider sinken. In ihren Wangen vertiefte sich die reizvolle Röte. Über dem züchtigen grauen Kragen sah er ihren Puls pochen.

Welche Wirkung er auf Frauen ausübte, wusste er. Er schockierte sie, wie Honoria, oder verwirrte sie, wie Jane Kirk. Aber die Reaktion Isobels verblüffte ihn. Beinahe

benahm sie sich so, als hätte er sie in nacktem Zustand ertappt. Faszinierend, wie sich die langweilige Witwe plötzlich aufführte. Obwohl er ihr einfach nur gegenübersaß, machte er sie nervös. Nur mühsam schien sie ein schwaches höfliches Lächeln beizubehalten, die Farbe wich nicht aus ihrem Gesicht. Hin und wieder betrachtete sie ihn durch gesenkte Wimpern. Schließlich wartete er auf diese Blicke und zählte sie.

Was würde sie tun, wenn er diese erhitzten Wangen berührte, wenn er sie umarmte und küsste? Unerwartete Erregung ergriff ihn,

rastlos verlagerte er sein Gewicht im Sessel.

Zur Hölle mir ihr! Zu einer uninteressanten Schnepfe wie Isobel Maitland fühlte er sich gewiss nicht hingezogen. Natürlich würde er seine Pflicht erfüllen und mit ihr schlafen, um ihr Informationen über Charles zu entlocken. Aber es wäre kein Vergnügen. Nun ja, für sie vielleicht schon.

Er zwang sich, wegzuschauen und auf das Gespräch am Teetisch zu achten.

»Wie ich gehört habe, besitzen Sie ein Landgut an der Kanalküste, Countess Ashdown, nicht weit von

meinem eigenen entfernt.« Subtil steuerte Adam die Konversation. »Waterfield Abbey, nicht wahr?«

»Das war einer der Landsitze meines Onkels, Sir. Seit meiner Kindheit war ich nicht mehr …«

»Wussten Sie, dass Charles sieben Landgüter leitet?«, fiel Honoria ihrer Schwiegertochter ins Wort und richtete die Frage an Miranda, die verwirrt errötete und nicht wusste, was sie antworten sollte.

»Wie viele liegen am Meer?«, erkundigte sich Adam.

»O Adam!« Stöhnend verdrehte Marianne die Augen. »Verzeihen Sie meinem Ehemann, Lady Honoria. Er

wuchs an der Küste auf und ist von Schiffen, Gezeiten und Sternen besessen.«

»Ah, ich verstehe.« Wie Honorias Tonfall verriet, fand sie eine solche Beschäftigung höchst unpassend für einen Earl. Als sie sich wieder zu Miranda wandte, kehrte ihr Raubtierlächeln zurück. »Genießen Sie Ihre Saison in London, meine Liebe? Überall wird Ihr Name erwähnt. In diesem Jahr sind Sie eindeutig die erfolgreichste Debütantin – und Charles einer der begehrenswertesten Junggesellen, wissen Sie …«

»Vielen Dank, Mylady«, erwiderte

Miranda kühl. »Ich genieße die Partys. Und bei schönem Wetter reite ich gern im Park.«

»Tatsächlich?«, rief Honoria. »Charles, du musst mit Lady Miranda ausreiten! Übrigens, er besitzt eine brandneue Karriole. Vielleicht möchten Sie darin durch den Park fahren. Die Füchse, die er dafür gekauft hat, passen fabelhaft zusammen, wie Zwillinge.«

»Danke, Mylady« wiederholte Miranda. »Aber für die nächste Zeit habe ich bereits mehrere Verabredungen.«

»Perfekt!«, kreischte Honoria unbeirrt. »Bis zum Beginn des

schönsten Wetters liegen noch ein oder zwei Wochen vor uns. Dann finden Sie sicher Zeit, Lady Miranda. Ich werde Ihrer Großtante schreiben, damit sie Ihr Treffen mit Charles in Ihrem Kalender eintragen kann.«

Schweigend senkte Miranda den Kopf und schien sich elend zu fühlen.

»Das war ein sehr milder Frühling, nicht wahr?«, versuchte Adam, die Konversation mit Isobel fortzusetzen. »Die Blumen sind ein willkommener Anblick. Aber ich freue mich schon auf die Blüte meiner Rosen. Mögen Sie Rosen,

Countess?«

»Veilchen ziehe ich vor, Sir«, antwortete sie leise.

»Dann musst du unbedingt Adams Wintergarten besichtigen, Isobel«, mischte sich Marianne ein. »Er sammelt exotische Pflanzen, auch Veilchen …«

Wieder errötete Isobel, und Phineas sah den ängstlichen Blick, den sie ihrer Schwiegermutter zuwarf. Aber Honoria grinste Miranda immer noch wie eine Tigerin an, die sich an eine Beute heranpirscht.

Überallhin schaute Isobel, nur nicht in seine Richtung, während

Marianne weiterschwatzte.

Doch das spielte keine Rolle. Er erinnerte sich an den dunklen Wintergarten, an eine viel attraktivere Gesellschaft. Yasmina … Vermutlich hatten sie in dem eifrigen Bestreben, ihre Bekanntschaft zu erneuern, ein paar von Adams exotischen Pflanzen zerquetscht, Veilchen inklusive.

Diese Gedanken verdrängte er, ließ seinen Blick wieder durch den Raum schweifen und prägte sich ein, wo Kommoden und Schränke standen. Wenn er in der Nacht zurückkehrte, würde er wissen, wo er suchen musste, was er zu finden

hoffte.

»Vielleicht sollten wir aufbrechen, meine Liebe«, sagte Adam zu seiner Frau und unterbrach Honorias Redefluss, ehe sie eine weitere Lobeshymne auf Charles anstimmen konnte. »Wir wollen die Gastfreundschaft Lord Maitlands und der Damen nicht über Gebühr beanspruchen.«

»Natürlich nicht«, stimmte Marianne zu und erhob sich sofort. »Ich gehe hinauf und hole Jamie aus dem Kinderzimmer. Würdest du mich nach oben führen, Isobel?«

Auch Phineas stand auf. »Wenn es mir gestattet wird, möchte ich die

Damen begleiten. Ich kenne Jamies neuen Freund noch gar nicht.« Entschlossen begegnete er dem Blick Isobel Maitlands, die ihn entsetzt anstarrte. Sie schaute sofort wieder weg, und plötzlich empfand er das Bedürfnis, eine Hand unter ihr Kinn zu legen, ihr Gesicht zu heben und zu lesen, was sie in ihren Augen verbarg.

»Inzwischen werden Charles und ich Lady Miranda und Lord Westlake Gesellschaft leisten«, verkündete Honoria. »Jane, du musst auch hinaufgehen, falls Lady Marianne etwas braucht.«

Phineas beobachtete, wie sich

Isobels Lippen verkniffen, ehe sie den Salon verließ. In der Halle hängte Marianne sich bei ihrer Freundin ein. Dann flüsterte sie ihr etwas ins Ohr, während sie die Treppe hinaufstiegen.

Bevor Phineas ihnen folgte, inspizierte er die Türen, die von der Halle abzweigten. Eine stand einen Spalt offen. Indem er Interesse an einem Gemälde vortäuschte, spähte er hindurch. »Wie ich sehe, hat Lord Charles eine Bibliothek eingerichtet«, sagte er im Konversationston zu Jane Kirk.

»Diesen Raum benutzt er als Arbeitszimmer«, flötete sie. »Darin

befindet sich tatsächlich eine Sammlung alter Bücher. Ich glaube, sie gehörten dem Vater der Countess. Jetzt ist sie die Einzige, die darin liest«, fügte sie hinzu und sandte verächtliche Blicke in den Rücken Isobels, die mit Marianne soeben den Treppenabsatz erreichte.

»Gibt es da irgendwelche Familienporträts?«, fragte Phineas, und Jane zog verblüfft ihre dünnen Brauen zusammen. »Ich interessiere mich für Porträts«, log er und schenkte ihr ein ermutigendes Lächeln. Wahrscheinlich hatte eine so treu

ergebene Witwe wie Isobel ein lebensgroßes Bild ihres verstorbenen Gemahls über ihr kaltes, einsames Bett gehängt, wenn auch nur, um einen Tresor voller vergilbter Liebesbriefe zu verdecken. Wie gern würde er ihr Zimmer inspizieren …

»Porträts«, plapperte Jane nach. »Nun, in diesem Haus existieren drei Gemälde von Lady Honoria, eines von Lord Charles und eines vom verstorbenen Earl, Lord Robert.«

»Dürfte ich sie sehen?«, bat Phineas. »Ich kannte Lord Robert, und ich möchte feststellen, ob der

Künstler ihm gerecht wurde.«

Als er Jane wieder anlächelte, schien sie dahinzuschmelzen. »Oooh …« Eine bebende Hand an der puterroten Wange, führte sie ihn die Treppe hinauf.

Noch bevor sie im ersten Stock ankamen, waren Isobel und Marianne bereits auf den Stufen zum zweiten verschwunden. Jane öffnete eine Eichenholztür, und Phineas folgte ihr über die Schwelle.

Erstaunlicherweise war die Suite der Countess so ähnlich ausgestattet wie der Salon im Erdgeschoss. Geschmacklose

Nuancen aus lavendelblauem Violett beleidigten Phineas' Augen. In der Luft hing schwüler Parfümduft. Zu seinem Leidwesen war die Tür des Schlafzimmers geschlossen.

»Da ist es.« Jane zeigte auf Robert Maitlands Porträt, das den Ehrenplatz über dem Kaminsims einnahm. Eine schlankere, blonde Version von Charles schaute herab. Die hellblauen Augen hatte der fünfte Earl von Honoria geerbt, ebenso die schmalen, gekräuselten Lippen.

»So ein hübscher Mann«, seufzte Jane. »Dieses Gemälde wird ihm

wohl kaum gerecht.«

An der gegenüberliegenden Wand entdeckte Phineas ein Porträt von Lady Honoria. Warum duldete Isobel in ihrem privaten Wohnzimmer das Bild einer Frau, die sie nicht mochte?

»Wie ungewöhnlich«, meinte er. »Ich hätte gedacht, ein so imposantes Porträt von Lady Honoria müsste einen Ehrenplatz im Erdgeschoss einnehmen. Oder vielleicht in ihren eigenen Räumen.«

»Oh, das ist Lady Honorias Salon. Nach Lord Roberts Tod übernahm sie die Suite der Countess. Lady

Isobel bewohnt einen kleineren Raum weiter unten am Flur. Lord Charles residiert natürlich im Apartment des verstorbenen Earls. Übrigens hängt auch in der Bibliothek ein Bild von Lady Honoria. Und noch eines im Speisezimmer. Aber dieses hier gefällt ihr am besten.«

»Existiert in Lady Isobels Zimmer ein Gemälde von Lord Robert?«, fragte Phineas und hoffte, es wäre so einfach, diesen Raum zu besichtigen.

»Nein«, schnaufte Jane. »Sie besitzt lediglich ein kleines Aquarell vom sechsten Earl, Master Robin,

das sie selbst gemalt hat. Außerdem verwahrt sie eine Miniatur von ihrer Mutter. Aber die versteckt sie, und sie glaubt, das weiß niemand.« Boshaft verengte sie die Augen. »Wenn Lady Honoria wüsste, dass es in diesem Haus ein Bild von Charlotte der Hure gibt, wäre sie außer sich vor Zorn. Wenn ich wollte, könnte ich ihr das natürlich mitteilen.«

Lady Charlotte Fraser war Isobels Mutter? Er erinnerte sich an obszöne Lieder und schlüpfrige Geschichten über Charlotte die Hure. Bei seiner Ankunft in London hatte sich der Skandal eben erst

herumgesprochen. Damals war er achtzehn gewesen – und Isobel noch ein Kind.

»Nun sollten wir den Damen folgen«, bemerkte er.

Aber Jane trat dreist vor ihn hin, die dünnen Lippen hatte sie für einen Kuss geschürzt. Er zögerte. Mit einem Kuss würde er ihr Schweigen erkaufen – und möglicherweise ihre Hilfe, wenn er die später brauchte. Trotzdem konnte er sich nicht dazu durchringen, die trockenen, spröden Lippen dieser Dienerin zu küssen, während Yasminas voller, sinnlicher Mund seine Fantasie beherrschte.

»Gesellen wir uns zu den Damen, Miss Kirk. Ich möchte Sie nicht in Schwierigkeiten bringen, nur weil Sie mir diese Porträts gezeigt haben.«

Ihre Kinnlade klappte nach unten. Enttäuscht starrte sie ihn an. Hässliche Röte verdunkelte ihre Wangen, passend zum Dekor des Salons. Ausdruckslos erwiderte er ihren Blick, bis sie die Lider senkte.

»Hier entlang, Mylord«, stieß sie bissig hervor. »Die Treppe hinauf und dann rechts.« Er folgte ihr den Flur hinab, an dessen Ende sie auf eine schmale Tür zeigte. »Das ist Lady Isobels Zimmer.«

Nach Phineas' Schätzung lag dieser Raum direkt über der Bibliothek und ging zur Straße hinaus. Er wünschte, er könnte die Gelegenheit nutzen, hineinschleichen und seine Neugier befriedigen.

Aber Jane befand sich bereits auf halber Höhe der nächsten Treppe, ihre Miene war verschlossen und wenig hilfsbereit. Vermutlich müsste er sie auf der Stelle vergewaltigen, um genauere Informationen zu erhalten. Sicher war es leichter – und angenehmer –, später wiederzukommen und allein zu suchen, was er brauchte.

Aus der Tür des Kinderzimmers drang melodisches Gelächter, und er blieb auf der Schwelle stehen. Jamie und der junge Earl of Ashdown lagen am Boden und spielten Karten. Neben den beiden saß Marianne und berührte sorgsam die Hand ihres Sohnes, damit er nicht schummelte.

Zu Phineas' Verblüffung war es Isobel, die so fröhlich lachte, als sie Mariannes Trick beobachtete. Sie lag auf dem Bauch, die schlanken Schienbeine emporgereckt und die Füße an den Knöcheln gekreuzt.

Wie gelähmt stand Phineas da. Isobel Maitland war nicht nur

hübsch – sie war schön. Nur selten hatte er sie lächeln sehen. Jetzt lachte sie ihren Sohn so liebevoll an, dass Phineas' Atem stockte und eine seltsame Sehnsucht in seinem Herzen entstand. Während er sie beobachtete, schwirrten vage, flüchtige Gedanken durch sein Gehirn.

»Countess!«, unterbrach Jane Kirk den Spaß. Missbilligend fixierte sie Isobel. »Der Marquess ist hier, um seine Schwester und Lord James abzuholen.«

Sofort erlosch die Freude auf allen vier Gesichtern. Isobel richtete sich anmutig auf und zog die Röcke über

ihre wohlgeformten Beine. Dann erhob sie sich und ergriff Robins Hand. Sichtlich widerstrebend machte sie Phineas mit ihrem Sohn bekannt, der ihn mit vorwurfsvollen haselnussbraunen Augen musterte, als hätte der Marquess und nicht Jane Kirk das Spiel gestört.

An diesen Blick war er gewöhnt. Oft genug hatte er ihn im Kreis seiner Familie gesehen oder bei anderen Leuten, die sich für besser, klüger und respektabler hielten als ihn. Verbittert runzelte er die Stirn.

»Gehen wir, Marianne, es ist an der Zeit.« Noch immer schaute er Isobel an. Während des fröhlichen

Spiels war ihr heiß geworden. Aus dem strengen Haarknoten hatten sich ein paar Löckchen gelöst und umrahmten rosige Wangen. Anscheinend konnte er nicht aufhören, sie anzustarren, ihre Augen fesselten seine, er sah unergründliche Gedanken in leuchtenden Tiefen.

Dann warf sich Jamie gegen seine Knie und umklammerte sie aufmerksamkeitsheischend wie ein Foxterrier. Grinsend zerzauste Phineas das dunkle Haar seines Neffen.

»Heute Abend gehen die Maitlands auch ins Theater, Phin«, erklärte

Marianne. »Ich habe Isobel gebeten, bei uns zu sitzen. Das will sie nicht. Nutz doch deinen berühmten Charme, und versuch sie umzustimmen.«

»Damit wäre Lady Honoria sicher nicht einverstanden«, betonte Jane Kirk, und alle wandten sich zu ihr.

»Warum nicht?«, forderte Marianne die anmaßende Dienstbotin heraus, die wohlweislich nicht antwortete.

»Vielen Dank für das freundliche Angebot, Marianne«, sagte Isobel. »Aber ich muss Honoria Gesellschaft leisten.«

»Gewiss würde Lord Charles sehr

gern bei Ihnen sitzen, Lady Westlake«, schlug Jane Kirk frecherweise vor. »Insbesondere, wenn Lady Miranda Sie ins Theater begleitet.«

»Halten Sie den Mund!«, herrschte Marianne sie an. »Ständig nehmen Sie sich Freiheiten heraus, die Ihnen nicht zustehen, Miss Kirk. Ich rede mit der Countess. Und Sie stören uns!«

Phineas unterdrückte ein Lächeln. In diesem Moment glich sie Großtante Augusta. Aber sie hatte nur ausgesprochen, was gesagt werden musste, Isobel hingegen inspizierte den Boden, statt Jane zu

tadeln.

Hinter dieser Situation musste mehr stecken als eine unverschämte Dienerin. Jane fixierte Isobel aus den Augenwinkeln. Jetzt trat sie sogar zwischen die zwei Countesses. War sie eine arme Verwandte und nahm eine höhere Position in der Familie ein, als er vermutet hatte?

Unter ihrem vernichtenden Blick schien Isobel zu schrumpfen. Sie starrte ins Leere, alle Spuren einer strahlenden Schönheit verschwanden.

»Komm, Marianne«, murmelte er, »Adam wartet.«

Da erwachte Isobel aus ihrer Trance und küsste den Scheitel ihres Sohnes. »Bis später, Robbie«, wisperte sie.

»Heute Nachmittag hat er noch einige Unterrichtsstunden zu absolvieren, Countess«, mahnte Jane, und Phineas hoffte erneut, Isobel würde die impertinente Frau zurechtweisen. Doch das tat sie nicht.

Er trat beiseite und ließ Marianne, Isobel und Jamie zuerst hinausgehen. Dann postierte er sich vor Jane Kirk, um sie an einer unmittelbaren Verfolgung zu hindern.

Hoch erhobenen Hauptes stieg Isobel die Treppe hinab. Zweifellos besaß sie den Stolz, der ihr zustand. Doch der war offenbar verletzt worden. Was immer sie in diesem seltsamen Haushalt sein mochte – Jane Kirk schien eine gewisse Macht über die Lady zu haben.

Noch ein Geheimnis? Seine Sinne prickelten. Jetzt kannte er die Räumlichkeiten. In dieser Nacht würde er zurückkehren. Der merkwürdige Besuch hatte die Zahl der Fragen verdreifacht, die beantwortet werden mussten.

21

Unglaublich, dachte Isobel, er war in meinem Salon.

Nein, nicht in ihrem – noch schlimmer, in Honorias Salon. Den ganzen Nachmittag hatte sich ihre Schwiegermutter über die Kühnheit des infamen Schurken aufgeregt und behauptet, durch seine Schuld sei die angenehme Stimmung beim Tee verdüstert worden. Das verstand Isobel nicht ganz, denn Blackwood hatte kaum etwas gesagt.

Er hatte nur dagesessen und sie angestarrt wie eine Kuriosität in der

Tower-Menagerie oder ein aufziehbares Spielzeug, das amüsant wäre, wenn man es aufdrehen würde.

Wie aufgedreht – so hatte sie sich gefühlt und befürchtet, die Nerven zu verlieren. Vor lauter Erleichterung wäre sie beinahe aus dem Salon gestürmt, als Marianne sie gebeten hatte, mit ihr nach oben zu gehen. Doch ihm fiel nichts Besseres ein, als sie beide zu begleiten. Glücklicherweise verschwand er mit Jane, und Isobel hoffte, er würde beschließen, im Erdgeschoss zu bleiben.

Von seiner qualvollen Nähe und

der inneren Anspannung erlöst, atmete sie so tief auf, dass ihr fast schwindlig wurde. Vielleicht ließ sie sich beim Spiel im Kinderzimmer zu sehr mitreißen. Aber sie rechnete nicht damit, dass Blackwood ihnen dorthin folgte. Doch plötzlich stand er in der Tür und sah sie am Boden liegen. Ausdruckslos starrte er sie an. Bis sie geglaubt hatte, er müsste ihre rasenden Herzschläge hören.

Sogar jetzt, Stunden später, konnte sie ihn nicht aus ihren Gedanken verbannen, als sie mit Honoria und Charles zum Theater fuhr. Dort würde sie ihn

wiedersehen. Beklommen presste sie eine Hand auf den heftig pochenden Puls an ihrem Hals.

»Heute Abend hast du eine Gelegenheit, Miranda deine Bewunderung zu zeigen, Charles«, ermahnte Honoria ihren Sohn, der den beiden Damen gegenübersaß. »Führ Isobel in die Westlake-Loge. Sie wird sich um Lady Marianne kümmern, und du kannst etwas intimer mit Miranda plaudern.«

»Was genau stellst du dir denn vor, Mutter? Soll ich ihr einen Heiratsantrag machen oder mich an ihr vergehen, während Isobel ihre Familie ablenkt?« Meckernd lachte

Charles über seinen eigenen Witz.

»Also wirklich, Charles, für so ein unschickliches Gerede gibt es keinen Grund. Hast du getrunken?«

»Ach, ich wünschte, es wäre so«, murrte er. »Hör mal, die junge Lady mag mich nicht. Allein schon wegen ihres Vermögens würde ich sie vom Fleck weg heiraten. Leider interessiere ich sie kein bisschen.«

Honoria wandte sich an ihre Schwiegertochter. »Offenbar musst du dieses Problem lösen, Isobel. Hast du deinen Einfluss auf Marianne genutzt?«

Krampfhaft schluckte Isobel. Wenigstens brauchte sie in dem

schwachen Licht in der Kutsche nicht zu lächeln. »Ja, natürlich«, log sie. »Aber sie erwähnte, Seine Gnaden, der Duke of Carrington, würde wünschen, dass Miranda nicht nur Geld, sondern auch einen Titel heiratet.«

»Einen Titel, eh?«, fauchte Charles. »Den hätte ich, wenn es nicht …«

»Charles!«, fiel seine Mutter ihm ins Wort.

Isobels Nackenhaare sträubten sich.

Wenn es nicht den kleinen Robin gäbe.

Dann wäre Charles der Earl of

Ashdown und imstande, die Enkelin eines Duke zu heiraten. Sie betrachtete das dunkle Profil ihrer Schwiegermutter und erwartete, Honoria würde Robin verteidigen. Doch das geschah nicht. Kalte Angst erfasste Isobel. Nur zu gut wusste sie, welch großen Wert die Frau auf verwandtschaftliche Kontakte zu Carrington legte.

Um ihre Panik zu überspielen, wechselte sie das Thema. »Hast du dich gestern mit Mr Hart getroffen, Charles?«, platzte sie heraus. »Weil du nicht daheim warst, kam er zu mir und wies auf dringend nötige Reparaturen hin …«

Wutentbrannt packte er den Kragen ihres Kleids und zerrte sie beinahe von ihrem Sitz. Erfolglos versuchte sie sich loszureißen.

»Was, du hast mit Hart geredet?«, zischte er. »Wie kannst du es wagen, dich in Dinge einzumischen, die dich nichts angehen?«

Atemlos wehrte sie sich gegen den brutalen Griff.

»Du hast mit Jonathan Hart geredet, Isobel?«, fragte Honoria. »Allein? Lass sie los, Charles. Wenn du sie erdrosselst, kann sie uns nichts erzählen.«

Er gehorchte, und Isobel sank keuchend in die Polsterung zurück.

»Da Robert diese Angelegenheiten in meine fähigen Hände legte, muss er wohl geglaubt haben, du könntest die Landgüter nicht verwalten«, betonte er. »Dafür fehlen dir die nötigen Kenntnisse, Isobel. Du solltest dich darauf konzentrieren, Robin großzuziehen.«

Das erlaubt ihr mir nicht, wollte sie schreien. Was die Erziehung ihres Sohnes betraf, hatte sie nichts zu sagen. Zwischen ihren Brüsten spürte sie kalten Schweiß. Sie schluckte, doch eisige Angst schnürte ihr immer noch die Kehle z u . »Ihr wart nicht zu Hause«,

würgte sie hervor. »Da Mr Hart darauf bestand, jemanden zu sprechen, dachte Finch …«

»Schieb bloß nicht unserem Butler die Schuld in die Schuhe!«, schrillte Honoria. »Genau das hätte auch deine Mutter getan – hinter unserem Rücken herumzuspionieren! Alles verdankst du uns, Isobel: ein Dach über deinem Kopf, Nahrung und Kleidung. Als Gegenleistung verlangen wir nur deinen Gehorsam. Wärst du nicht die Mutter des Ashdown-Erben, könntest du tun, was du willst, und deiner eigenen Wege gehen. Aber

Robin muss aufwachsen, ohne dass auch nur der leiseste Hauch eines Skandals an seinem Namen haftet.«

»Ja, Honoria«, bestätigte Isobel zwischen zusammengebissenen Zähnen. In ihrer Brust kämpften Wut und Furcht, während die erneute Drohung ihre Seele beschwerte. Wenn sie aufbegehrte, würden sie ihr das Kind wegnehmen. Sie war ihnen ausgeliefert und ballte die Hände. Niemals würde sie sich von ihrem Sohn trennen. Entschlossen versteifte sie ihr Rückgrat.

»Mutter, ich glaube, es wäre an der Zeit, endgültige Maßnahmen zu

ergreifen«, begann Charles.

Doch sie winkte im Halbdunkel der Kutsche mit einer unheilvollen Geste ab, die ihn sofort zum Schweigen brachte. »Darüber reden wir später, Charles. Unter vier Augen.« Sie wandte sich wieder zu Isobel. »Was hat Mr Hart über Waterfield gesagt?«

Dass Robert dort starb, dass er von Schmugglern erschossen wurde. Welche Geheimnisse mochten sonst noch in seinem Grab liegen? Isobels Zorn wuchs. Aber ihre Angst ermahnte sie zur Vorsicht.

»Nichts Wichtiges. Er braucht

Saatgut. Und einige Cottages wurden von Winterstürmen beschädigt, die müssten repariert werden.« Die Lügen kamen ihr halbwegs glatt über die Lippen. Klangen sie nur in ihren eigenen Ohren unglaubwürdig? Sie wappnete sich gegen eine weitere Attacke ihres Schwagers, die jedoch ausblieb. Hörten die beiden, wie schnell ihr Herz pochte?

»Ist das alles?«, fragte Honoria.

»Ja«, antwortete Isobel tonlos.

Ihre Schwiegermutter seufzte tief auf. »Wie ungeduldig der Mann ist! Mein Sohn hatte mit seinen Reisen zu anderen Maitland-Ländereien

genug zu tun. Wäre Hart ein besserer Verwalter, würde er diese Dinge allein regeln. Du solltest ihn entlassen, Charles, es gibt genug tüchtige Leute.«

»Nein!«, rief Isobel.

»Das geht dich nichts an!«, stieß Charles hervor.

»Aber Mr Hart hat für meinen Onkel gearbeitet. Schon in meiner Kindheit war er auf Waterfield angestellt. Nachdem er uns so viele Jahre lang gute Dienste geleistet hat, darfst du ihn nicht einfach vor die Tür setzen.«

»Da siehst du es – Robert hatte recht«, triumphierte Honoria. »Du

bist zu dumm, zu rührselig, um für so ein großes Landgut zu sorgen.«

Vor lauter Empörung vergaß Isobel ihre Vorsicht. »Seit meiner Kindheit war ich nicht mehr auf Waterfield. Würde ich hinfahren und sehen, was nötig ist, könnte ich vielleicht helfen. So gern würde ich mit Robin ein paar Wochen dort verbringen. Da gibt es einen Strand, und er würde …«

»Verdammt, Isobel«, knurrte Charles.

»Nein«, entschied Honoria in eisigem Ton. »Da würde der Junge zu viele Unterrichtsstunden versäumen. Er muss in der Stadt

bleiben und lernen, Disziplin zu wahren. Daran mangelt es ihm immer noch.«

Verbittert schwieg Isobel. Die Stille im Wagen lag bleischwer auf ihrer Seele.

Nach einer Weile fuhr Honoria fort: »Mal sehen, vielleicht erlaube ich dir, mit Robin ein paar Ferientage auf dem Land zu verbringen.«

»Mutter!«, warnte Charles. »Nicht in Waterfield!«

»Eigentlich dachte ich an Ashdown Park oder ein noch abgeschiedeneres Herrschaftshaus, eventuell zusammen mit Jane.«

Verblüfft hatte Isobel den Atem

angehalten. Diese unverhoffte Gelegenheit musste sie nutzen. »Robins Lehrer könnten uns begleiten.«

Honoria schnitt ihr das Wort ab. »Wenn ich das gestatte, musst du etwas für mich tun, Isobel.«

»Was?« Von einer bösen Ahnung erfasst, bereitete Isobel sich auf einen höchst unangenehmen Gefallen vor, den sie ihrer Schwiegermutter erweisen sollte.

»Heute Abend im Theater, in der Pause zwischen dem ersten und dem zweiten Akt, wirst du Charles in die Westlake-Loge begleiten. Du musst Lady Miranda überzeugend

erklären, welch ein wunderbarer Ehemann Charles wäre. Ich will, dass sie ihn anlächelt, wenn sie seine Einladung zu einer Fahrt durch den Hyde Park annimmt.«

Für ein paar Sekunden schloss Isobel die Augen. Also sollte sie lügen. Lieber würde sie Miranda versichern, der rangniedrigste Lakai im Dienst ihres Großvaters wäre ein besserer Ehemann als Charles Maitland.

Durfte sie das Leben eines unschuldigen Mädchens ruinieren, um Robin vor Charles und Honoria zu beschützen?

»Hast du mich verstanden,

Isobel?«, unterbrach Honoria diese Gedanken. »Nur wenn Charles die junge Dame heiratet, wirst du mit deinem Sohn nach Ashdown fahren. Andernfalls gibt es für dich keinen Grund, deine Freundschaft mit Marianne Westlake fortzusetzen. Dann wird dieser Kontakt für immer abgebrochen.«

In tiefster Verzweiflung begann Isobel zu zittern. Alles wollten sie ihr nehmen – das Glück ihres Sohnes, ihre einzige Freundin. Sie hatten sogar gedroht, einem treu ergebenen Verwalter zu kündigen.

O Gott, wie soll ich Honoria und Charles daran hindern, Mirandas

Leben zu vernichten, so wie sie meines zerstört haben?

»Verstehst du, was ich von dir erwarte?«, fragte Honoria.

Isobel brauchte Zeit, um herauszufinden, wie sie ihren Sohn retten konnte. In diesem Augenblick sah sie nur eine einzige Möglichkeit.

»Ja, das verstehe ich«, erwiderte sie kurz und bündig.

22

Als der Vorhang fiel und die Pause der Theatervorstellung anzeigte, zupfte Miranda an Phineas' Ärmel. »Großer Gott, Charles Maitland kommt zu uns herüber!«

Er spürte ihren Schauder, dann beobachtete er Honoria, die in einer Loge auf der anderen Seite des Zuschauerraums saß und eine grüßende Hand hob.

Höflich winkte Marianne zurück, und Miranda umklammerte den Arm ihrer Schwester. »Um Himmels willen, du darfst diese Leute nicht ermutigen!«

Marianne riss sich los und hielt ihr Opernglas vor die Augen, um zu verfolgen, wie sich Lord Charles über die Galerie näherte. »Wenigstens bringt er Isobel mit.«

Ärgerlich runzelte Phineas die Stirn. Jetzt müsste er nach Maitland House aufbrechen. Aber wenn er verschwand, würde der Eindruck entstehen, dass er Charles und Isobel schneiden wollte. Was der Mann von seinen Manieren hielt, spielte keine Rolle. Doch er könnte Verdacht schöpfen, und die Mission war leichter zu erfüllen, wenn niemand misstrauisch wurde. Zweifellos hatte die Verhaftung des

französischen Agenten irgendjemanden nervös gemacht.

Die Duchess of Welford erhob sich. »Nun sollten wir wirklich zu meinem Gemahl zurückkehren. Den ganzen ersten Akt hat er verschlafen. Wenn ich ihn nicht wecke, wird er auch den zweiten versäumen. Komm, Amelia, wünsch Lord Blackwood eine gute Nacht.«

Aus einem Impuls heraus senkte Marianne ihr Opernglas. »Schnell, Miranda, begleite Ihre Gnaden und Amelia in die Welford-Loge. Wenn Maitland dir dorthin folgt, musst du in Colonel Lord Hollisters Loge flüchten. Natürlich mit der Erlaubnis

Ihrer Gnaden.«

»Oh, da hat Mama sicher nichts dagegen«, meinte Amelia eifrig. »Dort sitzt Anthony mit seiner Mutter. Lady Hollister ist meine Patentante.«

»Ist das nicht albern, im Theater herumzulaufen, nur um jemandem auszuweichen?«, fragte Adam. »Miranda könnte bei uns bleiben und den Mann einfach begrüßen. Außerdem steht es noch gar nicht fest, dass unsere Loge sein Ziel ist.«

»Doch, ganz bestimmt, Adam«, behauptete Marianne. »Das spüre ich in meinen Knochen. Lauf weg,

Miranda, sonst wird es zu spät sein.«

Kichernd eilten Miranda und Amelia davon.

Marianne warf ihrem Mann einen vernichtenden Blick zu. »Beinahe könnte man glauben, du willst sie mit diesem Ekel verheiratet sehen!«

Gepeinigt verdrehte Adam die Augen. »Ich gehe Champagner bestellen und überlasse dich deinen bösartigen Intrigen, meine Liebe. Kommst du mit, Phin?«

Auch Phineas stand auf. Aber Marianne hielt seinen Arm fest. »Lässt du mich etwa mit Charles Maitland allein? Was soll ich ihm

sagen? Wir müssen Miranda Zeit geben, damit ihre Flucht gelingt. Das macht dir doch nichts aus, Phin? Willst du Isobel nicht begrüßen?«

Das wünschte er sich ganz eindeutig nicht. Stattdessen wollte er die Schreibtischschubladen ihres Schwagers und ihre Wäschekommode durchsuchen. Doch die Bitte einer Dame, selbst wenn sie nur die eigene Schwester war, ließ einem Gentleman keine Wahl, er musste sich seinem Schicksal fügen.

Über knirschende Zähnen klebte er ein Lächeln auf seine Lippen und

setzte sich wieder. Er hoffte, er würde noch eine Gelegenheit finden, sich davonzustehlen, wenn Marianne mit ihrer Freundin schwatzte. Ungeduldig klopfte er mit einem Finger auf sein Knie und wartete.

Als Isobel Maitland mit Charles eintrat, sprang er auf.

»Was für ein schönes Kleid, Isobel!«, jubelte Marianne. »So hübsch siehst du heute Abend aus!«

Auch Phineas musterte das Kleid. Der subtile blaugrüne Seidenschimmer betonte ihr kupferfarbenes Haar, die goldenen Lichter in ihren Augen, und die

sanfte Röte ihrer Wangen wirkte charmanter denn je. Am Dekolleté zog eine gestickte Borte den Blick auf weibliche Kurven. Seine Brust verengte sich. Doch er entschied, was sich unter dem irisierenden Moiré verbarg, würde nur seine Neugier erregen, gewiss kein Interesse.

Doch als sie an ihm vorbei zu Marianne ging, streifte ihr Rock den feinen Wollstoff seiner Kniehose und liebkoste ihn so sinnlich wie Haut auf Haut. Plötzlich wurde ihm bewusst, welch erstaunlich feminine Reize Isobel Maitland besaß.

»Wo ist Lady Miranda?«, fragte

Charles, ohne sich um ein Grußwort zu bemühen.

»Sie besucht gerade den Duke und die Duchess of Welford«, erwiderte Marianne. »Setz dich, Isobel. Adam ist soeben weggegangen, um Champagner zu bestellen. Möchtest du ein Glas?«

»Besser nicht«, murmelte Isobel.

»Du solltest dir ein Glas gönnen, es wird deine Zunge lockern«, meinte Charles auf rätselhafte Weise, und Phineas sah Isobel erröten. »Bleib hier bei Countess Westlake«, befahl Maitland. »Dann werde ich den Welfords ebenfalls meinen Respekt bezeugen.« Ohne

ein weiteres Wort verließ er die Loge.

Sein rüdes Benehmen verschlug sogar Marianne für eine Weile die Sprache. Isobel starrte zu Boden, ihr Gesicht war fast so rot wie ihr Haar, während ihre Freundin sich wieder fasste.

»Setz dich auf Mirandas Platz, Isobel. Vor dem Ende der Aufführung wird sie nicht zurückkommen. Die Duchess behält sie im Auge. Wie gefällt dir das Theaterstück?«

Anmutig sank Isobel auf den Stuhl vor Phineas. Während er hinter ihr saß, lauschte er der Konversation

nur mit halbem Ohr. Die Etikette zwang ihn, bis zu Adams Rückkehr hier auszuharren. Also starrte er Isobels Hinterkopf an und verfluchte die Verzögerung. Wie üblich war ihr Haar zu einem strengen Knoten geschlungen, jede Strähne war straff wie eine Bogensehne nach oben gezogen.

Da sie ihn ignorierte, bewegte er seine Füße, um sie an seine Anwesenheit zu erinnern. Bestürzt zuckte sie zusammen und warf einen Blick nach hinten.

So, jetzt nahm sie ihn zur Kenntnis. Das verrieten ihre verkrampften Schultern, als sie sich

wieder abwandte. Sie war nervös. Ob das an ihm oder an anderen Gründen lag, konnte er nicht feststellen. Hin und wieder schaute sie zur Maitland-Loge hinüber, wo Honoria wie eine dicke Spinne in rosa Seide saß, die funkelnden Kreise ihres Opernglases abwechselnd auf Isobel und Charles gerichtet, der immer noch über die Galerie hinter den Logen eilte.

Erst als die Lichter vor dem Beginn des zweiten Aktes erloschen, erreichte der arme Charles die Welford-Loge. Wie er dort erfuhr, waren Miranda und Amelia soeben in die Hollister-Loge übersiedelt. Es

blieb ihm nichts anderes übrig, als sich vor Welford zu verneigen und zu verschwinden, da der Duke ihm keinen Platz anbot.

»Nun sollte ich gehen, der zweite Akt beginnt«, sagte Isobel und erhob sich.

Auch Phineas stand auf. Fast berührten sich ihre Nasen sekundenlang. Hastig wich sie zurück und stürzte beinahe. Um sie festzuhalten, ergriff er ihren Ellbogen. Die Haut über ihrem Handschuh war unerwartet kühl und weich. Aus ihrer Kehle drang ein seltsamer leiser Laut, der fast verzweifelt klang. Dann riss sie sich

los, als hätte die Berührung sie verbrannt.

Der sanfte Laut erinnerte ihn vage an irgendetwas. Aber Marianne packte Isobels anderen Arm. »Bleib bei uns, meine Liebe, wenn du jetzt gehst, versäumst du den zweiten Akt. Und ich darf dich nicht ohne Eskorte hinüberschicken. Phin ist zu gefesselt von der Vorstellung, er würde es hassen, auch nur eine Minute zu verpassen. Außerdem müsste Adam jeden Moment mit dem Champagner zurückkehren.«

Verschwörerisch zwinkerte sie ihrem Bruder zu. Aber er schaute Isobel an. Nur zu gern würde er sie

in die Maitland-Loge geleiten, falls sie das wünschte – ohne Rücksicht auf Mariannes Bestreben, die Gesellschaft der Freundin auch weiterhin zu genießen. In diesen großen haselnussbraunen Augen könnte er ertrinken. Verblüfft hielt er den Atem an, weil ein erotisches Feuer sein Blut erhitzte.

Nun brach Marianne den Bann, indem sie Isobels Arm schüttelte. »Schau doch, Charles ist bei Honoria angekommen, Amelia und Miranda sitzen in der Hollister-Loge. Alle haben sich's bequem gemacht. Setz du dich auch, Isobel.«

Adam erschien mit einem Kellner,

der ein Champagnertablett in die Loge trug. Fasziniert beobachtete Phineas, wie Isobel die Lider senkte und an der moussierenden goldenen Flüssigkeit nippte. Im Halbdunkel leckte sie einen Tropfen von ihrer Unterlippe, ihr Mund schimmerte feucht. Er runzelte die Stirn.

Wo hatte er das schon einmal gesehen?

Der Vorhang hob sich, und Isobel wandte ihr Gesicht zur Bühne. Im Gegensatz zu Mariannes Behauptung fesselte das Stück ihren Bruder nicht im Mindesten. Eigentlich wollte er sich längst auf

dem Weg nach Maitland House befinden. Doch nun musste er warten, bis ein Schwertkampf oder eine Liebesszene da vorn im Rampenlicht die ungeteilte Aufmerksamkeit des Publikums erregte. Normalerweise besuchten die Mitglieder der Hautevolee das Theater nur, um einander zu beobachten. Sobald Phineas die Richtung zum Ausgang einschlug, würde er ein paar Hundert Operngläser auf sich lenken.

Jetzt flüsterte Marianne zischend etwas in Isobels Ohr und übertönte damit fast die Stimmen der Schauspieler. Lautlos stöhnte

Phineas. Hielt seine Schwester denn niemals den Mund? Die Hälfte der Zuschauer starrte zu ihr herüber. Wenn das so weiterging, würde er den Ausbruch eines Feuers im Parkett benötigen, um unbemerkt zu entkommen.

Hilfe suchend wandte er sich zu Adam. Doch sein Schwager starrte zur Bühne, als gäbe es nichts Interessanteres auf Erden. Mit einiger Mühe bezwang Phineas seine Ungeduld. Wohl oder übel musste er warten. Wahrscheinlich würde Charles nach der Vorstellung seinen Club besuchen. Aber Isobel – die langweilige Witwe – wollte

wahrscheinlich sofort nach Hause fahren und zu Bett gehen. Selbst wenn sie mit Honoria eine Party oder einen Ball besuchen würde, konnte er nicht voraussehen, wann die beiden daheim eintreffen mochten. Also würde er sich vor dem Haus der Maitlands im kalten dunklen Regen verstecken müssen, bis die letzten Lichter erloschen. Unmöglich war es dann wohl nicht, aber eindeutig riskanter, gewisse Räume zu durchsuchen, während die beiden Ladys schliefen.

Die nächste Nacht durfte er nicht abwarten. Phineas und Adam brauchten die Informationen sofort.

Denn es gab neue Spuren und Verdächtige, die ausspioniert werden mussten, falls sich bei den Maitlands keine Anhaltspunkte fanden.

Noch immer wisperte Marianne pausenlos. Wahrscheinlich würde sie während des ganzen Aktes schwatzen, weil ihr endlich jemand zuhörte.

Phineas starrte die winzigen Löckchen über Isobels weißem Nacken an. Offenbar ließen sich diese widerspenstigen Strähnchen nicht im strengen Knoten bändigen – das Einzige, das weich an ihr wirkte. Im Dunkel sahen ihr heller

Hals und die Schultern wie Marmor aus.

Mühelos konnte er sich ihre Gestalt als griechische Statue in der vergessenen Ecke eines staubigen Museums ausmalen. Der einzige Makel ihrer perfekten Haut war ein kleines Muttermal im Nacken, das von den Haaren fast verdeckt wurde.

Sonderbar … Yasmina – oder Charlotte – besaß einen solchen Leberfleck an der gleichen Stelle. Er entsann sich, wie er ihn bei einem heißen Kuss liebkost und mit seinem Daumen umkreist hatte.

Sein Herz hörte zu pochen auf.

Dann schlug es immer schneller. Er zwang sich, ruhig zu atmen. Im schwachen Licht musterte er das Muttermal, blinzelte mehrmals und hoffte, es wäre nur eine Fluse, ein kleiner Schmutzfleck, der sich mit einem Fingernagel entfernen ließe.

Doch es war tatsächlich ein Leberfleck … Phineas' Magen rebellierte. In seiner Kehle stieg der Champagner empor. Adam neigte sich zu ihm.

Auch er kniff die Augen zusammen und betrachtete das Mal. »Ein Insekt?«, fragte er leise.

Phineas brachte kein Wort hervor, starrte das Muttermal an und

versuchte, es mit seiner Willenskraft wegzuwischen. Doch es rührte sich nicht.

Unmöglich – sie konnte es nicht sein.

Seine Gedanken überschlugen sich. Im Halbdunkel hinter ihr postiert, bemühte er sich, ihre sitzende Figur abzumessen. Das lieferte ihm keine nützlichen Hinweise. Kopfschüttelnd suchte er nach Unterschieden zwischen Yasmina und …

Isobel Maitland?

In seinem Hals quoll ungläubige Bestürzung wie bittere Galle hoch, und er musste husten. Da drehte sie sich um. Ihre Blicke trafen sich.

Wie eine Maske fielen Schatten auf die obere Hälfte ihres Gesichts, nur die leicht geöffneten Lippen wurden ein wenig beleuchtet. Sein Magen sackte ins Bodenlose. Überall würde er diesen Mund erkennen.

Isobel Maitland war Yasmina und Charlotte und …

Isobel Maitland!

Nun wandte sie sich wieder ab. Reglos saß er da, fast benommen starrte er ihren schlanken Hals und das verdammte Muttermal an. Er wollte sie packen, zu sich herumzerren, in ihren Augen lesen, dass er sich irrte …

Stattdessen schob er einen Finger

unter sein Krawattentuch und erinnerte sich, wie sie seine Glut erwidert hatte. Hingebungsvoll und hemmungslos. Die leidenschaftlichste Frau, die er jemals umarmt hatte …

Während des restlichen Aktes schwankte er zwischen Wut, ungläubigem Staunen und Entsetzen.

Was mochte jetzt geschehen, nachdem er die Identität der mysteriösen Frau herausgefunden hatte? Würde er sie wieder lieben? Prompt beantwortete seine plötzliche Erektion diese heikle Frage.

Also war er Isobel Maitlands Liebhaber. Er suchte nach Beweisen, die das widerlegen würden. Er fand keine, und die Last der Erkenntnis drohte ihn zu erdrücken.

Laut Honoria war Isobel ein Gast auf Lady Evelyns Maskenball gewesen. Da hatte er sie nicht gesehen.

O doch. Wieso vergaß ich diese Augen, diesen Mund?

Sie hatte seine Hosenknöpfe abgerissen. Unruhig rutschte er auf seinem Stuhl umher.

Dann hatte Marianne sie zu ihrem Maskenball eingeladen. Er hätte

schwören können, da wäre sie ihm nicht begegnet. Zu seiner Ehrenrettung sagte er sich, er habe sie in fast schwarzer, undurchdringlicher Finsternis zügellos geliebt und mit Westlakes kostbaren Kirschen gefüttert.

Die Wahrheit ließ sich nicht bestreiten.

Erbost fixierte er das Muttermal. Sie hatte die ganze Zeit gewusst, wer er war. Vermutlich hielt sie ihn für einen völligen Idioten. Welch eine Demütigung. Um Himmels willen, er war ein Spion, stolz auf seine Fähigkeiten und felsenfest überzeugt, es gäbe nirgendwo

einen besseren Spitzel. Oft genug hatte er das Unsichtbare gesehen, die bestgehüteten Geheimnisse enthüllt, die abscheulichsten Lügen entlarvt. Wie zum Henker hatte sie es geschafft, ihn so lange zum Narren zu halten?

Wochenlang.

Das gefiel ihm überhaupt nicht. Er war es, der andere zum Narren hielt. Leute, die es verdienten. Unbehaglich verlagerte er wieder sein Gewicht auf dem Stuhl. Verdiente er das auch?

Ein bitterer Geschmack füllte seinen Mund.

Das Ende der Aufführung nahm er

kaum wahr. Der Vorhang fiel, das Publikum applaudierte. In Gedanken versunken, saß er da und stellte sich vor, er würde Isobel zur Rede stellen und Antworten verlangen. Was würde sie sagen? Verdammt, was sollte er sagen? Seit Wochen hatte er sich nichts Komplizierteres ausgedacht als verschiedene Methoden, die er beim Liebesakt anwenden würde, sobald er Yasmina gefunden hätte. Doch jetzt, in einem voll besetzten Theater, konnte er wohl kaum Erklärungen fordern. Er musste sie gehen – und im Glauben lassen, ihr Geheimnis bliebe gewahrt.

Wahrscheinlich war das am besten. Er musste nachdenken, was er tun und sagen würde, wenn er sie irgendwo allein antraf.

Aber wie zum Teufel sollte er das seinem Schwager klarmachen?

»Hol Miranda aus der Hollister-Loge, Phin«, wies Marianne ihn an, als die Lichter aufflammten. »Und du, Adam, begleitest Isobel zu den Maitlands. Lady Honoria ist immer ein bisschen konfus, wenn Phin auftaucht. Heute Abend haben wir Charles schon genug geärgert. Seine Mutter dürfen wir nicht auch noch erzürnen. Stell dir vor, welch eine furchtbare Heimfahrt Isobel

erdulden würde, wenn sie sich endlose Klagen über unsere schlechten Manieren anhören müsste.«

Isobel deutete einen Knicks vor Phineas an, und er verneigte sich. Weder ihr noch ihm kam ein Abschiedsgruß über die Lippen. Er beobachtete, wie Adam ihren Arm umfasste. Ja, nun sah er Yasmina in ihr. Warum hatte er es nicht längst bemerkt? Der Schwung ihrer Hüften, die zierliche Gestalt. Jede einzelne Kurve erkannte er wieder, auch die langen Beine, die das schimmernde Kleid betonte.

Diese Beine hatte sie um seine

Hüften geschlungen …

Als fühlte sie seinen Blick, spähte sie errötend über ihre Schulter und erhitzte sein Blut.

Er begehrte ihren Körper genauso, wie es ihn drängte, Erklärungen zu verlangen.

23

»Hast du deine mysteriöse Frau endlich gefunden?«, fragte Adam, und Phineas schaute ihn verwundert an.

Hatten sein Schwager und alle anderen die ganze Zeit Bescheid gewusst? War das Ganze ein ungeheurer Spaß auf seine Kosten? Aber Adams Miene wirkte kühl und geschäftsmäßig, ohne die geringste Spur von Hohn und Spott.

»Inzwischen gibt es gewisse Hinweise auf ihre Identität«, erwiderte Phineas.

»Wenn ich dich daran erinnern

darf, die Zeit drängt. Mag sie auch eine hinreißende Gespielin sein, wenn sie mit den Schuldigen im Bunde steht, musst du sie aufgeben.«

Phineas seufzte erbost. »Hätte deine Frau uns nicht für ihr raffiniertes Blindekuh-Spiel mit Lord Charles benutzt, könnte ich dir vielleicht schon jetzt Informationen liefern. Heute Abend wollte ich Maitland House durchsuchen, während sich alle im Theater aufhielten. Leider konnte ich nicht verschwinden, solange Isobel in unserer Loge saß.« Wie dicker Honig klebte der Name auf seiner

Zunge.

»Hättest du doch etwas gesagt«, meinte Adam seelenruhig.

»Zum Beispiel?« Ärgerlich wanderte Phineas in der Bibliothek des Earls umher. »Verzeihen Sie, Countess Ashdown, ich muss gehen und Anhaltspunkte suchen, um Ihnen und Ihrem verdammten Schwager zu beweisen, dass Sie beide einer Schmugglerbande angehören und womöglich die Entführung des französischen Königs planen?«

»Mir hättest du etwas sagen sollen, nicht ihr. Natürlich hätte ich dir geholfen, das Theater zu

verlassen. Du warst nur dort, weil Marianne und Miranda darauf bestanden hatten. Das sah ich dir an. Unter irgendeinem Vorwand hätte ich dich losgeeist.« Mit schmalen Augen musterte Adam seinen Schwager. »Weißt du irgendwas, das ich nicht weiß? Ich persönlich traue Charles Maitland nichts Schlimmeres als den Kauf einiger geschmuggelter Cognac-Kisten zu. Und was sollte Isobel mit seinen etwaigen Machenschaften zu tun haben? Die Frau fürchtet sich vor ihrem eigenen Schatten.«

Noch vor ein paar Stunden hatte Phineas das auch geglaubt. »Und

wenn du dich irrst?«, stieß er hervor. »Wenn sie ein tückisches Spiel treibt? Wenn ihre altmodischen Kleider, die hässliche Frisur und ihr ganzer Lebensstil zu einer ausgeklügelten Tarnung gehören?«

»Isobel Maitland?« Von schallendem Gelächter geschüttelt konnte Adam den Namen kaum aussprechen. »Vielleicht betätigst du dich schon zu lange in dieser Branche, mein Freund. Du bist es, der ein Doppelleben führt, erinnerst du dich? Sie ist eine langweilige, schüchterne Witwe, und ich bezweifle, dass es unter ihren

unscheinbaren Röcken irgendwelche Geheimnisse gibt – oder sonst was auch nur annähernd Interessantes.«

Wenn Adam wüsste … Bevor Phineas sich zur Tür wandte, warf er einen kurzen Blick auf das selbstgefällige gemalte Gesicht seines Großvaters, das von der Wand über dem Kamin auf ihn herabstarrte.

»Wohin gehst du?« Adam erhob sich aus seinem Sessel.

»Ich suche Antworten auf einige Fragen.«

24

Jane Kirk hatte behauptet, dass Isobel die Bibliothek sehr oft aufsuchte, um zu lesen. Aber in diesem Raum gab es keine Spuren, die ihre häufige Anwesenheit vermuten ließen. Phineas roch nur Charles' Tabak und Brandy.

Er versuchte sich vorzustellen, wie sie hier saß, als altmodisch gekleidete Countess und als Yasmina. Vor dem dunklen Kamin lag ein dicker, flauschiger Teppich. Bei diesem Anblick erschien sofort ein erregendes Bild in Phineas' Fantasie, ihr reizvoller Körper unter

seinem. Hastig schaute er weg und versuchte, nicht daran zu denken, dass sie direkt über der Bibliothek in ihrem Bett lag. Er zündete eine Kerze an und zwang sich zur Konzentration auf seine Mission.

Wo Lords und Ladys ihre Geheimnisse versteckten, hatte er längst herausgefunden. Alle benutzten die gleichen Stellen, und die Dienstboten – und Personen wie Phineas – wussten genau, wo die Herrschaften die Beweise ihrer Missetaten verbargen.

Zuerst inspizierte er die Bücherregale, seine Hand glitt über geprägte Lederrücken. Gedichte,

Romane, Theaterstücke. Zweifellos die Literatur, mit der sich sittsame Witwen zu befassen pflegten.

Aber Isobel Maitland war nicht sittsam.

Er suchte die Regale nach Geheimfächern und Büchern ab, die keine gedruckten Seiten, sondern möglicherweise etwas anderes enthielten. Aber er ergründete nichts außer dem Geheimnis des Dienstmädchens, das nur die unteren Regale abstaubte.

Alle Sinne geschärft, um auch das leiseste Geräusch vor der Tür zu hören, öffnete er fachkundig mit einem schmalen spitzen Messer die

Schlösser der Schreibtischschubladen. Darin lagen die üblichen Rechnungen, Listen und Briefe.

In solchen Papieren spürte er häufig interessante Informationen auf. Eine Quittung für ein Zimmer in einem Wirtshaus bei Hythe interessierte ihn. Doch es handelte sich nicht um jenes, in dem der französische Spion festgenommen worden war. Verschiedene Rechnungen stammten aus prominenten Londoner Modesalons. Er überflog eine lange Liste von Einkäufen in Honorias Namen, fand aber nichts Verdächtigeres als sechs

Meter importierte Spitze, vermutlich aus Frankreich.

Ebenso harmlos erschienen ihm die Rechnungen eines exklusiven Herrenausstatters in der Bond Street und eines Schuhmachers, der die reichsten männlichen Mitglieder der Hautevolee ausstattete. Offensichtlich hatten die Maitlands eine Menge Geld ausgegeben. Zumindest Charles und Honoria. Isobel hatte nur wenig glamouröse »persönliche Kleidungsstücke aus Flanell« erworben.

Natürlich, Charles war ein wohlhabender Mann. Wie hätte er sich sonst so viele Verluste an den

Spieltischen leisten können?

Dann las Phineas den zerknitterten Brief eines Mannes namens Hart, der um Geld für dringende Reparaturen in Waterfield Abbey bat. Detailliert wurden die einzelnen Posten aufgeführt. Seltsam – um so relativ geringe Summen sollte kein Verwalter seinen Dienstherrn eigens ersuchen müssen. Und kein verantwortungsvoller Landbesitzer würde sich weigern, solche Kosten zu bestreiten, wenn er nicht mittellos war.

In einer anderen Schublade lagen Rechnungsbücher. Seit Roberts Tod

waren die Ernteerträge aller Maitland-Landgüter schlecht gewesen und die Einkünfte erheblich gesunken, was auf Charles' mangelhafte Führungsqualitäten hinwies. Wenn das so weiterging, würde er die reiche Grafschaft Ashdown noch vor Robins Großjährigkeit ruinieren. Phineas blätterte in den Büchern aller Ländereien und las lauter beunruhigende Zahlen.

Abgesehen von Waterfield Abbey.

Was er dort entdeckte, raubte ihm den Atem. Er rückte den Kerzenhalter etwas näher zu der Buchseite und schaute noch einmal

hin. Im Gegensatz zu den anderen Landgütern warf Waterfield Abbey enorme Einkünfte ab, die unter »Feldfrüchte« und »Schafswolle« angeführt waren.

Entweder handelte es sich um ein Versehen oder um eine Lüge, falls das Ansuchen des Verwalters ernst zu nehmen war.

Mit gerunzelter Stirn griff Phineas wieder nach Mr Harts Brief, der nicht an Isobel, sondern an Charles adressiert war. Die Quittung für die Flanellwaren ausgenommen, tauchte ihr Name auf keinem dieser Papiere auf. Wusste sie, wie leichtfertig der Schwager ihre

Ländereien in den Ruin trieb? Kümmerte sie sich nicht darum?

Oft genug beuteten abwesende Grundeigentümer ihre Landgüter aus, um ihren extravaganten Lebensstil in London zu finanzieren. Aber den Luxus, den Charles sich gönnte, konnte er unmöglich mit den Erträgen eines einzigen Landsitzes bezahlen – schon gar nicht, wenn dieser Profit Isobel zustand und treuhänderisch für ihren Sohn verwaltet wurde.

Kein Wunder, dass Charles so eifrig um Miranda warb. Nicht sie wollte er heiraten, sondern ihr Vermögen. Angewidert kräuselte

Phineas die Lippen.

Illegale, gefährliche Machenschaften könnten durchaus die hohen Summen einbringen, die Maitland so verschwenderisch ausgab.

Jedenfalls erforderte die Sachlage genauere Nachforschungen, was Charles' Aktivitäten und die Ereignisse in Waterfield betraf.

Phineas legte die Rechnungsbücher in die Schublade zurück und verschloss sie.

Vielleicht beging der Mann keine schlimmeren Sünden, als Cognac für sich selbst und ein paar reiche Freunde nach England zu

schmuggeln. Und falls er doch schwerere Verbrechen verübte, würden sich in diesem Raum keine Anhaltspunkte finden. Solche Beweise versteckte ein Täter etwas besser.

Er blies die Kerze aus, blieb eine Weile stehen und wartete, bis sich seine Augen an das Dunkel gewöhnten. Vorerst würde er Charles' Geheimnisse nicht weiter erkunden.

Jetzt war es an der Zeit herauszufinden, welche Spiele Isobel trieb.

25

Unter ihrer Tür schimmerte kein Licht. Trotzdem musste er sich vergewissern, dass drinnen alles ruhig war. Deshalb presste er sekundenlang ein Ohr an das Holz, bevor er die Klinke hinabdrückte.

Verführerisch wehte ihm der schwache Geruch ihres Parfüms entgegen, als er ihr Zimmer betrat. Er schloss die Tür und lehnte sich klopfenden Herzens dagegen.

Durch einen Spalt zwischen den geschlossenen Vorhängen drang das Licht der Straßenlaternen herein, und er sah Isobels Haar auf

dem Kissen ausgebreitet – rot wie die Sünde.

Er hatte sich falsche Vorstellungen von ihrem Schlafzimmer gemacht. Denn es war sehr feminin, sie schlief nicht auf einem spartanischen Lager, sondern in einem eleganten Vierpfostenbett, an der Wand standen ein Toilettentisch, ein passender Schrank und eine Kommode. Auf dem Boden lagen weiche Teppiche.

Auf Zehenspitzen schlich er zu ihrem Bett. Sogar im Dunkeln erkannte er jetzt die Konturen ihres Kinns, die Form der Ohren, die Kurven der vollen Lippen. Warum

war ihm das nicht schon früher aufgefallen?

Gegen seinen Willen stieg heißes Verlangen in ihm auf und weckte seinen Zorn. Sie hatte ihn zum Narren gehalten. Trotzdem begehrte er sie sehnsüchtiger als jemals irgendeine andere Frau. Entweder war er ein Narr oder Isobel eine wahre Meisterin in einem bösartigen Spiel, was immer sie damit auch bezwecken mochte.

Blitzschnell packte er sie, presste eine Hand auf ihren Mund, legte einen Arm über ihre vollen Brüste und hielt sie fest. Sie erwachte sofort, versteifte sich, und er

spürte, wie sie Luft holte, um zu schreien. Zitternd grub sie ihre Fingernägel in seine Hand, unter der ein gedämpftes Seufzen vibrierte.

»Wenn ich dir einen guten Rat geben darf – sei ganz still, Yasmina«, murmelte er.

Da erstarrte sie, er spürte ihr Entsetzen, ihren stockenden Atem. Verblüfft und ängstlich weiteten sich ihre Augen. Ohne seinen Groll zu verhehlen, erwiderte er ihren Blick.

Sie stöhnte. Diesen Laut erkannte er wieder, seine Begierde wuchs. Halb lag er über ihrem Körper und

nutzte sein Gewicht, um sie zu fesseln. Nur allzu deutlich spürte er die weichen Rundungen, während er sie in die Matratze drückte.

Ehe er vergaß, warum er in ihr Zimmer gekommen war, richtete er sich auf, eine Hand lag immer noch auf ihren Lippen, die andere auf ihrer Schulter. Sogar diese leichten Berührungen schürten seine Sehnsucht. »Ich will eine Erklärung hören, Countess. Falls du um Hilfe rufst, wenn ich meine Hand entferne, bringe ich dich an einen Ort, wo dein Geschrei keinen stört. Verstehst du mich?«

Sie nickte mit einer ruckartigen

Bewegung, denn mehr konnte sie sich unter dem harten Griff, der ihr Kinn umspannte, nicht rühren. Dann strich sie mit einer vorsichtigen, flehenden Geste über seine Hand, vielleicht war es ein Versuch, ihn zu liebkosen, doch er ließ sie nicht los.

»Jetzt werde ich die Kerze auf dem Nachttisch anzünden. Ich möchte dich ohne Maske sehen, ohne Verkleidung. Während du mir erzählst, warum du mich wochenlang belogen hast, will ich in deine Augen schauen.«

Sie wand sich und versuchte, den Kopf zu schütteln. Wollte sie ihm widersprechen, obwohl das völlig

sinnlos war?

»Verstehst du mich?«, wiederholte er.

Da nickte sie wieder und wimmerte an seiner Handfläche.

Nur zögernd ließ er sie los und hörte sie nach Luft schnappen, als er die Kerze anzündete. Sie setzte sich auf und starrte ihn an, die Augen wirkten unnatürlich groß in ihrem bleichen Gesicht.

Bebend strich sie über die roten Spuren, die seine Finger auf ihrem Kinn hinterlassen hatten. Wie eine Wolke aus roter Seide fiel ihr zerzaustes Haar auf die Schultern. Die Decke glitt zu ihrer Taille hinab.

Nun musste Phineas um Atem ringen. Oberhalb des gebauschten Lakens erhob sie sich wie Venus aus den Wellen, von nichts außer ein bisschen Meeresschaum verhüllt. Die zarte Spitze über ihren Brüsten wirkte noch betörender, als hätte sie gar nichts getragen.

Was war aus dem Flanell geworden, den sie gekauft und bezahlt hatte? Mit geballten Händen widerstand er dem Impuls, ihre Brüste zu streicheln, seine Lippen in die Vertiefung dazwischen zu pressen, die verdammte Spitze mit seinen Zähnen zu zerfetzen. Die kleinen dunklen Kreise ihrer

Brustwarzen hielten seinen Blick fest, sie lugten durch den grobmaschigen Stoff. Hastig wandte er sich ab, wischte Schweiß von seiner Stirn und kämpfte um einen klaren Verstand.

Er zog den Stuhl unter dem Toilettentisch hervor und rückte ihn zum Bett – nahe genug, dass er Isobels Gesicht betrachten, aber nur dann nach ihr greifen konnte, wenn er sich vorbeugen würde.

Noch immer hatte sie kein Wort gesagt. Sie beobachtete ihn nur wie eine verschreckte Füchsin, die in einer Falle gefangen und nicht sicher war, ob er sie liebkosen oder

töten würde. Was das betraf, ließ er sie im Ungewissen. Er setzte sich, schlug seine Beine übereinander und verbarg seine Erektion. Auf welch gefährlichem Terrain er sich befand, wusste er. Seine Selbstkontrolle war legendär. Die würde er sogar in Isobels Nähe wahren. Doch ihr Anblick im Bett, die durchscheinende Spitze, die eher eine Aufforderung zur Sünde als ein Nachthemd war, erschwerten es ihm, seine Lust zu zügeln. War er der schlimmste Idiot von London? Oder der beneidenswerteste Glückspilz auf Erden?

Langsam ließ er seinen Blick über sie wandern und versuchte, den Eindruck desinteressierter Unverschämtheit zu wecken – obwohl er genoss, was er sah.

Nun schnappte sie wieder nach Luft und versuchte, die Decke zu ihrem Kinn hinaufzuziehen.

»Bemüh dich nicht, Isobel. Ich kenne jeden Quadratzentimeter deines Körpers. Wenn ich ihn auch nicht sah, so konnte ich ihn doch fühlen.«

Falls er erwartet hatte, sie würde weinen oder jammern, wurde er enttäuscht.

Stattdessen zeigte sie zum

Fußende des Betts. »Da liegt mein Morgenmantel, gib ihn mir«, befahl sie in majestätischem Ton.

Phineas war versucht, den Morgenmantel aus dem Fenster zu werfen. Gewiss wäre das eine effektvolle Maßnahme gewesen. Doch der Anblick ihrer nackten Schultern und die Tatsache, dass unter der Decke fast nichts ihre Reize verhüllte, stellten eine gefährliche Ablenkung dar.

Also gab er ihr den Morgenmantel, eine Monstrosität aus grauem Flanell, und schaute ihr zu, während sie ungeschickt hineinschlüpfte. Ohne Rücksicht auf ihre Intimsphäre

starrte er sie an. Mit zitternden Fingern verknotete sie den Gürtel. Nun war sie sittsam verhüllt. Die Arme vor den Brüsten verschränkt, saß sie wie eine Königin, die Hof hielt, in ihrem Bett.

»Was willst du?«, fragte sie leise und spähte zur Tür, als erwartete sie, dass im nächsten Moment jemand ins Zimmer stürmte.

»Immerhin scheinst du nichts abzustreiten. Zumindest dafür danke ich dir. Du bist Yasmina. Und Charlotte.«

Heiße Röte färbte ihr Gesicht, kupferfarbene Wimpern senkten sich auf ihre Wangen.

»Wer wärst du bei unserer nächsten Begegnung gewesen, Isobel?«

»Wie hast du herausgefunden, wer ich bin?«, wisperte sie mit gepresster Stimme. »Ich dachte, du wüsstest es nicht.« Krampfhaft umklammerte sie den Flanellkragen vor ihrer Kehle.

Er zog den Haremsschuh aus seiner Tasche, warf ihn auf die Decke zwischen ihren Füßen, und das Glöckchen klingelte.

»Oh«, murmelte sie.

Dann ließ er das Miniaturporträt vor ihren Augen baumeln. Sie neigte sich vor und riss es ihm aus

der Hand. Ausdruckslos betrachtete sie das kleine gemalte Gesicht.

»Der junge Robin, nehme ich an?«, fragte er.

Schweigend nickte sie und schloss schützende Finger um das winzige Bild. Nachdem sie den ersten Schock verarbeitet hatte, schaute sie ihn erbost an. »Da du es jetzt weißt, was wirst du …«, begann sie. Aber Phineas hob eine Hand, um sie zu unterbrechen.

Noch war er nicht fertig. Ehe er die kleine Seidenrose und das Taschentuch hervorzog, stand er auf. Beide Gegenstände hielt er ins Kerzenlicht, beobachtete Isobel und

versuchte, sie mit einem anklagenden Blick zu durchbohren. Verächtlich ließ er die Beweisstücke auf das Bett fallen.

Ärgerlich warf sie den Kopf in den Nacken und kräuselte die Lippen. Sie zog ihre Füße an, als hätten die Gegenstände sie durch die Decke hindurch verbrannt. Jetzt triumphierte er, empfand die Genugtuung einer gelungenen Rache und wappnete sich gegen Tränen, eine flehende Bitte um Gnade und …

»Wie kannst du es wagen?«, forderte sie ihn mit leiser Stimme heraus und schaute wieder

ängstlich zur Tür.

Die Arme vor der Brust verschränkt, fragte er: »Also bestreitest du nicht, dass diese Gegenstände dir gehören?«

Sie schob die Decke zurück und erhob sich auf die Knie, ergriff die kleine Seidenrose und schüttelte sie. »Das gehört mir. Es löste sich von meiner Perücke, während wir …« Abrupt verstummte sie, die blassen Wangen röteten sich wieder.

Vielsagend hob er eine Braue und ließ einen sinnlichen Blick über ihren Körper schweifen, um ihr zu zeigen, dass er sich an jede

einzelne Zärtlichkeit, an jeden verzehrenden Kuss erinnerte.

Mit einem leisen Wutschrei schleuderte sie die Rosenknospe in seine Richtung, sie traf seine Wange, doch die Geste wirkte wie eine Liebkosung. Trotzdem zuckte Phineas verblüfft zusammen.

Empört zeigte sie auf das Taschentuch, das immer noch auf dem Bett lag. »Dieses kleine Souvenir, Mylord, gehört nicht mir, sondern offensichtlich einer anderen deiner Eroberungen.«

Höhnisch betonte sie das letzte Wort.

Das glaubte er ihr keine Sekunde

lang. Er kniete sich auf das Bett. Beinahe berührten ihre Nasen einander. Isobel wich nicht zurück und hielt seinem Blick stand. In ihrem Zorn vergaß sie, den Kragen ihres Morgenmantels zusammenzuhalten, das Kerzenlicht hob die zarten Sehnen ihres Halses hervor und vertiefte den lockenden Schatten zwischen ihren Brüsten.

Phineas griff nach dem Taschentuch und schwenkte es wie eine kleine Kriegsflagge vor ihren Augen. »Du hast es nicht einmal angeschaut, Isobel. Wieso bist du so sicher, dass es nicht dir gehört?«

Triumphierend entfaltete er das

Tuch und zeigte ihr den eingestickten Buchstaben und die Rosenknospe.

»Es ist nicht mein Eigentum«, beharrte sie. Schnell und geschmeidig wie eine Katze stieg sie aus dem Bett und eilte an ihm vorbei.

»Aber die Knospe, Isobel, das M für Maitland. Schau doch hin!«, verlangte er und folgte ihr.

Mit hochgerecktem Kinn öffnete sie eine Schublade ihres Toilettentisches, nahm ein schlichtes weißes Leinentuch heraus und drückte es in Phineas' Hand. »Das gehört mir.«

Irritiert musterte er ihre Initialen und das Ashdown-Wappen, dann gab er es ihr zurück. Kein Spitzenrand, keine Rose.

»Solche Tücher liegen dutzendweise in der Schublade, alle sind gleich. Falls du dich davon überzeugen möchtest, Blackwood, bevor du hinausgehst.«

Hoch aufgerichtet stand sie in der Mitte des Zimmers. Der züchtige Morgenmantel aus Flanell bildete einen seltsamen Kontrast zu der Spitze, die am Saum hervorragte. Auf dem dunklen Teppich wirkten ihre nackten Füße weiß und verletzlich. Wie ein schimmernder

Umhang umgab das Haar ihre Schultern. Sein Atem blieb in der Kehle stecken, denn die intime Situation überwältigte ihn.

Wütend zerknüllte er das verdammte Taschentuch, das er für ein Beweisstück gehalten hatte, und steckte es ein. »Warum ich, Isobel? Warum ausgerechnet ich?«

Da erlosch der Zorn in ihren Augen ein wenig. Nur für einen kurzen Moment wich sie seinem Blick aus. »Bist du deshalb hierhergekommen? Um nach Komplimenten zu fischen? Soll ich dir erzählen, was für ein großartiger Liebhaber du bist?«

»Immerhin wäre es ein Anfang. Warum wolltest du mir deinen Namen nicht verraten, obwohl ich danach fragte?« Er trat einen Schritt näher zu ihr. »In beiden Nächten hast du unsere Zweisamkeit genossen. Das weiß ich.« Abrupt hob sie den Kopf und wollte protestieren. Doch er brachte sie mit einer knappen Geste zum Schweigen. »Als ›großartigen Liebhaber‹ hast du mich beschrieben, Isobel.«

»Zweifellos hast du dich genauso amüsiert wie ich«, konterte sie.

Nun trat er noch näher. Das Geräusch seiner Stiefel wurde vom

Teppich gedämpft. Dicht vor Isobel blieb er stehen. Um seinen Blick zu erwidern, musste sie ihren Kopf in den Nacken legen. »Wer fischt jetzt nach Komplimenten?« Er nahm sie in die Arme, ein fordernder Kuss verschloss ihr den Mund.

Wie sollte sie ihm widerstehen? Unter seiner Leidenschaft schmolz ihr Zorn. Wie ein Dieb war er in ihr Zimmer eingedrungen. Anklagend hatte er ihr das Taschentuch einer anderen Frau präsentiert. Trotzdem wurde ihr Stolz von ihrer Sehnsucht besiegt. Sie schwelgte in seinem Kuss und verstand nicht, warum ihr Verlangen nach diesem Mann desto

feuriger brannte, je öfter sie es zu befriedigen suchte. Seinen Körper an ihrem und seine Lust zu fühlen, den Geruch seiner Haut einzuatmen, das waren lauter Angriffe auf ihre Sinne, die wie Drogen wirkten.

Als sie seine Brust berühren wollte, spürte sie den kleinen Anhänger in ihrer Faust.

Robin.

Angstvoll schob sie Blackwood von sich. Diese Begegnung war nicht mehr anonym, sondern ein gefährliches, riskantes Spiel, das sie nicht gewinnen konnte. Alles würde sie verlieren, wenn Honoria

herausfand, was sich ereignet hatte. Sie schaute wieder zur Tür und lauschte angespannt. Aber im Haus herrschte reglose Stille. Sie zog den Morgenmantel enger um ihre Schultern und umklammerte das winzige Porträt so fest, dass der ziselierte Rahmen in ihre Handfläche schnitt.

Um Blackwoods forschendem Blick zu entrinnen, senkte sie die Lider. Er war zu ihr gekommen, weil er Erklärungen hören wollte. Doch sie hatte keine. Die Wahrheit konnte sie ihm nicht erzählen.

»Bist du verrückt?«, fauchte sie und flüchtete sich in neue Wut.

»Das darf ich nicht tun.«

Die Hände in die Hüften gestemmt runzelte er die Stirn und atmete tief durch. »Warum nicht? Es wäre nicht das erste Mal. Und heute Nacht würde der Luxus eines Betts das Vergnügen sicher steigern.«

Immer noch in Versuchung, ließ sie ihren Blick über seine Gestalt wandern. Er trug Schwarz, was ihm eine bedrohliche Aura verleihen müsste. Stattdessen erschien er ihr großartig. Großartig, schon wieder dieses Wort, das zu ihm passte …

»Nein!«, protestierte sie und versuchte, es ernst zu meinen. Schwach war das Wort, das auf sie

zutraf, und er war schuld daran. »Weiter unten am Flur liegt Honorias Zimmer. Und im zweiten Stock schläft Robbie, mein Sohn.« Sie hielt die Kette mit dem Porträt hoch, es hing zwischen ihnen wie ein Talisman, der eine Katastrophe abwenden sollte. »Ich bin nicht so wie deine üblichen Eroberungen, Blackwood, ich muss meinen Ruf schützen.«

Ohne Rücksicht auf ihre guten Absichten trat er wieder näher, umfasste ihr Kinn und strich mit seinem Daumen über ihre erhitzte Haut. »Inzwischen kennen wir uns gut genug, ich glaube, du solltest

mich mit meinem Vornamen anreden. Er lautet Phineas. Sprich ihn aus.«

Seine leise, tiefe Stimme klang so verlockend. Hilflos rieb sie ihr Gesicht an seiner Handfläche. »Bitte, Blackwood«, jammerte sie.

»Worum flehst du mich an?«, flüsterte er. Plötzlich schlang er einen Arm um ihre Knie und hob sie mühelos hoch, als wäre sie federleicht, trug sie zum Bett und warf sie auf die zerknüllten Laken.

Sie kroch zur anderen Seite der verführerischen, gefährlichen Matratze und sprang auf. In Blackwoods schwarzer Hose sah sie

die Wölbung seiner Begierde und bekämpfte ihre eigene.

»Hör zu, Isobel, ich bin bereit, auf dein Spiel einzugehen. Niemand muss von unserer Affäre erfahren, wir werden sehr diskret sein. Tagsüber kannst du mich weiterhin brüskieren, falls es dein Gewissen beruhigt. Daran habe ich mich gewöhnt.«

Wie sie fassungslos erkannte, meinte er seinen Vorschlag ernst. Ihr Herz hämmerte qualvoll, ihre Knie wurden weich. Verzweifelt klammerte sie sich an einen Bettpfosten und wünschte, sie wäre so hart und gefühllos wie das

geschnitzte Eichenholz. Nichts ersehnte sie inbrünstiger, als mit diesem Mann auf die Laken zu sinken. Doch sie musste standhaft bleiben. »Wir haben keine Affäre.«

Mit einem anzüglichen Grinsen attackierte er ihre Willenskraft. »Was denn sonst?«

Ja, was? »Ein Fehler. Niemals hätte es geschehen dürfen.« Wen suchte sie zu überzeugen? Ihn oder sich selbst?

Blackwood erweckte nicht den Eindruck, als würde er ihr glauben. Sie glaubte ja selbst kein einziges ihrer Worte. Er hatte ihr das Beste – oder Schlimmste – geboten, was ihr

jemals widerfahren war.

»Ich konnte nicht absehen …« Abrupt verstummte sie, ehe sie zu viel sagte und etwas gestand, das ihr nicht gestatten würde, ihn weiter zurückzuweisen.

»In meinen Armen warst du glücklich, Isobel.«

Seufzend schüttelte sie den Kopf und fügte damit ihren Sünden eine weitere Lüge hinzu. Sie fürchtete, zur Strafe jeden Moment in Flammen aufzugehen, oder noch schlimmer, Honoria würde die Tür öffnen und sie mit ihm ertappen.

»Bitte, Blackwood, du musst verschwinden.« Sie schloss die

Augen, denn sie wollte ihn nicht gehen sehen. Doch er schlenderte um das Bett herum, und sie stöhnte, als er seine Finger in ihr Haar schlang.

»So schöne Locken, Isobel! Dass du rote Haare hast, wusste ich nicht. In all den Wochen versuchte ich mir vorzustellen, wie du ohne Maske, Perücke oder Kappe aussiehst. An einen Rotschopf dachte ich nicht.«

Dieser schlichten, sinnlichen Liebkosung vermochte sie sich nicht zu entziehen. »Wahrscheinlich nahmst du an, ich wäre blond. So wie die meisten deiner

Gespielinnen.«

In ihren Wangen spürte sie brennendes Blut. Ahnte er die traurige Wahrheit, dass sie ihn vor Evelyns Maskenball schon monatelang aus dunklen Nischen heraus beobachtet hatte?

Doch er flüsterte nur an ihren Lippen: »Welche Gespielinnen?« Sie öffnete den Mund, als wäre es ganz natürlich, begegnete seiner Zunge mit ihrer und umfasste seine breiten Schultern. Dann stellte sie sich auf die Zehenspitzen, schmiegte ihren ganzen Körper an seinen.

In der Eingangshalle erklang ein

dumpfer Krach. Erschrocken zuckte Isobel zusammen, drängte Blackwood in den Schatten hinter dem Bett und spähte zur Tür. »Schnell, versteck dich!«, zischte sie.

26

Was der unheimliche Lärm in der Eingangshalle bedeuten mochte, wusste Isobel nicht. Nur eins stand fest, sie drohte mit ihrem Liebhaber ertappt zu werden, was einer Katastrophe gleichkam.

Blackwood befand sich in ihrem Schlafzimmer, und es gab keine harmlose Erklärung für seine Anwesenheit.

Jeden Moment würde die Tür auffliegen und Honoria kreischend auf der Schwelle stehen. Charles würde herbeieilen, wahrscheinlich auch Jane Kirk, damit wäre Isobels

Schmach gekrönt. Ein weiteres dumpfes Geräusch hallte durch das Haus und jagte ihr einen Schauer über den Rücken.

Nun spürte sie Blackwoods Hand auf der Schulter. Energisch schob er sie beiseite. »Vielen Dank für den Schutz, den du mir gewährst, meine Süße, aber ich kann mich selber verteidigen«, beteuerte er, postierte sich vor ihr und zog eine Pistole aus der Hosentasche.

»Was willst du damit machen?«, wisperte sie entsetzt. »Das ist doch nur Honoria, die von einer Party heimkommt. Vielleicht sucht sie unten irgendwas zu essen, bevor

sie ins Bett geht, damit sie besser einschläft …« Ein weiteres Krachen erschütterte das Zimmer. Erschrocken wandte sie sich zur Tür, die jedoch geschlossen blieb.

»Etwas zu essen?«, murmelte er. »Das klingt eher nach einer Großwildjagd in der Eingangshalle.«

»Ganz egal, du musst jedenfalls fliehen! Über die Hintertreppe, durch die Küche hinaus!« Sie rannte zur Tür, aber er hielt ihren Arm fest.

»Warte, Isobel …«

Mit aller Kraft riss sie sich los. »Wenn du nicht verschwindest, versteck dich wenigstens!« Hektisch sah sie sich nach einem

Schlupfwinkel um, der einen so großen Mann verbergen würde.

Blackwood steckte die Waffe ein, ging an Isobel vorbei und versperrte die Tür. Warum hatte sie nicht daran gedacht?

Als er ans Fenster trat und die Vorhänge etwas weiter auseinanderzog, folgte sie ihm. Vor dem Haus stand eine Kutsche, daneben eine vertraute rundliche Silhouette.

»Da ist Charles!« Bestürzt wich sie zurück und fürchtete, er würde heraufschauen und ihren Besucher am Fenster entdecken. Hastig blies sie die Kerze aus, und sie standen

im Dunkel.

Blackwood zog die Vorhänge weiter auseinander und beobachtete, was immer Charles tun mochte.

Und was tat er? Isobel hielt den Atem an, während zwei Männer die Eingangsstufen hinabstiegen und eine Kiste zum Wagen trugen.

»Will Charles die Stadt verlassen?«, fragte Blackwood in ruhigem Ton. Er wirkte nicht übermäßig neugierig, trotzdem ließ er die Kutsche nicht aus den Augen. Noch mehr Kisten wurden aus dem Haus geholt.

Charles wies die Männer an, wie

sie das Vehikel beladen sollten. Die beiden gehörten seltsamerweise nicht zum Maitland-Pesonal. Diese grobschlächtigen Gesichter hatte Isobel noch nie gesehen. »Keine Ahnung. Manchmal fährt er nach Waterfield Abbey.«

»Mitten in der Nacht?«

Unbehaglich zuckte sie die Achseln. »Der Landsitz liegt in Kent, es ist eine ziemlich lange Reise …« Sogar in ihren eigenen Ohren klang diese Erklärung unsinnig, aber eine andere fiel ihr nicht ein. Im Licht der Straßenlampen glänzten Münzen, als ihr Schwager die beiden Männer bezahlte. Dann

verschmolzen sie mit der Finsternis.

Charles stieg in den Wagen, und Blackwood wandte sich zu Isobel. »Nun muss ich gehen. Unser Gespräch ist noch nicht beendet. Nachts in deinem Schlafzimmer werden wir zu sehr abgelenkt, deshalb möchte ich dich morgen tagsüber besuchen, wir unterhalten uns dann im Salon.«

»Unmöglich!«

Abwartend hob er die Brauen.

»Du darfst nicht hierherkommen. Das würde Honoria missbilligen.«

»Um Honoria geht es nicht, sondern um deine und meine Wünsche. Außerdem will ich immer

noch eine Erklärung hören.«

Sie zog sich ein paar Schritte zurück und wickelte den Morgenmantel aus grauem Flanell fester um ihren Körper. »Glaub mir, es gibt keine Erklärung. Es geschah einfach nur aus einer momentanen Lust heraus. Mehr kann ich nicht sagen. Vergiss, was passiert ist, Blackwood, es wird sich nicht wiederholen.«

»Und wie soll ich mich verhalten, wenn ich dich im Salon meiner Schwester treffe?«

Obwohl Tränen in ihren Augen brannten, hielt sie seinem Blick stand. »Dann musst du deine

Abneigung gegen mich so deutlich zeigen wie bisher, bevor du herausgefunden hast, wer Yasmina ist.«

Seine Lippen verkniffen sich, sie spürte, wie gründlich ihm ihr Ratschlag missfiel. Aber er kehrte ihr wortlos den Rücken.

Als die Stimme des Kutschers ertönte, der das Gespann anfeuerte, öffnete Blackwood das Fenster und schwang ein Bein über das Sims.

Angstvoll rannte Isobel zu ihm. »Was tust du?«

Er umfasste ihr Kinn und drückte einen raschen Kuss auf ihre Lippen,

den sie instinktiv erwiderte. Viel zu früh ließ er sie los. »Wie ich bereits sagte, noch ist es nicht vorbei, Isobel. Ich muss …« Plötzlich unterbrach er sich und schüttelte den Kopf. »Für Erklärungen ist jetzt der falsche Zeitpunkt«, fügte er hinzu und stieg aus dem Fenster.

Lautlos verschwand er in der Finsternis. Isobel beobachtete, wie Charles' Wagen davonrollte, langsam und schwerfällig unter der Last seiner Ladung. Sekunden später tauchte Blackwood aus den nächtlichen Schatten auf, er saß im Sattel eines Pferdes und folgte der Kutsche.

An der Straßenecke drehte er sich zu Isobels Fenster um. Im Widerschein einer Laterne war sein Gesicht unergründlich. Dann verschluckte ihn die Dunkelheit.

27

Grußlos setzte sich Charles, der immer noch seine Abendkleidung trug, zu Isobel an den Frühstückstisch und befahl Finch, eine Karaffe Brandy zu bringen. Damit füllte er seine Teetasse zweimal bis zum Rand und ließ seine Speisen unberührt.

In seiner stummen, mürrischen Gesellschaft schmeckte ihr eigenes Frühstück nicht mehr.

Wohin immer er letzte Nacht gefolgt von Blackwood gefahren war, sie hatte nicht erwartet, ihren Schwager an diesem Morgen

wiederzusehen. Sie hatte ein ungestörtes Frühstück und etwas Zeit erhofft, um sich zu fassen. Aber in Charles' Gegenwart flatterten ihre Nerven unerträglich.

Beinahe blieb ihr das Herz stehen.

Blackwood weiß Bescheid.

Seit er in ihrem Schlafzimmer erschienen und dann auf die gleiche mysteriöse Weise verschwunden war, hallten diese Worte in ihrem Gehirn wider. Er weiß es.

Dass er durch ihr Fenster hinausgestiegen war, hatte sie wegen seiner verwirrenden Nähe zunächst nicht bemerkenswert gefunden. Erst an diesem Morgen,

nach einer schlaflosen Nacht, hatte sie klar zu denken begonnen. Während sie sich anzog und mit bebenden Fingern die Knöpfe ihres züchtigen Kleids schloss, überlegte sie, auf welchem Weg der Marquess of Blackwood in ihr Haus gelangt war. Sogar in ihr Schlafzimmer …

Wie ein Eichhörnchen war er an der Hausmauer hinabgeklettert und dann hinter der Kutsche hergeritten – offenbar, um Charles' geheimnisvollen Machenschaften auf den Grund zu gehen.

Als sie ihr Haar hochsteckte – das er schön fand –, überschlugen sich ihre Gedanken. Sie gewann eine

erstaunliche Erkenntnis. Offenbar war der Marquess of Blackwood nicht nur ein Lebemann und Schürzenjäger.

Die Tür des Frühstücksraums schwang auf, und Honoria rauschte mit Jane Kirk im Schlepptau herein. Zusammen mit der Morgenpost brachte die Gesellschafterin einen Notizblock und einen Bleistift mit, um die Instruktionen ihrer Herrin für diesen Tag aufzuschreiben.

»Schau doch, was soeben eingetroffen ist, Charles!«, tirilierte Honoria und schwenkte eine Einladung vor dem Gesicht ihres Sohnes. Schweigend füllte er seine

Teetasse noch einmal und warf seiner Mutter einen ärgerlichen Blick zu.

Unterdessen wurde Isobels Kleid von Jane Kirk inspiziert, die sich vergewissern wollte, ob es Honorias moralischen Ansprüchen genügen würde.

Ohne jeden Zweifel, dachte Isobel. Letzte Nacht war ein Mann in meinem Schlafzimmer, hätte sie die Spionin mit den stechenden Augen am liebsten angeschrien. Nicht irgendein Mann, sondern der Marquess of Blackwood.

Sie hob ihren Toast an die Lippen. Ohne hineinzubeißen, legte sie ihn

wieder auf den Teller zurück. Nie wieder würde Blackwood ihr Zimmer betreten, und der Gedanke an diesen Verlust tat ihr in der Seele weh.

»Hör doch zu, Charles!«, ermahnte Honoria ihren Sohn. »Da ist eine Einladung zu Lady Augusta Porter-Penwarrens musikalischer Soiree. Ich wusste doch, dass Miranda dich allen anderen Bewerbern vorziehen würde. Offensichtlich möchte sie etwas eifriger umworben werden.«

Charles riss die gravierte Karte aus Honorias Hand. Mit zusammengekniffenen Augen studierte er die eleganten

Schriftzüge.

Höhnisch warf er die Karte auf den Tisch. »Mutter, diese Einladung ist an Isobel adressiert. Da werde ich gar nicht erwähnt, ebenso wenig Miranda Archers Wunsch, ich möge sie eifriger oder sonst wie umwerben.« Er starrte Isobel an. »Nachdem nur meine Schwägerin erwähnt wird, steht ganz eindeutig fest, dass die junge Dame wünscht, dass ich meine Bemühungen beende.«

Während Isobel an ihrem Tee nippte, versuchte sie, sich unsichtbar zu machen. Wie seltsam, dass Charles so subtile Nuancen

bemerkte, wie diese äußerst diskrete Abfuhr, die ihm erteilt wurde. Dieser Scharfsinn passte nicht zu ihm. Natürlich würde Honoria ihrer Schwiegertochter die Schuld an Mirandas mangelndem Interesse geben.

Isobel hoffte inständig, ihre Verwandten würden die Einladung ablehnen. Bei dieser Soiree würde Blackwood erscheinen. Und nachdem er die Wahrheit kannte, würde sie seine Nähe nicht verkraften. Jeder Blick, jede Geste wäre eine süße, gefährliche Qual.

»Was hast du im Theater zu Lady Marianne gesagt, Isobel?«, fragte

Honoria voller Misstrauen.

»Nun …« Mühsam schluckte Isobel. »Ich versicherte ihr, Charles sei attraktiv, klug und sehr reich«, log sie. »So wie du es mir aufgetragen hast.«

»Was hat sie geantwortet?«

Sie hatte ihre Schwester durch das Theater gescheucht, um ihr eine Begegnung mit Charles zu ersparen. Genauso, wie er es vermutete. Charles schaute Isobel prüfend an, und seine blutunterlaufenen Augen schienen sie zu einer weiteren Lüge herauszufordern.

»Da sehr viele Gentlemen um Miranda werben würden, darunter

selbstverständlich auch Charles, sei die Entscheidung sehr schwierig«, erwiderte Isobel vorsichtig.

»Was ist mit der Tochter des Duke of Welford? Habt ihr über sie gesprochen?«

»Einem Gerücht zufolge soll sie den Marquess of Blackwood heiraten«, murmelte Jane Kirk, und ein schmerzhafter Stich ging durch Isobels Herz. Also waren diese Neuigkeiten sogar der Gesellschafterin zu Ohren gekommen.

Hatte Blackwood bereits um die Hand des Mädchens angehalten? Plötzlich stieg heißer Zorn in Isobel

auf. War er mitten in der Nacht zu ihr gekommen, während er das Eheversprechen, das er einer anderen gegeben hatte, noch auf den Lippen hatte?

Empört über Jane Kirks Klatschsucht und über die Neuigkeit schnappte Honoria nach Luft.

Miss Kirk bedeutete dem Lakaien, Tee für ihre aufgeregte Herrin einzuschenken. Aber Honoria zeigte auf die Brandykaraffe neben Charles' Ellbogen, der Diener füllte ein kleines Glas, und sie leerte es in einem Zug.

»Also wird Blackwood die Tochter eines Duke heiraten?«, kreischte

Honoria. »Was für ein Glück dieser Mann hat! Das muss mit dem Teufel zugehen!«

»Er ist der Teufel«, betonte Jane. Verächtlich kräuselte sie die Lippen.

»Jetzt musst du Lady Mirandas Jawort erringen, Charles!«, beharrte Honoria, nahm die Einladung vom Tisch und schwenkte sie wieder durch die Luft. »Wir werden Isobel beide zu dieser Soiree begleiten. Dagegen kann Lady Augusta wohl kaum Einwände erheben. Immerhin ist Isobel noch in tiefer Trauer. Deshalb kann sie solche Veranstaltungen nicht allein besuchen.«

Bedrückt malte Isobel sich aus, wie sie Blackwood unter Honorias wachsamem Blick begegnen würde.

»Da gehe ich nicht hin«, murrte Charles, »dazu habe ich keine Lust.«

»Charles!« Die Stimme seiner Mutter nahm einen eisenharten Klang an. »Ich bestehe darauf. Du musst heiraten und möglichst schnell eine Familie gründen. Wenn Robin irgendetwas zustößt, bist du der Earl. Und ein Earl braucht einen Erben. Deshalb ist es deine Pflicht, den Titel Ashdown zu sichern.«

Die Teetasse glitt aus Isobels kraftlosen Fingern und landete auf

der Untertasse. Aber sie ignorierte das klirrende Geräusch. Fassungslos betrachtete sie die gnadenlose Miene ihrer Schwiegermutter, die über den Tod ihres eigenen Enkels sprach.

»Was soll meinem Kind denn zustoßen?«, würgte sie heiser hervor. Von kaltem Grauen erfüllt, musste sie sich beinahe übergeben.

Jane, Charles und Honoria wandten sich zu ihr und betrachteten sie mit kühlen Augen, als würden sie von einem Fremden sprechen – nicht von ihrem Sohn. Mit geballten Händen zwang sie sich zur Ruhe. Sie durfte jetzt nicht

schreiend die Treppe zum Kinderzimmer hinauflaufen, obwohl ihr genau danach zumute war.

»Was könnte Robin zustoßen?«, fragte sie erneut, unfähig, an etwas anderes zu denken.

»Immer wieder sterben Kinder, Countess«, erklärte Jane. »Die meisten Ehefrauen bringen deshalb nicht nur einen Sohn zur Welt.« Höhnisch hob sie die Brauen, als wollte sie auf ein beklagenswertes Versäumnis der Witwe hinweisen.

Die Arme vor dem üppigen Busen verschränkt, kümmerte Honoria sich wieder um ihren eigenen Sohn. »Selbstverständlich wirst du die

Soiree besuchen, Charles ...«

Da sprang er auf, stieß seine Teetasse um, und der Brandy floss auf das weiße Tischtuch. »Nein, habe ich gesagt, Mutter. Um die verdammte Miranda Archer zu heiraten, brauche ich erst einmal e i n e n Adelstitel. Das ist doch glasklar. Geh selber zu dieser idiotischen musikalischen Soiree, wenn du glaubst, das wird uns was nützen. Aber ich sehe keinen Sinn darin, mich noch lächerlicher zu machen.« Vorwurfsvoll starrte er Isobel an, als wäre sie allein an seinen enttäuschten Hoffnungen schuld, und sie wappnete sich

gegen eine lautstarke Strafpredigt. Aber er machte auf dem Absatz kehrt und verließ das Zimmer.

Eine Zeit lang starrte Honoria die Tür an und schien seine Rückkehr zu erwarten. Sogar Jane wirkte verblüfft.

Schließlich schnaufte Honoria. »Schreiben Sie sofort an Lady Porter-Benwarren, Jane, und teilen Sie ihr mit, dass ich Isobel zu der Soiree begleiten werde.«

Jane machte sich eine Notiz. »Noch etwas, Mylady?«

Aber ihre Herrin hatte sich bereits zu Isobel gewandt. »Offenbar hast du dich nur unzulänglich für Charles'

Interessen eingesetzt. Das gefällt mir ganz und gar nicht. Wann hast du wieder eine Gelegenheit, mit Lady Miranda oder ihrer Schwester zu sprechen?«

Isobel schlang ihre zitternden Finger im Schoß ineinander, die Angst um ihren Sohn schnürte ihr immer noch die Kehle zu. Es dauerte ein paar Sekunden, bis ihr die Stimme gehorchte. »Heute bin ich nicht mit Countess Westlake verabredet.«

Vielsagend presste Honoria die Lippen zusammen, die stumme Drohung in ihren Augen war unmissverständlich. Für Charles gab

es nur eine einzige Möglichkeit, den Titel des Earls zu erben. Womit Isobel rechnen musste, wusste sie. Diesmal würde sie nicht nur eine Ferienreise mit ihrem Sohn verlieren – diesmal wollten ihr die Maitlands das Kind für immer wegnehmen.

Wäre Charles fähig, seinen eigenen Neffen zu töten, um sein Ziel zu erreichen? Nur mühsam bezwang sie die Panik, die in ihr aufstieg.

»Was sollen wir unternehmen?«, fragte Honoria. »Was schlägst du vor?«

In Isobels Gehirn drehte sich alles.

»Vielleicht solltest du Lady Miranda in Charles' Namen Blumen schicken«, empfahl sie ihrer Schweigermutter und staunte über den ruhigen Klang ihrer eigenen Stimme.

Gewiss würde der Strauß im Abfalleimer landen. Doch das brauchte Honoria nicht zu erfahren. Wenn sie den Rat befolgte, würde Isobel kostbare Zeit gewinnen.

»Eine ausgezeichnete Idee!«, meinte Honoria. »Kümmern Sie sich darum, Jane.«

Isobel lauschte dem kratzenden Geräusch des Bleistifts, Panik drohte sie zu überwältigen. Sie

brauchte dringend Hilfe. Und sie wusste auch, an wen sie sich wenden musste.

28

Kurz nach Sonnenaufgang trafen Marianne und Miranda in Blackwood House ein, gerade rechtzeitig, um Phineas' Heimkehr zu beobachten. Da er unrasiert und immer noch im Abendanzug war, war er offenbar die ganze Nacht unterwegs gewesen.

Wie eine angriffslustige Fregatte rauschte Marianne ihm entgegen. Der flüchtige Ärger in seiner Miene entging ihr nicht. Hauptsache, sie hatte ihn erwischt, und er konnte Crane nicht beauftragen, ihr auszurichten, er habe das Haus

bereits verlassen.

Nach einem raschen Blick auf die Wanduhr musterte er seine Schwestern verblüfft.

Natürlich eignete sich der Zeitpunkt nicht für einen Besuch, das wusste Marianne. Aber ihr Anliegen duldete keinen Aufschub.

»Wie schrecklich du aussiehst, Phin!«, schimpfte sie, statt ihm einen guten Morgen zu wünschen.

»Während du hinreißend aussiehst«, erwiderte er sarkastisch und starrte ihren modischen Hut an, als wäre ihm nie zuvor etwas so Lächerliches zugemutet worden. »Kaffee, bitte, Crane. Inzwischen

werde ich die Ladys in den Salon führen.«

Miranda sank auf das nächstbeste Sofa, sie war von den endlosen gesellschaftlichen Verpflichtungen, langen Nächten und den unzähligen Partys, die eine Debütantin verkraften musste, erschöpft.

»Bist du soeben heimgekommen, oder wolltest du ausgehen, Phin?«, fragte Marianne taktlos, obwohl sie die Antwort kannte. »Kein Wunder, dass du immer bis zum Nachmittag schläfst! Vermutlich verbringst du all deine Nächte außer Haus, um ehrbare Witwen zu verführen oder Waisenkindern zu zeigen, wie man

beim Kartenspiel schummelt.«

»Um Witwen zu verführen?« Er warf ihr einen scharfen Blick zu. »Auch für dich ist das eine eher unchristliche Stunde, nicht wahr, Marianne? Soviel ich weiß, beginnt der fashionable Zeitraum für Morgenbesuche gegen drei Uhr nachmittags. Also bist du sieben Stunden zu früh dran. Hast du gehofft, du würdest mich bei irgendwelchen ruchlosen Aktivitäten ertappen?«

»Adam steht immer um sechs auf«, konterte sie. »Jeden Morgen frühstücke ich mit ihm. Und ich bin so zeitig hier, weil ich mit dir reden

möchte, bevor Carrington aus den Federn kriecht. Was gegen neun geschieht, glaube ich.«

»Weil er jeden Abend um zehn ins Bett fällt«, murmelte Phineas. »Nun? Was willst du von mir?«

Sie zog ihre Handschuhe aus und schenkte ihm ihr süßestes, zauberhaftestes Lächeln. »Mein lieber Bruder, ich möchte dich um einen Gefallen bitten.«

Misstrauisch zog er die Brauen zusammen. »Um was genau?«

Ehe sie antworten konnte, betrat der Butler den Salon und stellte ein Tablett auf den Tisch. »Schon gut, Crane, ich werde den Kaffee

einschenken«, sagte Marianne ungeduldig und wartete, bis er die Tür hinter sich schloss. »Ich muss mit dir über Isobel Maitland reden.«

Täuschte sie sich, oder nahm sein Gesicht eine beängstigend grünliche Farbe an? Sie füllte eine Kaffeetasse und reichte sie ihm. Darauf achtete er nicht.

Durchdringend starrte er sie an. »Was ist mit ihr los?« In seiner Stimme schwang ein warnender Unterton mit, der besagte, dass er alles lieber mit ihr erörtern würde als diese langweilige Person.

Davon ließ sie sich nicht beirren. Entschlossen reckte sie ihr Kinn

hoch. »Ich weiß, du glaubst, ich würde mich in Dinge einmischen, die mich nichts angehen. Das wirft Adam mir dauernd vor. Aber ich kann einfach nicht anders. Isobel ist eine wunderbare Frau, und sie verdient es, glücklich zu werden.«

»Ist sie denn nicht glücklich? Vielleicht, weil sie immer noch um ihren verstorbenen Gemahl trauert. Da kann man wohl kaum überschäumende Fröhlichkeit von ihr erwarten«, fügte er beiläufig hinzu.

Etwas zu beiläufig. Sie lächelte. Blitzschnell ergriff er seine Kaffeetasse und versteckte sich

dahinter. Doch Marianne hatte die Neugier in seinen Augen bereits gelesen.

»Seit Robert Maitlands Tod sind zwei Jahre verstrichen. Sie müsste längst ein neues Leben beginnen und einen zweiten Ehemann suchen.«

Klirrend stellte er seine Tasse auf die Untertasse. »Will sie wieder heiraten?«

Sein sichtliches Entsetzen ärgerte Marianne. Wie ungerecht er war! Fand er etwa, Isobel hätte nur wegen ihrer äußeren Erscheinung ein neues Liebesglück nicht verdient? »Nein, aber das bedeutet

keineswegs, sie dürfte sich keine Affäre gönnen.«

»Marianne!«, japste Miranda.

»Eine Affäre?«, wiederholte Phineas und blinzelte verwirrt.

»Ja«, bestätigte Marianne, »sie braucht einen Liebhaber. Wenn sie an den Richtigen gerät, möchte sie eventuell eine zweite Ehe eingehen. Dann würde sie sich erinnern, wie erfreulich es sein kann, das Bett mit einem Mann zu teilen.«

»Würde Großtante Augusta dich so reden hören, wäre sie schockiert, Marianne!«, mahnte Miranda atemlos. Aber ihre Augen funkelten vor Vergnügen. »Denkst du an

jemand Bestimmten? Es müsste ein sehr langweiliger Gentleman sein, der an die Gesellschaft nichtssagender Ladys gewöhnt ist.«

Phineas stand auf, schenkte sich ein Glas Whisky ein und leerte es in einem Zug. Bei Marianne schrillten Alarmglocken. Vermutete er, dass sie ihn für diese Rolle auserkoren hatte? Um ein Kichern zu unterdrücken, presste sie eine Hand auf den Mund.

»Ich meine nicht dich, Phin«, erklärte sie geradeheraus. »Zu Isobel würdest du nicht passen. Ich dachte, dein Freund Gilbert Fielding wäre geeignet.«

»Was, Gilbert Fielding?«, kreischte Miranda, sprang auf und starrte ihre Schwester empört an. Ihr Muff aus Hasenfell fiel zu Boden und rollte unter das Sofa.

»Fielding?«, fragte Phineas in sanftem Ton. Aber seine Augen glitzerten eisig, seine Kinnmuskeln verhärteten sich.

»Ja, warum nicht?« Eifrig beugte Marianne sich vor. »Er ist attraktiv, sympathisch, diskret …«

»In ein paar Wochen geht er zur Army«, wandte Phineas ein.

Fast gleichzeitig verkündete Miranda: »Er sucht eine reiche Ehefrau.«

»Umso besser«, meinte Marianne. »Nach einer kurzen Affäre wird er verschwinden, und wir müssen keine Klatschgeschichten befürchten. Außerdem hat Isobel mehrere Landgüter von ihrem Onkel geerbt, wenn Gilbert sie also heiraten wollte …«

»Das kann er nicht!«, quietschte Miranda.

»Wieso nicht?«, fragte Marianne irritiert. Eigentlich hatte sie erwartet, die jüngere Schwester wäre ihre Verbündete. Alle Archer-Frauen setzten sich für die Liebe ein, besonders spannend fanden sie Geheimnisse und Kuppeleien.

Mit feuerroten Wangen kämpfte Miranda gegen die Tränen an. »Vielleicht gibt es eine Lady, die er vorziehen würde. Oder eine, der er gefällt.«

Phineas ignorierte ihren Gefühlsausbruch. »Hast du mit Gilbert darüber gesprochen, Marianne?«

Dramatisch legte Marianne eine Hand auf ihre Brust. »Ich? Phin, ich bin eine Dame. Niemals würde ich einem Gentleman so unanständige Vorschläge machen.«

»Sonst würde Adam dich einsperren.«

»Allerdings! Deshalb komme ich ja

zu dir. In so delikaten Angelegenheiten bist du ein Experte. Du könntest Mr Fielding von meinem Plan erzählen, ohne die geringste Verlegenheit zu empfinden. Nach allem, was ich weiß, hilfst du deinen Freunden sehr oft auf diese oder jene Weise. Du musst ihn einfach nur fragen, ob er dazu bereit ist. Danach würde ich für Isobel die weiteren Arrangements treffen und …«

»Nein!«, unterbrach er Marianne. Das Wort glich einem Dolchstoß.

»Nein!«, schrie Miranda.

»Nein?« Entgeistert blinzelte Marianne die beiden an. »Wie

kannst du Nein sagen, Phin? Ich denke, du befasst dich ständig mit verbotenen Liebesromanzen.«

Mit dieser wenig schmeichelhaften Einschätzung seines Charakters schien sie ihn weiter zu erzürnen. »Ich bin kein Zuhälter, Marianne, und Gilbert Fieldings Liebesleben ist seine eigene Sache.«

Da erlosch Mariannes Lächeln. Auf den Gedanken, Phineas könnte ihr diesen Wunsch abschlagen, war sie gar nicht gekommen. »Wenn du die beiden einfach nur miteinander bekannt machst …«, versuchte sie es noch einmal.

»Nein!«, wiederholte er in noch

schärferem Ton und hob eine Hand, um einen weiteren Protest zu verhindern. »Die Diskussion ist beendet, Marianne.« Jetzt benahm er sich fast so prüde wie Adam.

»Kennst du einen anderen Gentleman, der sich eignen würde? Jemand, der gut aussieht und diskret ist?«

Die Glut in seinen Augen drohte sie zu versengen. »Weiß Isobel, was du tust? Hat sie dich um Hilfe gebeten?«

»Großer Gott, natürlich hat sie keine Ahnung! Einzig und allein aus der Güte meines Herzens heraus bemühe ich mich um ihr Wohl. Ich

ertrage es nicht, irgendwen unglücklich zu sehen, was auch für dich gilt, Phin. Hast du schon eine Braut gefunden? Du bist sicher der Nächste, für den ich sorgen werde.«

Statt zu antworten, stand er auf, durchquerte den Raum und öffnete die Tür. »Nein.« Diesmal stieß er das Wort zwischen knirschenden Zähnen hervor.

»Nein?« Marianne ließ nicht locker. »Meinst du die Suche nach einem Liebhaber, der Isobel erfreuen würde? Oder Nein im Zusammenhang mit deiner Braut?«

»Nein – das bedeutet das Ende dieser Konversation. Ich brauche

jetzt ein Bad und meinen Schlaf, wenn du es erlaubst. Meinetwegen kannst du hierbleiben und auf Carrington warten. Aber ich ziehe mich jetzt in meine Suite zurück.«

Erbost erhob sie sich. »Komm, Miranda, offensichtlich sind wir entlassen«, sagte sie beleidigt. Mit einem Kuss auf Phineas' Wange versuchte sie, ihn zu besänftigen. »Falls du Adam heute triffst, wirst du ihm doch nicht verraten, was wir besprochen haben?«

»Keine zehn Pferde könnten mich dazu bringen«, murmelte er frostig.

»Wirst du wenigstens über Isobels Notlage nachdenken?«

Darauf antwortete er nicht. Aber bevor er wegschaute, fiel ihr ein sonderbarer Ausdruck in seinen Augen auf – eine fast inbrünstige Sehnsucht. Vielleicht irrte sie sich auch, und er wollte einfach nur baden, frühstücken und schlafen.

Entschlossen ging Miranda zu ihrem Bruder. »Wage es bloß nicht, Mr Fielding über diesen Unsinn zu informieren!«, befahl sie mit emporgereckter Nase.

Da schenkte er ihr ein sanftes Lächlen, berührte ihre Wange und wischte eine Träne weg. Marianne runzelte die Stirn. Anscheinend war auch ihre Schwester erschöpft und

mit den Nerven am Ende. Auch ihr würde es guttun, den versäumten Schlaf nachzuholen.

Seufzend eilte sie durch die Halle zur Haustür. Wie albern ihre Geschwister waren! Würde man sie nicht besser kennen, könnte man glauben, sie wären eifersüchtig.

Und wer auf wen? Natürlich durften sie stets mit ihrer Hilfe rechnen – sobald sie für das Liebesglück ihrer Freundin gesorgt hatte.

Sie zog ihre Handschuhe an und trat ins milde Licht der Morgensonne hinaus. Welche anderen Mittel und Wege mochte es

geben, Isobel einen Liebhaber zu verschaffen?

29

»Ah, Blackwood!«, sagte Carrington. »Wie ich sehe, begutachtest du eine Auswahl junger Damen.«

Phineas stand in Großtante Augustas Salon und wartete auf den Beginn einer akustischen Tortur.

»Heute Abend werden Lady Amelia und ihre Eltern erscheinen«, fuhr sein Großvater fort, sah sich um und nickte den bereits versammelten Damen zu. Hoffnungsvoll spähten sie herüber. Aber ihre Blicke suchten nicht den Duke, sondern seinen Enkel. Über Phineas'

Rückgrat kroch ein alarmierender Schauder.

Offenbar hatten sich die Töchter sämtlicher Earls und die unverheirateten Schwestern aller Aristokraten zu dieser musikalischen Soiree begeben, was das zufriedene Grinsen des Duke bestätigte.

»Lady Amelia soll eine sehr hübsche Singstimme besitzen«, betonte Carrington, »und eine talentierte Ehefrau ist zweifellos erstrebenswert. Heute Abend wird sie gemeinsam mit Augustas berühmtem Sopran und diesem Geiger, den sie so bewundert,

auftreten. Außerdem sind noch andere begabte, zauberhafte junge Damen erschienen, die uns etwas vorsingen oder Klavier spielen werden.«

»Neulich hörte ich, Colonel Lord Hollister, Lord Henry Morton und der Earl of Silcox würden um Lady Amelia werben«, erklärte Phineas, und Carringtons selbstgefällige Miene verlor ein wenig an Zufriedenheit.

»Ja, aber ich glaube, Welford wird deinen Heiratsantrag vorziehen. Und Amelia ist ein gehorsames, gefügiges Mädchen – die wichtigsten Wesenszüge einer

Ehefrau. Sie wird den Mann heiraten, den ihr Vater aussucht. Also musst du nur um ihre Hand anhalten.«

Niemals, dachte Phineas. Weder Lady Amelia noch eine andere der Debütantinnen, die der Großvater an diesem Abend zu seinem vermeintlichen Wohl eingeladen hatte, würde er ehelichen.

Genau genommen wollte er überhaupt nicht heiraten.

Nach Mariannes beunruhigendem Besuch hatte er den restlichen Vormittag mit dem Wunsch verbracht, Gilbert Fielding oder jeden anderen Mann zu töten, der

ihm die Position von Isobel Maitlands Liebhaber streitig machen könnte.

Gegen Mittag hatte ihn die Erkenntnis seiner Unfähigkeit, an etwas anderes als an Isobel zu denken, in miserable Stimmung versetzt. Er fühlte sich reizbar und rastlos. Und er konnte es sich nicht leisten, ständig von einer Frau abgelenkt zu werden.

An allen Leuten in seiner Umgebung ließ er seinen Zorn aus. Den bekam insbesondere Burridge zu spüren, während Phineas sich für Tante Augustas musikalische Soiree ankleidete. Die ersten vier

Krawattentücher, die der Kammerdiener ihm präsentierte, lehnte er ab, obwohl es nichts daran zu bemängeln gab.

Als Burridge das fünfte Krawattentuch kunstvoll verknotete, gelangte Phineas zu einer Lösung des Problems. Er würde Isobel Maitland bitten, seine Geliebte zu werden – im Rahmen eines formellen, exklusiven Arrangements.

Danach fühlte er sich sofort besser. Trotzdem musste Burridge ihm mit übertriebener Duldermiene drei Westen vorlegen, ehe sein Herr sich für eine entschied. Da merkte

Phineas, wie nervös er war, wie aufgeregt er Isobels Antwort herbeisehnte.

Sobald sie seinem Vorschlag zugestimmt hatte, würde er mit ihr einen abgeschiedenen Ort aufsuchen und die verdammte Weste in Fetzen reißen.

Am nächsten Morgen würde er ein diskretes Haus für die heimlichen Stelldicheins mieten.

Während der Kammerdiener ihm in das schwarze Abendjackett half, überlegte er, ob sie das Angebot ablehnen könnte. Am Anfang vielleicht, sie könnte ein wenig Protest heucheln, den sie ihrer

Tugend schuldig wäre. Er kannte seine eigene Überzeugungskraft. Ein Kuss, eine Liebkosung an der richtigen Stelle, und sie würde ihm gehören. Trotzdem beschloss er, auf Nummer sicher zu gehen. Sobald er das Haus gemietet hatte, würde er den besten Juwelier von Mayfair besuchen und irgendetwas Funkelndes kaufen, um Isobel endgültig zu betören.

Er beobachtete, wie Burridge die Abendschuhe aus dem Schrank nahm und ein letztes Mal polierte. Noch nie hatte er Isobel mit kostbaren Juwelen gesehen. Deshalb wusste er nicht, was ihr

gefallen könnte.

Zu einer Witwe passten Perlen. Doch die fand er zu spießig für eine leidenschaftliche Frau wie Isobel.

Diamanten würden ihn zu eifrig erscheinen lassen. Und Smaragde waren zu auffällig. Solche Steine trugen Mätressen in der Öffentlichkeit zur Schau, wenn sie ihre Liebhaber nur als zweitrangige Accessoires betrachteten.

Bedauerlicherweise gab es kein einziges Juwel, das so viele Farben und Facetten wie Isobels Augen aufwies. Lustvoll hatte er sie schimmern sehen, vor Wut funkeln, vor Liebe leuchten, wenn sie ihren

Sohn anlächelte.

Burridge räusperte sich taktvoll, hielt ihm die Schuhe hin, und Phineas schlüpfte hinein. Danach ergriff er seinen Umhang, die Handschuhe und den Hut. Wenn er sich um das Haus und den Schmuck gekümmert hatte, würde er eine Schneiderin aufsuchen, die skandalöse Kleinigkeiten aus Spitze und Seide für die begehrenswertesten Londoner Kurtisanen anfertigte. Ein Dutzend davon würde er bestellen. Nein, zwei Dutzend. Solche zarten Gebilde würde man in der Hitze lüsterner Ungeduld mühelos

zerreißen. Er nickte Burridge zu, der ihm den Hut aufsetzte, und überprüfte sein Spiegelbild. Noch etwas fiel ihm ein – von jetzt an würde er an alle seine Hosen zusätzliche Knöpfe annähen lassen.

Nachdem er in der Kutsche Platz genommen hatte, verfinsterte sich seine Stirn. Die Ermittlungen gegen Charles Maitland könnten Probleme aufwerfen. Falls er wegen Hochverrats hinter Gittern landete, wäre Isobel womöglich entsetzt. Andererseits, überlegte Phineas, bis dahin würde die Leidenschaft zwischen ihnen wahrscheinlich abkühlen.

Und wenn sie in die illegalen Aktivitäten ihres Schwagers verwickelt war? Würde man Phineas der Komplizenschaft mit den Maitlands verdächtigen? Verdammt, schon jetzt drohte ihm diese Gefahr, denn Isobel hatte ihn in jener Nacht hinter Charles' Wagen herreiten sehen. Wenn sie den Mann warnte, wäre alles verloren, und Phineas trüge die Schuld daran.

Seufzend war er in die Polsterung seiner Kutsche zurückgesunken. Dagegen konnte er vorerst nichts tun, nur warten und hoffen, die Liaison mit Isobel wäre kein Fehler, für die er einen zu hohen Preis

zahlen müsste.

»Schau doch, da ist die Tochter des Earls of Clifton.« Die Stimme seines Großvaters holte ihn in die Gegenwart zurück. »Nicht so reich wie Lady Amelia. Aber auch sie wäre eine vorzügliche Marchioness. Und Lady Wheaton ist mit ihrer Nichte erschienen. Ausgezeichnete Herkunft, beste Voraussetzungen für erfolgreiche Schwangerschaften.«

Phineas fragte sich, ob die Gesundheit jeder jungen Dame überprüft worden war, ehe Carrington ihren Namen auf die Gästeliste der musikalischen Soiree

gesetzt hatte.

»Nun, Blackwood? Wo willst du sitzen? Neben der steinreichen Miss Caroline Petry ist noch ein Platz frei.«

Boshaft unterdrückte Phineas ein Grinsen, als Lord Henry Morton dieses Sofa wählte. Noch bevor der Gentleman daraufsank, entblößte Caroline ihr Pferdegebiss zu einem strahlenden Lächeln.

Dann betrat Lady Honoria den Raum. Hinter ihr erschien Isobel, und Phineas sah nur noch sie. Wie eine schwarze Rose inmitten bunter Blumen stand sie da. Er erwartete, sie würde nach ihm Ausschau

halten. Aber Marianne packte ihren Arm und führte sie zu Gilbert Fielding.

Von heißer Eifersucht gepeinigt, beobachtete Phineas, wie seine Schwester die beiden miteinander bekannt machte. Gilbert lächelte Isobel an und musterte sie mit höflichem Interesse.

Wenn er sie auch nur ganz leicht berührt, fordere ich ihn zum Duell und erschieße ihn, beschloss Phineas und merkte, dass er bereits einen Handschuh ausgezogen hatte. Hastig schlüpfte er wieder hinein und setzte eine süffisante Miene auf.

Carrington schnaufte ärgerlich, während potenzielle Bräute und begehrenswerte Junggesellen nebeneinander Platz nahmen. »Schon wieder hast du zu lange gewartet, Blackwood. Lady Amelia sitzt bereits neben Lord Collingwood.«

»Möchtest du ihm sagen, er soll verschwinden?«, fragte Phineas, und das Gesicht des Duke lief dunkelrot an.

»Beim Supper hast du noch eine Gelegenheit, mit Amelia zu sprechen. Stell dich ihr vor, auch den anderen jungen Damen, die ich dir gezeigt habe. Such dir eine aus!

Morgen will ich dich um Punkt neun Uhr beim Frühstück sehen und den Namen deiner Braut erfahren. Ist das klar?«

»Vollkommen, Euer Gnaden«, versicherte Phineas und spähte zu Gilbert hinüber, der sich gerade näher zu Isobel neigte und ihr aufmerksam zuhörte. Wie befriedigend würde sein Kinn unter einem kräftigen Fausthieb knacken …

Niemand außer mir wird sie heute Nacht lieben, gelobte er sich. Er würde es sein, den ihre seidigen Locken und der Duft ihres Parfüms umgaben, unter dem ihr Körper

bebte … Nur er allein würde ihr leises, lustvolles Stöhnen hören.

Als hätte sie seine Gedanken erraten, wandte sie sich zu ihm. Lächelnd hob er eine Braue, um ihr zu bedeuten, was seine Fantasie anregte. Da errötete sie vom züchtigen Ausschnitt ihres tristen Kleids bis zu den Haarwurzeln. Sie öffnete die Lippen. In ihrer steifen Haltung las er mühsam bezwungene Sehnsucht.

Dann hörte er einen Knall, der durch den ganzen Raum zu ihm herüberdrang.

Als Zärtlichkeit empfand Isobel seinen Blick, als Liebkosung ihrer Haut, die sie überall gleichzeitig fühlte. Trotz der Distanz zwischen ihnen war ihr eine intime Nähe bewusst.

Herausfordernd lächelte er. Wie sollte sie höfliche Konversation mit dem Gentleman an ihrer Seite machen, während sie mühelos erriet, woran Blackwood dachte? In dieser Nacht würde sie der Versuchung nicht erliegen. Aber sie musste unter vier Augen mit ihm sprechen, nur ganz kurz, eine

Gelegenheit finden … Die innere Anspannung überwältigte sie. In ihrer Faust zerbrach der fragile Elfenbeinfächer mit einem lauten Knall.

»Isobel!«, klagte Marianne.

»Sind Sie verletzt, Countess?«, fragte Mr Fielding. Behutsam nahm er ihr den zerbrochenen Fächer aus der Hand und umfasste ihre Finger. »Wenn Sie den Handschuh entfernen, sehen wir nach …«

Blackwoods durchdringende Augen spürte sie viel intensiver als die vorsichtige Berührung ihres Sitznachbarn, dem sie hastig ihre Hand entzog. »Nein, danke, alles in

Ordnung.«

»Oh, Sie sind sehr freundlich, Mr Fielding«, sagte Marianne. »Bist du wirklich nicht verletzt, Isobel?«

»Das sieht man doch.« Statt die Hand zu betrachten, starrte Miranda in Isobels Gesicht. »Gar nichts ist ihr passiert.«

Isobel wusste, dass Blackwood sie beobachtete. Aber er kam nicht herüber, um sich von ihrem Wohlbefinden zu überzeugen. Und das war gut so. Wenn er auch nur über ihre Finger strich, würde sie dahinschmelzen. Allein schon der Gedanke ließ sie erzittern.

»Bitte, nehmen Sie Ihre Plätze in

den Zuschauerreihen ein, Ladys und Gentlemen!«, rief Augustas Butler.

»Würden Sie Isobel geleiten, Mr Fielding …«, begann Marianne.

Blitzschnell legte Miranda eine Hand auf den Arm des Gentlemans und unterbrach sie. »Kommen Sie mit, Mr Fielding, in der ersten Reihe sind noch zwei Plätze frei. Wollen wir uns da hinsetzen?« Ohne eine Antwort abzuwarten, entführte sie ihn.

»Miranda!«, entrüstete sich Marianne.

Aber ihre Schwester beachtete sie nicht, sondern lächelte ihren Begleiter an, der Isobel

offensichtlich vergessen hatte.

»So eine Frechheit!«, beschwerte sich Marianne.

Besänftigend tätschelte Isobel den Arm ihrer Freundin. »Lord Westlake versucht deine Aufmerksamkeit zu erregen«, murmelte sie, und Marianne zögerte. »Geh nur, ich finde allein einen Platz.«

Isobel steuerte den Hintergrund des Salons an, und Blackwood sah, dass sie auf ihn zukam.

Während sie langsam an ihm vorbeiging, wisperte sie: »Können wir irgendwo ungestört reden?«

Mit einem frostigen Blick begegnete sie der Belustigung in

seinen Augen. Da wurde er ernst. »Treffen wir uns nach der ersten Darbietung des Geigers im Korridor.«

Kaum merklich nickte sie. Dann wählte sie wie üblich einen Stuhl zwischen Mauerblümchen und Matronen.

Als der Geiger sein Instrument unter das Kinn klemmte und den Bogen wie eine Keule schwang, knirschte Phineas mit den Zähnen. Beim ersten schrillen Quietschton verließ er den Salon und wanderte im Korridor umher. Er brauchte ein Zimmer, wo er mit Isobel allein sein und sie fragen konnte, ob sie seine

Geliebte werden wollte, bevor er sie erneut verführte. Aber in Augustas grandioser Residenz standen während ihrer Partys den Gästen alle Räume offen, weil sie die kostbaren Kunstschätze und Silbersammlungen neiderfüllt bewundern sollten.

Im ersten Stock wurde ein kleines Zimmer tagsüber von einem Maler benutzt, den Carrington beauftragt hatte, Miranda zu porträtieren. Erst auf dem Verlobungsball des Mädchens würde der Duke das Meisterwerk enthüllen. Deshalb war dies der einzige Raum, den die Gäste nicht betreten durften, er

eignete sich perfekt für eine private Diskussion.

Kreischend verstummte die Geige, wie ein gequältes Tier, dem man endlich den Gnadentod gönnte. Phineas stand im Schatten des Korridors und wartete, bis Isobel den Salon verließ. Sobald sich ihre Blicke trafen, hielt er den Atem an, und sie griff an ihre Kehle. Ihre sichtbare Sehnsucht schürte seine eigene, und es drängte ihn, sie zu berühren. Um diesen Impuls zu bezwingen, umklammerte er das Revers seines Jacketts.

»Oben, die dritte Tür links«, flüsterte er. »In ein paar Minuten

folge ich dir.«

Im Salon erhoben sich trillernde weibliche Stimmen. Phineas flüchtete, er nahm von Isobels schwachem Parfümduft geleitet immer zwei Stufen auf einmal.

Hinter der halb offenen Tür lag das Zimmer im Dunkel. Scharfe Gerüche von Farbe und Terpentin wehten ihm entgegen. Er ergriff einen Kandelaber mit einer brennenden Kerze, der auf einem Wandtischchen im Flur stand, und trug ihn in das kleine Zimmer.

»Isobel?«

»Hier.«

Er hörte ihr Kleid rascheln. Im

gedämpften Licht schimmerte ihr Gesicht schneeweiß. Mit einem Fußtritt schloss er die Tür, dann stellte er den Kerzenleuchter auf einen Tisch.

Aufmerksam betrachtete sie Mirandas unvollendetes Porträt, und er trat an ihre Seite. Von der Leinwand blickten vertraute lachende Augen herab.

»Sie ähnelt dir«, meinte sie. »Vom blonden Haar abgesehen.«

»Nein, sie gleicht meiner Mutter«, widersprach er und wandte sich zu Isobel.

Stocksteif stand sie da und wagte ihn nicht anzuschauen. Das war

nicht die kühne Yasmina, die seine Hose aufgerissen hatte, um sich hemmungslos ihre Wünsche zu erfüllen.

»Ich bin nach meinem Vater geraten.« Nun starrte er wieder das Bild an. Auch er fühlte sich unsicher, denn jetzt war der Moment gekommen, in dem er ihr die Position seiner Geliebten anbieten wollte. »Alle Archer-Männer sind hochgewachsen und dunkelhaarig mit unansehnlichen grauen Augen.«

Jetzt schaute sie ihn an. »Graue Augen erinnern mich an das Meer.« Nach einer kurzen Pause fügte sie hinzu: »Mein verstorbener Mann

hatte braune Augen.«

Sekundenlang presste Phineas die Lippen zusammen. Warum musste sie ausgerechnet jetzt Robert Maitland erwähnen?

»Du wolltest mich sprechen?«, fragte er in schärferem Ton, als er es beabsichtigt hatte.

»Ja«, hauchte sie und zog ihre Handschuhe aus. Mit weißen Fingern zerknüllte sie den schwarzen Satin. »Ja.« Errötend zögerte sie.

»Was du willst, weiß ich, Isobel.« Er strich über ihre erhitzte Wange.

Mit geschlossenen Augen genoss sie die schlichte Berührung. Mit

seiner anderen Hand umfasste er ihr Kinn, sein Mund streifte ihren – nur ein Vorspiel zu dem Kuss, nach dem er hungerte. Doch sie riss sich los.

»Nicht!«, mahnte sie heiser. Abwehrend hob sie eine Hand und wich einen Schritt zurück. »Wenn du mich anfasst, kann ich es nicht sagen. Und dann landen wir am Boden. Oder auf diesem Sofa.«

Phineas las die Begierde in ihren Augen und ihren verzweifelten Kampf um Selbstkontrolle. Um reglos stehen zu bleiben, musste er seine ganze innere Kraft aufbieten. Seine Sinne waren hellwach, seine

Nerven überreizt, sein Verlangen wuchs unerträglich. Natürlich blieb ihr sein Zustand nicht verborgen. Für einen kurzen Moment schweifte ihr Blick über seinen Körper zu seiner Hose.

Leise stöhnte sie und steigerte seine Lust.

Doch dann riss sie sich zusammen, in ihren Augen erschien ein harter Glanz. »Blackwood, ich brauche deine Dienste.«

Verwirrt blinzelte er. Das war wohl kaum die leidenschaftliche Bitte um einen Liebesakt, die er erhofft hatte. Aber für den Anfang würde es genügen. »Also wäre das Sofa

gar keine so schlechte Idee?«, fragte er lächelnd.

Mit gekräuselten Lippen musterte sie das einzige bequeme Möbelstück im Zimmer. Phineas trat vor, ergriff ihre Ellbogen und zog sie an sich. Hilflos schob sie die Hände unter sein Jackett und streichelte das feine Leinen seines Hemds. Ganz langsam, um ihr süße Qualen zu bereiten, näherte er seine Lippen ihrem Gesicht. Sein Mund wurde wässrig. Nicht nur Küsse wünschte er sich.

Ungeduldig schlang sie die Arme um seinen Hals und seufzte erleichtert, als sein Mund ihren

endlich berührte. So süß schmeckte sie. Fordernd küsste er sie, streichelte ihren Rücken, ihre Hüften, ihre runden Hinterbacken durch die Seide ihres Kleids. Aufreizend rieb sie sich an seiner Erektion.

»O Gott, Isobel, warum treibst du mich immer wieder fast zum Wahnsinn?« Er schaute in ihre halb geschlossenen, von Lust verschleierten Augen. Mit einer Hand zog er sie zum Sofa, mit der anderen lockerte er sein Krawattentuch.

Abrupt befreite sie sich von seinem Griff, eilte ans andere Ende des

Zimmers und presste bebende Finger auf ihren Mund.

»Verdammt, welches Spiel mutest du mir zu?«, stieß er hervor und stemmte seine Hände in die Hüften. »Willst du es? Oder nicht?«

Natürlich wollte sie. Obwohl sie sich um einige Schritte entfernt hatte, las er die Antwort in ihrem Blick. »Ich muss mit dir reden. Und wenn du mich berührst, kann ich nicht einmal denken, geschweige denn sprechen. Bleib, wo du bist, zumindest, bis ich alles gesagt habe.« Welch ein bissiger kleiner Befehl.

»Und dann?«, fragte er, unfähig,

der angedeuteten Verheißung zu widerstehen.

Wieder errötete sie. Mehr musste er nicht herausfinden.

»Also gut, ich höre dir zu.« An einen Tisch gelehnt, verschränkte er seine Arme vor der Brust.

»Vielleicht täusche ich mich in dir, Blackwood. Aber das bezweifle ich. Irgendwie bist du in das Haus der Maitlands und in mein Zimmer gelangt, dann bist du aus dem Fenster geklettert, als wärst du an solche Eskapaden gewöhnt.«

Durch Phineas' Körper rann ein warnendes kaltes Prickeln. Forschend beobachtete Isobel sein

Gesicht, und er setzte eine ausdruckslose Miene auf.

»Du bist nicht die einzige Dame in London, die ein Schlafzimmer mit einem Fenster bewohnt«, erwiderte er.

Diesen lächerlichen Einwand ignorierte sie. »Du hast Charles mit diesen Männern aus dem Haus gehen sehen. Deshalb bist du so plötzlich verschwunden. Übrigens waren das keine Dienstboten der Maitlands. Die beiden habe ich noch nie gesehen.«

»Es war dunkel. Vielleicht hast du dir nur etwas eingebildet.«

»Also bist du nicht hinter Charles'

Kutsche hergeritten?«

In seinem Innern kroch eine eisige Kälte hoch. Mit zusammengekniffenen Augen wartete er, bis Isobel weitersprach.

Nervös begann sie auf dem Teppich umherzuwandern. »Ich weiß, Charles ist in irgendetwas verwickelt, das er nur bei Nacht erledigen kann. So dumm, wie meine Verwandten glauben, bin ich nicht. Vielleicht hat Honoria keine Ahnung. Aber ich bin mir sicher, da geschehen unheimliche, verbrecherische Dinge.«

»In London geht jeder Gentleman abends aus, Isobel. Und die

meisten erzählen den Damen nicht, was sie vorhaben. Wenn es dir auch verdächtig erscheinen mag, wahrscheinlich wollte er nur ...«

»Wie viele Gentlemen beladen ihre Kutschen mit schweren Kisten, um Clubs oder Bordelle zu besuchen?«, unterbrach sie ihn.

Jedenfalls niemand, den er kannte. Schweigend wartete er, seine Miene blieb unergründlich.

Mit einer flehenden Geste wandte sie sich zu ihm. »Wenn du der Mann bist, für den ich dich halte, dann hoffe ich, du wirst mir helfen.«

»Und für wen hältst du mich, Isobel?«

»Nun, möglicherweise arbeitest du als Detektiv mit der Polizei zusammen und beschattest Leute, die das Misstrauen der Beamten erregt haben.« Sie inspizierte seine elegante Abendkleidung, vom stilvollen Krawattentuch bis zu den Lackslederschuhen, und er las eine gewisse Unsicherheit in ihrem Blick. Dann schaute sie wieder in sein Gesicht. »Wenn das wirklich zutrifft, möchte ich dich engagieren, Blackwood.«

Unbewegt stand er da. Wie scharfsinnig sie war. In all den Jahren seiner Tätigkeit hatte niemand auch nur geahnt, dass die

Rolle des leichtfertigen, unbeschwerten Wüstlings nur seiner Tarnung diente. Er suchte nach den richtigen Worten, nach irgendwelchen Plattitüden, die ihre Vermutung entkräften und ihr den Wind aus den Segeln nehmen würden. Aber nun war seine Neugier erwacht. »Und wofür willst du mich engagieren, Isobel?«

Beklommen biss sie auf ihre Lippen. »Charles hat – eh – angedeutet, er wäre der Earl of Ashdown, falls Robin etwas zustieße. Wenn er einen Adelstitel trüge, könnte er Miranda heiraten – oder eine andere reiche Frau.« Nun

glänzten Tränen in ihren Augen, die sie entschlossen hinunterschluckte. »Du sollst meinem Schwager nichts antun. Finde einfach nur heraus, was er plant, damit ich irgendetwas gegen ihn in der Hand habe, um meinen Sohn zu schützen.«

Prüfend betrachtete Phineas ihr Gesicht. Glaubte sie allen Ernstes, sie könnte ihr Kind retten, indem sie Maitland mit dem Wissen um seine kriminellen Machenschaften konfrontierte? Offenbar verstand sie nicht, in welcher Gefahr sie schwebte. Denn ein Mann, der skrupellos genug war, um einen kleinen Jungen zu töten, würde

nicht zaudern, auch dessen Mutter zu ermorden. Der Ekel, den Charles Maitland ihm einflößte, strömte wie schwarzes Feuer durch seine Adern.

»Warum packst du nicht einfach deine Sachen und verlässt mit Robin Maitland House? Wäre das nicht einfacher?«

»Da Charles der Vormund meines Kindes ist, darf ich es nirgendwo hinbringen«, erklärte sie unglücklich.

»Aber du bist seine Mutter. Als Sir Alan Denby starb, hinterließ er dir sein Vermögen und mehrere Landgüter, nicht wahr?«

Mit großen Augen starrte sie ihn

an, offenbar verblüfft, dass er es wusste. Andererseits war das allgemein bekannt. Oder man erfuhr solche Dinge, wenn man ein Detektiv oder Spion war.

»Warum übersiedelst du nicht mit Robin auf eines deiner Landgüter? Sicher könnte man die Maitlands bestechen.«

Isobels Miene spiegelte einen Konflikt zwischen Würde und Scham wider. »Leider besitze ich kein Geld.«

Phineas hob die Brauen. Seinen Informationen zufolge musste Isobel zu den reichsten Frauen von England zählen. Falls Charles ihr

Vermögen nicht ebenso verspielt hatte wie sein eigenes.

»Und wie willst du mich bezahlen, wenn du mich engagierst?«, fragte Phineas leise.

Errötend senkte sie die Lider. »Für eine gewisse Zeit werde ich deine Geliebte.«

Überrascht zuckte er zusammen. So einfach war das? Kein Haus, keine Juwelen? Dann zwang er sich, einen klaren Kopf zu behalten. Zumindest vorerst. »Für wie lange?«

»Das können wir noch vereinbaren«, erwiderte sie irritiert. »Wirst du mir helfen?«

Langsam durchquerte er das Zimmer, erwartete halb und halb, Isobel würde flüchten. Aber sie hielt ihre Stellung. In ihren Augen las er ein Kaleidoskop unterschiedlicher Emotionen – Hoffnung und Angst, Mut und Verlegenheit und Begierde. Sie hatte ihm ihre Seele offenbart und in seine Hände gelegt.

Jetzt ließ er diese Hände seitlich hinabhängen. Denn wenn er sie jetzt berührte, würden sie das Gespräch beenden, doch er musste noch mehr erfahren.

»Auf Waterfield Abbey in Kent geht irgendetwas Merkwürdiges vor«, stammelte sie. Immer schneller

sprudelten die Worte aus ihr hervor. »Mein Verwalter – nun, Charles' Verwalter, denn er leitet das Landgut – braucht Geld für Reparaturen und dergleichen. Ich verstehe nicht, warum keines vorhanden ist. Jahrelang war ich nicht mehr dort, nicht mehr, seit meine Mutter …«

Als Phineas sie erreichte, verstummte sie. Er blieb so dicht vor ihr stehen, dass sie den Kopf in den Nacken legen musste, um ihn anzusehen. Obwohl er wusste, was sie ihm erzählen wollte, ließ er sie weitersprechen.

»Wie ich erst neulich erfuhr, starb

Robert in …« Das Türschloss klickte und ließ die Worte auf Isobels Lippen gefrieren.

Entsetzt hielt sie die Luft an, als die Tür langsam aufschwang. Nur noch wenige Sekunden, dann würde man sie zusammen mit Blackwood ertappen.

31

In der Stille des kleinen Zimmers klang das Geräusch des Türschlosses so laut wie ein Pistolenschuss. Unfähig, irgendetwas zu tun, beobachtete Isobel, wie die polierte Klinke im Kerzenschein glänzte und nach unten gedrückt wurde.

Knarrend öffnete sich die Tür, gelbes Licht raste über den Boden zu Isobel, erfasste ihre Schuhe und kroch an ihrem schwarzen Rock empor.

Ertappt.

Mit Blackwood. Sein neuester

Skandal.

Aber diesmal auch ihr Skandal, und der würde sie alles kosten, was ihr lieb und teuer war. Kaltes Entsetzen versteinerte ihre Glieder.

Seine Hände auf ihren Schultern spürte sie kaum, während er sie hinter einen Vorhang zog, in einen Alkoven, den sie bisher nicht bemerkt hatte. In dem beengten Raum drückte Blackwood sie an seine Brust, sie sah die schattenhaften Umrisse verschiedener Gegenstände. Staffeleien, Töpfe voller Pinsel, Leinwände. Woanders als in seinen Armen konnte sie in dem beengten

Raum gar nicht stehen. Sie rang nach Luft und atmete den süßlichen Geruch von Leinöl ein.

Sie lauschte dem unverkennbaren Rascheln eines Taftrocks und stemmte ihre Fäuste gegen Blackwoods harte Brustmuskeln, um ihn wegzustoßen. Aber er ließ sie nicht los. Jeden Moment würde man sie in seinen Armen entdecken und …

»Kommen Sie, Evelyn«, ertönte eine flüsternde Stimme, »ich will dieses Porträt sehen, von dem ich schon so viel gehört habe!«

Isobel riss die Augen auf und spürte, wie ihre Knie weich wurden.

Ausgerechnet Honoria!

Um ihren Schreckensschrei zu ersticken, presste Blackwood ihr Gesicht an seine Schulter. Der Duft von frisch gewaschenem Leinen, Sandelholzseife und der vertraute Geruch seines Körpers drangen in ihre Nase. Mit beiden Armen hielt er sie umfangen und bot ihr seinen Schutz an. Aber vor der Gefahr, die sie am meisten fürchtete, konnte er sie nicht retten.

»Ich glaube, Augusta möchte das Bild niemandem zeigen, bevor es vollendet ist«, wisperte Evelyn Renshaw nervös.

Nachdem die Tür ins Schloss

gefallen war, bemühte Honoria sich nicht mehr, leise zu sprechen. »Das Zimmer war unverschlossen. Außerdem wird das Mädchen Charles heiraten. Und weil das Porträt in naher Zukunft zweifellos in meinem Salon in Maitland House hängen wird, gibt es keinen Grund, warum ich es nicht schon jetzt sehen soll.«

Ihr selbstgefälliger Tonfall ließ Isobel zusammenzucken, sie spürte, wie Blackwood sich versteifte. Durch einen schmalen Spalt am Rand des Vorhangs beobachtete er die beiden Frauen. Seine Augen glühten wie Fackeln. Im schwachen

Licht sah sie seine verkrampften Kinnmuskeln.

»Hat Miranda Archer den Antrag Ihres Sohnes angenommen?«, fragte Evelyn ungläubig.

»So gut wie …«, murmelte Honoria. »Es müssen nur noch ein paar Formalitäten erledigt werden.« Angewidert ächzte sie. »Also, wenn dieses Bild das Kunstwerk ist, über das Lady Augusta in der ganzen Stadt redet, bin ich bitter enttäuscht. Es sieht der jungen Dame überhaupt nicht ähnlich.«

»Ich finde das Porträt sehr schön, denn es fängt ihren lebhaften Geist ein«, entgegnete Evelyn

diplomatisch.

»Den werde ich ihr austreiben, sobald sie mit Charles verheiratet ist. Die Maitlands dulden kein unschickliches Verhalten. Auch nicht, wenn man es ›Geist‹ nennt. Ein schwarzes Schaf in der Familie genügt vollkommen. Jahrelang habe ich gebraucht, um Isobel vom Einfluss der Fraser-Hure zu befreien.«

Zutiefst beschämt begann Isobel zu zittern. Blackwood strich beschwichtigend über ihren Rücken. Sie hasste sein Mitleid. Erbost sah sie zu ihm auf und wollte sich losreißen.

Aber er hielt sie mühelos fest, presste seinen Mund auf ihren und küsste sie, als wäre sie ihm mehr wert als Gold und Diamanten und alle anderen Frauen auf Erden.

Gerührt erwiderte sie den Kuss und spürte heiße Tränen unter ihren Lidern. In ihrer Brust öffnete sich ihr Herz wie eine erblühende Rose. Honorias Geschwätz flaute zu einer fernen, unwichtigen Geräuschkulisse ab, verscheucht von Blackwoods Leidenschaft, seinem warmen Atem auf ihren Wangen. Für ihn war sie nicht von der Schande ihrer Mutter befleckt, das erkannte sie klar und deutlich.

In seinen Armen fühlte sie sich rein und schön, fast geliebt.

»Sicher weiß Charles, wo Philip steckt!« Evelyns schrille Stimme bewog Blackwood, den Kuss zu beenden. Mit schmalen Augen spähte er wieder zu den beiden Frauen hinaus, seine Finger umspannten Isobels Schultern etwas fester.

»Wie kommen Sie darauf?« Instinktiv nahm Isobel den bedrohlichen Unterton in Honorias Frage wahr.

»Neulich bekam ich einen Brief von meinem Mann. Darin stand, Charles würde mich besuchen und mir eine

Nachricht überbringen, die Philip mir nicht selber schreiben könne.« Nun schien Evelyn ihre würdevolle Haltung zu verlieren.

Isobel hörte Absätze klackern, Röcke rascheln, Bodenbretter knarren. Offenbar wanderte Honoria umher.

»Hat Charles Ihnen diese Nachricht schon übermittelt?« Jetzt erklangen die Worte in der Nähe des Alkovens. Würde Honoria durch den dünnen Vorhang Atemzüge hören? Isobels Magen drehte sich um.

»Nein.« Bei diesem einzigen Wort brach Evelyns Stimme.

Honorias Seufzer glich einem

Hurrikan. »Dann war es wahrscheinlich nur ein belangloser Kommentar. Vielleicht hat Lord Renshaw meinem Sohn einfach nur aufgetragen, Ihnen Grüße auszurichten oder sich nach Ihrem Befinden zu erkundigen. Kein Wunder, dass Charles sich nicht mit solchen Trivialitäten abgibt. Er ist nicht der Typ, der es angemessen findet, Liebeserklärungen weiterzuleiten.«

»Wo hat er meinen Mann getroffen?«

»Woher soll ich das wissen?«, stieß Honoria hervor. Isobel runzelte die Stirn, denn normalweise unternahm

Charles nichts, ohne seine Mutter zu informieren.

»Natürlich wissen Sie es …« Evelyn verstummte abrupt. In drückender Stille verstrichen mehrere Sekunden. »Aber Sie wollen mir nichts verraten, und es hat wohl keinen Sinn, Sie zu bedrängen. Ich bitte Sie nur um eins: Ersuchen Sie Charles, meinem Gemahl eine Nachricht von mir mitzuteilen, wenn er ihn wiedersieht.«

»Falls Sie Ihrem Gatten ein billet doux schicken wollen, schreiben Sie es und geben es per Post auf«, konterte Honoria kühl. »Mein Sohn ist kein Kurier.«

»Oh, es geht um eine ganz einfache Botschaft. Die kann sich sogar Charles merken, und es dürfte ihm kein Unbehagen bereiten, sie meinem Ehemann zu übermitteln.« Jetzt klang Evelyns Stimme ruhig und würdevoll. Keinesfalls würde sie um diesen Gefallen betteln, dachte Isobel bewundernd.

»Wenn er Lord Renshaw sieht …«, begann Honoria, doch Evelyn fiel ihr ins Wort.

»Wenn er meinen Mann sieht, soll er ihm sagen, ich sei es müde, auf seine Heimkehr zu warten.« Isobel hörte schnelle Schritte.

»Wohin gehen Sie?«, fragte Honoria.

»Zurück in den Salon. Wir hätten gar nicht hierherkommen dürfen.«

»Vielleicht nicht«, stimmte Honoria in eisigem Ton zu. »In den Angelegenheiten anderer Leute herumzuschnüffeln ist niemals ratsam.«

»Reden wir über meinen Gemahl oder das Porträt?«

»Betrachten Sie es, wie Sie wollen. Jedenfalls sollten Sie Ihre Ansichten über eheliche Treue für sich behalten. Falls Lord Renshaw Sie verlassen hat, ist es gewiss nicht Charles' Schuld.«

Evelyn fauchte eine Beleidigung, die Honorias infame Anklage noch übertraf.

»Gehen wir nach unten, Evelyn, ehe Sie vollends die Contenance verlieren.«

»Ja, das sollten wir wohl ...«, murmelte Lady Renshaw. Nun schien sie ihre Niederlage zu akzeptieren.

Das Türschloss klickte, Isobel und Phineas waren wieder allein.

32

»Gott sei Dank sind sie verschwunden.« Phineas schob den Vorhang beiseite.

Den Blick angstvoll zur Tür gerichtet rannte Isobel aus dem Alkoven. Honorias Niedertracht hing wie ein aufdringlicher Parfümgeruch in der Luft.

»Isobel?«

Zitternd wandte sie sich zu Phineas. Im Kerzenschein sah er ihr leichenblasses Gesicht, verkniffene Lippen, glänzende Tränen.

»Tut mir leid, Blackwood. Ich hätte dich da nicht hineinziehen dürfen.

Wenn Honoria herausfindet, was ich getan habe …« Sie verstummte, sie war nicht in der Lage, ihm zu erklären, was sie fürchtete.

Doch er verstand sie sehr gut. In wachsender Wut fragte er: »Meinst du, dass du mit dem anrüchigsten Londoner Wüstling geschlafen hast?«, fragte er ohne Umschweife.

»Wenn man eine Entscheidung getroffen hat, muss man die Konsequenzen tragen. Und die wären in meinem Fall katastrophal. Das wusste ich von Anfang an. Trotzdem erlaubte ich mir Gefühle – verbotene Wünsche. Doch es gibt Dinge, besser gesagt Menschen, die

ich berücksichtigen und schützen muss ...«, stammelte sie. »Die wichtiger sind als meine eigenen Bedürfnisse ...«

»Wovon zum Teufel redest du?«

»Wäre ich bloß nicht hierhergekommen! Ich hätte dir nichts über Charles erzählen und dich nicht ersuchen sollen, ihn zu beschatten. Es ist zu gefährlich.« Entschlossen hob sie ihr Kinn, eine ausdruckslose Miene verbarg alle Gedanken und Emotionen. »Bitte, vergiss, was ich gesagt habe.«

»Zu gefährlich?«, wiederholte er und ging zu ihr. »Für dich oder für mich, Isobel? Und was ist mit

deinem Vorschlag, meine Geliebte zu werden?«

Sekunden lang flammte heißer Zorn in ihren Augen auf. »Das wäre am gefährlichsten.« Mit gerafften Röcken eilte sie zur Tür.

Aber er folgte ihr und hielt ihren Arm fest. Sie strich ihm verzweifelt über seine Brust.

»Lass mich bitte gehen, Blackwood. Ich müsste längst wieder unten sein – allein und unbeachtet in einer ruhigen Ecke des Salons, wo ich hingehöre. Oder daheim bei meinem Sohn. Nur nicht hier, bei dir. Der Preis, den ich dafür zahlen müsste, wäre zu hoch.«

»Bedeutet dir dein kostbarer guter Ruf wirklich so viel?«

Erstaunt hob sie die Brauen, und da wusste er, dass er sie falsch einschätzte. Hinter ihrem Verhalten steckte etwas anderes, ein Geheimnis, das sie beharrlich hütete.

»Es wäre besser, wir würden uns nicht mehr sehen.« Ostentativ musterte sie seine Hand auf ihrem Arm und bemühte sich, gelassen zu wirken, aber ihre Stimme bebte.

»Wie sehr du mich begehrst, lese ich in deinen Augen.« Er verstärkte seinen Griff. »Und ich spüre es jedes Mal, wenn ich dich berühre.

Sogar jetzt.«

Mit aller Kraft befreite sie sich, als könnte die Gegenwehr ihre Sehnsucht zügeln. »Ich kann es dir nicht erklären, Blackwood.« Nervös strich sie über ihr Kleid und glättete ihr Haar und spähte zur Tür. Sie wollte dieses Zimmer so schnell wie möglich verlassen.

»Hör zu, die beiden Ladys sind nicht mehr da. Niemand sonst wird sich erdreisten, hier einzudringen. Bleib bei mir, Isobel, ich versperre die Tür.« Wenn er sie liebte, wollte er ihr Gesicht sehen, weder Masken noch nächtliches Dunkel sollten es verbergen. Er musste ihr beweisen,

dass sie ohne ihn nicht leben konnte.

»Das geht nicht …« Als würde sie ihn tatsächlich zum letzten Mal sehen, schien sie sich alle seine Züge einzuprägen. Dann machte sie einen Schritt in die Richtung der Tür. Doch er umfing ihr Handgelenk erneut, seine Finger fühlten ihren hektischen Puls. »Bei jedem Wiedersehen fällt mir die Trennung von dir noch schwerer, Blackwood. Wenn ich jetzt nicht sofort flüchte, verliere ich …«

»Vorhin sagtest du, dein Sohn wäre in Gefahr. Glaubst du denn, du hättest dir das nur eingebildet?«

»Nein.« Das kurze Wort klang gepresst und verzweifelt. »Ich bin mir jetzt sogar sicher, seit Evelyn und Honoria …« Er spürte, wie sie erschauerte. »Was immer Charles treiben mag, es ist gefährlich, nicht wahr?«

Obwohl Phineas sehr viel riskierte, nickte er. »Kennt dein Schwager Lord Renshaw sehr gut?«

Nachdenklich runzelte sie die Stirn. »Das muss er wohl – allerdings hörte ich ihn nie über Evelyns Mann sprechen.«

»Erhält Charles Briefe von Philip?«

»Keine Ahnung. Als Erste sieht immer Honoria die Post durch.«

»Auch Charles' Briefe?«

»O ja, und meine ebenfalls«, erwiderte Isobel verbittert. »Sie liest meine Briefe, bevor ich sie erhalte, und entscheidet, welche Einladungen ich annehmen darf.«

Verwundert schüttelte Phineas den Kopf. Isobel Maitland musste zu den reichsten Frauen von England zählen. Doch sie besaß kein Geld. Sie war eine schöne junge Frau, könnte wieder heiraten oder einen Liebhaber wählen. Trotzdem versteckte sie sich in ihrer Witwentracht und in dunklen Ecken, wenn sie Partys besuchte. Ein Privatleben durfte sie nicht führen.

Aber sie hatte Geheimnisse – zum Beispiel ihre Affäre mit ihm. Und sie fürchtete sich. Seufzend schaute er in ihre angstvollen Augen, und es widerstrebte ihm, sie gehen zu lassen. Womöglich würde sie geradewegs in die mysteriöse Gefahr laufen, die ihr drohte.

»Isobel?« Er lockerte seinen Griff um ihr Handgelenk, strich über ihren Arm und zog sie näher zu sich heran. Dann neigte er sich zu ihr, und sie schloss die Augen.

»Ja?«, hauchte sie, sie befand sich ebenso wie er im Bann schwindelerregender Sinnenlust.

»Ich nehme dein Angebot an«,

flüsterte er in ihr Ohr, seine Lippen glitten an ihrem Hals hinab.

»Welches Angebot?«, wisperte sie und legte den Kopf schief, um ihm besseren Zugang zu gewähren.

Da richtete er sich auf und schenkte ihr jenes Lächeln, das ihre Widerstandskraft immer wieder besiegte. »Wolltest du nicht meine Geliebte werden?«

Sofort versteifte sie sich. »Nein, ich kann nicht …«

Die Tür schwang erneut auf. Doch diesmal fanden sie keine Zeit, um sich zu verstecken.

33

»Oh!«, rief Marianne verwirrt. »Ich dachte, in diesem Zimmer würde ich niemanden antreffen. Was um alles in der Welt macht ihr hier?« Forschend ließ sie ihren Blick über ihre Freundin und ihren Bruder wandern.

Isobels Herz schlug rasend. Nur zu gut wusste sie, wie skandalös die intime Situation wirken musste, obwohl sie sich ein paar Schritte von Blackwood entfernt hatte.

»Ich habe der Countess das Porträt unserer Schwester gezeigt«, erklärte er in kühlem Ton, als hätte

er Isobel nicht soeben küssen und mit ihr schlafen wollen. Noch immer prickelte ihr Körper. Aber er wirkte ruhig und gefasst. »Und was führt dich hier herauf, Marianne?«

»Nun, ich bin aus demselben Grund hier wie ihr beide«, antwortete Marianne und trat vor das Gemälde. »Ich weiß, Großtante Augusta hat verkündet, dieses Zimmer sei tabu. Aber Miranda bat mich, ihr Porträt zu inspizieren. Sie fürchtet, Señor Condotti hätte ihr Lächeln nicht richtig dargestellt und sie würde auf dem Bild wie ein Kind aussehen. Was meinst du, Isobel?«

Mühsam schluckte Isobel. »Ich

finde das Porträt sehr schön, der Künstler hat Mirandas lebhaften Geist eingefangen«, würgte sie hervor. Dann hielt sie den Atem an, denn ihr wurde bewusst, dass sie Evelyns diplomatische Beschreibung nachgeplappert hatte.

Marianne wandte sich zu ihrem Bruder. »Und was denkst du, Phin? Auf deine Ansicht wird Miranda besonders großen Wert legen.« Sie schnitt eine Grimasse, ging zu ihm und wollte sein Krawattentuch zurechtrücken. »Wie derangiert du aussiehst …«

Hastig kehrte Isobel den Geschwistern den Rücken, um ihre

erhitzten Wangen zu verbergen.

»Das Porträt ist noch nicht fertig«, erwiderte Blackwood, trat zurück und brachte sein Krawattentuch selber in Ordnung.

»Natürlich nicht. Aber ich verstehe, was Miranda meint.« Mit zusammengekniffenen Augen betrachtete Marianne das Gemälde. »Das süße Lächeln eines Mädchens – nicht der wissende Blick einer erwachsenen Frau.«

»Warum stört dich das?«, fragte Phineas. »Sie ist ein Mädchen. Auf diesem Porträt wirkt sie wie eine vornehme junge Dame, nicht wie eine hartgesottene Kurtisane.«

Ärgerlich runzelte Marianne die Stirn. »Ja, natürlich ist sie eine Dame! Etwas anderes wollte ich gar nicht andeuten. Würdest du irgendetwas von Frauen verstehen, Phin, wüsstest du, dass jedes Mädchen in Mirandas Alter älter und weltgewandter wirken möchte. Matronen wie Isobel und ich wollen hingegen jünger aussehen. Habe ich nicht recht, Isobel?« Sie drehte sich zu ihrer Freundin um und erwartete deren Zustimmung.

»Eh … ich …«, begann Isobel.

»Countess Ashdown leidet wohl kaum an Altersschwäche«, protestierte Phineas.

»Das habe ich auch gar nicht behauptet«, verteidigte sich Marianne. »Was ich damit ausdrücken will, ist, dass wir Frauen mehr auf unsere äußere Erscheinung achten als die Männer.« Vorsichtig strich sie über ihre kunstvolle Frisur. In den dunkelbraunen Locken glitzerten Diamanten. »Isobel ist eine sehr schöne Frau.«

Mit einem ausdrucksvollen Blick in Isobels Richtung bestätigte Blackwood das Lob seiner Schwester. Ehe er sich dazu äußern konnte, wurde die Tür wieder geöffnet. »Eigentlich dachte ich, der

Zugang zu diesem Raum wäre verboten. Am Ende dieser Soiree wird ganz London das Porträt kennen. Hätte Tante Augusta Eintrittskarten verlangt, wäre sie zu einem weiteren Vermögen gelangt.«

»Phin!« Mit weit aufgerissenen blauen Augen spähte Miranda durch den Türspalt. »Ich hatte keine Ahnung, dass du hier oben bist! Oh – und Marianne und Lady Isobel!« Unbehaglich ließ sie ihren Blick in alle dunklen Ecken schweifen. »Lord Charles ist nicht hier, oder?«

»Nein, natürlich nicht«, entgegnete Marianne. »Heute Abend ist dieser

Raum nicht für Gäste zugänglich. Wen hast du denn mitgebracht?«

Isobel sah Miranda erröten. »Nun ja – ich wollte Mr Fielding mein Porträt zeigen.«

»Guten Abend«, grüßte Gilbert Fielding verlegen und betrat das Zimmer.

Empört richtete Marianne sich auf. »Du hast Mr Fielding in den ersten Stock heraufgeführt? Allein?«

Trotzig reckte Miranda ihr Kinn vor. »Sind wir denn allein? Du bist hier. Phin ist da. Und Lady Isobel.«

»Diese Diskussion könnte den ganzen Abend dauern, ohne dass wir ein sinnvolles Ergebnis

erreichen würden, Gilbert«, entschied Blackwood. »Da Miranda deine Meinung hören will, solltest du sie uns verraten. Und dann kehren wir alle in den Salon zurück.«

Aufmerksam verglich Gilbert das gemalte Gesicht mit der Wirklichkeit. »Offen gestanden – ich finde, das Porträt wird Lady Miranda nicht gerecht. Der Maler müsste versuchen, den Duft einer Rose zu malen, das Gefühl einer Sommerbrise auf ihrer Haut. Nicht einmal der talentierteste Künstler könnte eine so überirdische Schönheit einfangen.«

Das süße Lächeln, das Miranda ihm schenkte, passte nach Isobels Ansicht sehr gut zu dem Porträt.

»Hast du jemals eine Karriere in der Politik oder in Kirchenkreisen erwogen, Gilbert, statt deine Fähigkeiten bei der Armee zu verschwenden?«, fragte Blackwood. »Anscheinend besitzt du eine ganz besondere Begabung für poetische Schwärmereien.«

Marianne räusperte sich. »Gehen wir nach unten, es ist höchste Zeit …«

Höflich bot Gilbert ihrer Schwester seinen Arm, und Phineas trat an Isobels Seite.

»O nein«, entschied Marianne. »Du wirst Miranda eskortieren, Phin. Mr Fielding, wären Sie so freundlich, Lady Isobel hinunterzugeleiten?«

Isobel spürte Blackwoods Blick und sah seine gefurchte Stirn, als sie ihre Hand auf den feinen, kühlen Wollstoff von Gilberts Ärmel legte. In Mirandas Augen las sie unverhohlenen Hass.

Schweigend stiegen die Paare, die nicht zueinanderpassten, hinter Marianne die Treppe hinab.

34

»Hast du schon erwogen, Isobel Maitland zu verführen?«, fragte Adam.

Wortlos starrte Phineas seinen Schwager über den breiten Schreibtisch aus Eichenholz an.

»Nur zu deiner Information – es geht um Charles Maitlands Aktivitäten und seine Verbindung zu Philip Renshaw«, fuhr der Earl fort, der mit seiner Idee sichtlich zufrieden war. »Es reizt dich nicht besonders, das verstehe ich. Aber du solltest es für England tun, um unserer Mission willen.«

Obwohl Phineas das selbstgefällige Grinsen am liebsten aus Westlakes Gesicht geschlagen hätte, konnte er diesen Argumenten nicht widersprechen. Um die Diskussion auf unverfänglicheres Terrain zu lenken, erkundigte er sich: »Hast du irgendetwas über Charles' Geschäfte im Bosun's Belle gehört?«

»Noch nicht.« Adam lehnte sich in seinem Sessel zurück. »Aber einer meiner Seemänner arbeitet für den Wirt dieser Taverne. Sobald sich etwas tut, wird er mich verständigen. Doch das dürfte eine Weile dauern. Was wir wissen müssen, lässt sich schneller und

einfacher feststellen.«

Phineas ignorierte den Wink mit dem Zaunpfahl. »Weiß dein Mann, wie Maitland und Renshaw aussehen?«

»Nein, aber Gibbs erkennt einen Gentleman, wenn ihm einer begegnet – insbesondere, wenn jemand in dieser Kaschemme so deplatziert wirkt wie eine Meerjungfrau in einem Fischernetz voller Heringe.«

Phineas lachte nicht über den Scherz, und Adam furchte enttäuscht die Stirn. Unbehaglich beugte er sich vor. »Du bist schlecht gelaunt, Phin, und das

macht mich nervös. Vielleicht weiß Isobel irgendetwas, das unsere Ermittlungen beschleunigen könnte.«

»Die Countess Ashdown ist die Freundin deiner Gemahlin. Was würde Marianne zu deinem Vorschlag sagen?«

»Glaubst du, Isobel würde ihr so etwas erzählen? Die Frauen erörtern wohl kaum ihre Eroberungen. Was intime Dinge betrifft, sind sie sehr diskret.«

»Keineswegs. Du bist diskret, Adam. Aber Marianne schnüffelt wie ein Frettchen, das vom Jagdfieber gepackt ist, in allen Londoner

Geheimnissen herum. Und wenn die Ladys nicht über ihre Liebhaber reden würden, wäre ich außerstande, meine Missionen zu erfüllen.«

»Marianne tratscht nicht, sie ist nur eine aufmerksame Beobachterin«, betonte Adam. »Um es diplomatisch auszudrücken – das liegt im Archer-Blut.« Eine Zeit lang ertrug er Phineas' sarkastischen Blick, dann stand er auf und trat ans Fenster. »Schon gut, vergiss Isobel. Wahrscheinlich gibt es für jeden Mann gewisse Grenzen, was er für sein Vaterland zu tun bereit wäre. Deshalb nehme ich dir deine

Weigerung nicht übel.« Er drehte sich um und hatte ein unheilvolles Glitzern in den Augen, das Phineas alarmierte. »Soeben fällt mir eine andere Methode ein. Charles Maitland will Miranda heiraten. Benutzen wir sie als Köder, locken wir ihn in eine Falle und …«

»Nein!«, fauchte Phineas, der zwischen Hass auf Charles und Abneigung gegen seinen Schwager hin und her gerissen war.

»Nein?«, fragte Adam sanft in der Erwartung, Phineas würde stattdessen versprechen, sich an Isobel heranzumachen. Doch darauf hoffte er vergebens.

»Charles ist gefährlich, Adam. Jahrelang hielt ich mich von meiner Familie fern, um sie zu schützen. Miranda wird da nicht hineingezogen. Völlig ausgeschlossen.«

»Das verstehe ich. Also gibt es nur eine einzige Möglichkeit – dein Schäferstündchen mit der Witwe.«

»Überlegst du unentwegt, wen du für deine Zwecke ausnützen könntest? Oder denkst du manchmal auch an was anderes?«

»Nicht für meine Zwecke. Für England.«

In diesem Moment klopfte es an der Tür zur Bibliothek.

»Herein!«, rief Adam.

Der Butler erschien auf der Schwelle. »Mylord, Ihre Ladyschaft wünscht Ihre Gesellschaft am Teetisch. Vor ein paar Minuten sind die Gäste eingetroffen.«

»Danke, Northcott, wir kommen gleich. Du begleitest mich doch, Phin?«

»Wer wurde denn eingeladen?«, fragte Phineas, stand auf und glättete sein Jackett.

»Isobel Maitland«, verkündete Adam grinsend.

»Hoffentlich stört es dich nicht, dass wir im Tageswohnzimmer Tee trinken.« Marianne führte Isobel in

einen Raum, der von sonnengelben Farben beherrscht wurde. »Hier ist es gemütlicher als im Salon, und wenn du mich besuchst, muss es nicht so formell zugehen.« Die Einrichtung war nicht besonders fashionabel, aber sehr bequem. Durch die geöffneten Fenster, die eine schöne Aussicht auf den Garten boten, wehte warme Frühlingsluft herein.

»Guten Tag, Countess Ashdown.« Höflich erhob sich Gilbert Fielding, um Isobel zu begrüßen.

»Du erinnerst dich doch an Mr Fielding, meine Liebe?«, zirpte Marianne.

»Natürlich. Wie nett, Sie so bald wiederzusehen, Sir.«

»Ja, nicht wahr?«, sprudelte Marianne enthusiastisch hervor. »Setz dich hierher, Isobel, und Mr Fielding soll im Sessel neben dir Platz nehmen. So, sehr gut … Ist das nicht kuschelig?«

Isobel merkte, wie unbehaglich sich der Gentleman in der intimen Atmosphäre fühlte. Ihrer Freundin schien das nicht aufzufallen.

»Sollten wir nicht einen Platz für Lady Miranda reservieren?«, fragte er.

»Oh, heute wird sie sich nicht zu uns gesellen«, erklärte Marianne.

»Aber Adam wird gleich erscheinen, und dann sind wir zwei Paare, glücklich wie die Turteltäubchen.«

Turteltäubchen? Isobel spürte heißes Blut in ihren Wangen, und Gilbert Fielding räusperte sich verlegen, sein Gesicht war ebenso gerötet wie ihres. Umso strahlender lächelte Marianne die beiden an.

Endlich trat Adam ein. »Da bist du ja, meine Liebe. Ich dachte, ich würde dich im Salon finden. Hast du ihn nicht neu dekoriert, um ihn unseren Gästen vorzuführen?«, fragte er und küsste die Stirn seiner Frau.

Hinter ihm stand Blackwood in der

Tür, und Isobels Herz krampfte sich zusammen.

Nur flüchtig schaute er in ihre Richtung, bevor er Fielding mit eisigen Augen fixierte. Isobels Herz entspannte sich. Wenn er sie nicht musterte, konnte sie ihre Hände im Schoß falten und ein mildes Lächeln aufsetzen.

Er setzte sich ihr gegenüber. Jede seiner Bewegungen nahm sie wahr, jeden einzelnen seiner Atemzüge. Auf ihn wirkte die Situation offenbar nicht so erregend. Lässig schlug er die Beine übereinander, starrte Gilbert Fielding an und schien die Entfernung zwischen dessen Sessel

und ihrem zu messen. In seinem angespannten Kinn sah sie einen Muskel zucken.

Grollte Blackwood dem Mann, weil der versucht hatte, Miranda einen Kuss zu stehlen? Woran auch immer sein ungeteiltes Interesse an Fielding liegen mochte – sie fühlte sich plötzlich des Sonnenlichts beraubt.

»Mit dir habe ich heute Nachmittag nicht gerechnet, Phin«, sagte Marianne. »Bist du aus einem bestimmten Grund hier? Oder willst du nur fragen, ob Adam mit dir hinausgehen und spielen darf?«

»Brauche ich einen Grund, um

euch zu besuchen?«

»Natürlich nicht. Aber für so viele Gäste hätte ich den Tee in einem größeren Raum geplant. Ich habe nur Isobel und Mr Fielding erwartet. Und ich bat Northcott, meinen Gemahl zu holen, um ein Gleichgewicht zwischen männlichen und weiblichen Personen zu erzielen.«

Turteltäubchen, erinnerte sich Isobel. Jetzt saß ein Habicht in ihrer Mitte.

Ironisch hob Blackwood die Brauen. »Also bin ich das fünfte Rad am Wagen. Soll später getanzt werden? Wir könnten den Butler

beauftragen, Miranda eine Kutsche zu schicken. Dann wären wir zu sechst.«

Sofort erhellte sich Gilbert Fieldings Miene.

»Sei nicht albern, Phin!«, schimpfte Marianne. »Hier würden wir keinen Platz zum Tanzen finden.«

»Vielleicht doch, wenn wir die Sessel an die Wände schieben«, schlug Adam vor. »Übrigens scheint sich Mr Fielding beengt zu fühlen. Ich finde, er sollte mit Phin die Plätze tauschen.«

»Mach dich nicht lächerlich, Adam!«, zischte Marianne. »Mr

Fielding fühlt sich kein bisschen beengt. Wenn wir ihn danach fragten, würde er zweifellos versichern, es sei sehr angenehm, neben Isobel zu sitzen. Nicht wahr, Mr Fielding?«

»Würde er noch näher bei der Lady sitzen, wäre ihr Ruf rettungslos ruiniert«, murmelte Phineas.

Isobel quittierte seinen frostigen Blick, indem sie ihn verächtlich anstarrte. Was mochte ihn dermaßen irritieren?

»In der Tat fühle ich mich sehr wohl, Lady Marianne«, behauptete Mr Fielding, obwohl er nach Isobels Meinung eher unglücklich aussah.

Daran gab sie Blackwood die Schuld.

»Falls du eine wunderbare Aussicht auf den Garten genießen möchtest, Gil, solltest du dich nach links neigen und aus dem Fenster schauen«, empfahl Phineas dem armen Mann.

Dann wäre er weiter von mir entfernt, dachte Isobel, die sich allmählich ärgerte.

»Und du könntest in Lady Isobels charmantem Anblick schwelgen, Phin«, ergänzte Adam fröhlich. »Darf ich mir die Bemerkung erlauben, Countess Ashdown, Sie – eh – tragen einen zauberhaften

Hut«, fügte er etwas unbehaglich hinzu, nachdem er irgendetwas Bewundernswertes an ihrer Erscheinung gesucht hatte.

Gefiel ihm der schmucklose Strohhut so gut? Isobel blinzelte. Verblüfft sah sie den Earl erröten.

»Was für ein schönes Wetter wir heute haben, finden Sie nicht auch, Mr Fielding?«, fragte sie. Tapfer versuchte sie, mit der einzigen Person im Raum, die ihr nicht bedrohlich erschien, Konversation zu machen.

»Gewiss, Countess«, stimmte er zu und lächelte höflich, »es erinnert mich an die Frühlingstage in Kent.«

»Ah, Kent!« Mariannes Augen leuchteten auf. »Dort besitzt du ein Landgut, nicht wahr, Isobel? Direkt an der Küste! Waterfield Abbey, nicht wahr? Zu Adams Interessen zählt auch die Geschichte bedeutsamer englischer Ländereien.« Auffordernd stieß sie einen Ellbogen zwischen die Rippen ihres Gemahls.

»Bis zur Reformation war Waterfield Abbey ein Kloster«, erläuterte er. »Henry VIII. löste es auf und schenkte das Land der Familie Denby.«

»Ist das nicht faszinierend, Mr Fielding?«, säuselte sie. »Wenn ich

mich recht entsinne, liegt das Landgut Ihres Vaters in der Nähe von Waterfield Abbey.«

»Ja, das stimmt. Während ich dort aufwuchs, hörte ich viele Geschichten über das Kloster.«

»Großartige Gutenachtgeschichten, stelle ich mir vor«, seufzte Phineas gedehnt. »Vergewaltigte Nonnen, geplünderte Kapellen, verbrannte Getreidefelder …«

Alle starrten ihn verwirrt an.

»Keine Ahnung, wo der Tee so lange bleibt«, murmelte Marianne, weil ihr ausnahmsweise nichts Besseres einfiel. »Phin, falls du eine Verabredung hast – du musst dich

nicht verpflichtet fühlen, uns Gesellschaft zu leisten.«

Mit hochgezogenen Brauen registrierte er den kaum verhohlenen Hinauswurf. »Für heute Nachmittag habe ich keine Pläne, und ich würde Gils Geschichten sehr gern hören.«

»Was Isobel mit Mr Fielding verbindet, hat dich nicht zu interessieren.« Mariannes vernichtender Blick hätte einen kleinmütigeren Mann am Boden zerstört.

»Oh, du würdest staunen, was mich alles interessiert.« Phineas starrte seine Schwester genauso

durchdringend an. Zwischen den beiden schien sich ein heftiger stummer Wortwechsel zu entwickeln, der an Isobels Nerven zerrte.

Endlich servierte der Butler den Tee.

»Gott sei Dank«, flüsterte Gil. Isobel hatte seine Worte verstanden, und die beiden lächelten einander verständnisinnig zu.

»Was ist denn so lustig?«, fragte Marianne eifrig.

»Nichts Besonderes, Countess, nur ein Gedanke an Kent«, improvisierte Mr Fielding.

Verschwörerisch grinste er Isobel an.

»Oh, ich verstehe«, gurrte Marianne und warf einen triumphierenden Blick auf ihren Bruder.

Dann schenkte sie den Tee ein. Isobel verteilte die Tassen. Am Rand der Untertasse berührte sie versehentlich Blackwoods Finger. Nur sekundenlang schauten sie sich an. In seinen Augen las sie einen kühlen, forschenden Ausdruck, den sie nicht verstand.

Einladend wies Marianne auf die Kuchenplatte. »Mmm, die Köchin hat uns auch eine Schüssel mit

Kirschen geschickt. Du wirst es nicht glauben, Isobel, mein Mann züchtet Kirschen in seinem Wintergarten.«

Isobel starrte die rubinroten Früchte in der Porzellanschale an und wagte es nicht, in Blackwoods Richtung zu schauen. Aber sie spürte seinen Blick und leckte über ihre Lippen. Beinahe schmeckte sie den Saft darauf.

»Probier doch eine.« Marianne hielt ihr die Schüssel hin.

Diese Kirschen musste Isobel nicht kosten, welch betörende Wirkung sie ausübten, wusste sie schon. Nur zu gut erinnerte sie sich an die

kühle Frucht, die Hitze seines Mundes, den Geschmack des süßen Saftes, vermischt mit dem Salz seiner Haut.

Auch er würde jetzt zweifellos an die Intimitäten in jener Nacht denken. Qualvolle Sehnsucht stieg in ihr auf.

»Adam fürchtet, sie würden nicht wie Wildkirschen schmecken«, fuhr Marianne fort. »Ich finde sie köstlich, und wir würden gern deine Meinung hören, Isobel.«

»Bei meinen Kirschen handelt es sich um eine Kreuzung zwischen verschiedenen englischen Sorten und Früchten aus der Südsee«,

erklärte Adam.

Isobel hörte nur mit halbem Ohr zu. Woher sie auch stammen mochten – es waren die saftigsten, wunderbarsten Kirschen der Welt und extrem erotisch.

Sie zog einen Handschuh aus. Mit bloßen Fingern ergriff sie eine Kirsche, die sich kühl und glatt anfühlte – und wie die Sünde glühte.

Als sie die kleine Frucht zu den Lippen führte und zwischen die Zähne nahm, wurde ihr Mund wässrig. Auf ihrer Zunge spürte sie den erregenden Saft. Nach einem tiefen Atemzug schaute sie

Blackwood an und sah das Feuer in seinen halb geschlossenen Augen. Ihr Verlangen wuchs, erhärtete die Knospen ihrer Brüste, prickelte zwischen ihren Schenkeln. Hungrig starrte sie seinen Mund an, und der Kirschsaft weckte noch lebhaftere Erinnerungen an die Küsse ihres Liebhabers.

Mitsamt dem Kern verschluckte sie die Kirsche.

»Nun?«, fragte Marianne.

»Köstlich«, murmelte Blackwood.

Verständnislos wandte sie sich zu ihm. »Du hast doch gar keine Kirsche gegessen!«

»Ich habe früher einige genossen.«

»Ach ja«, warf Adam ein, »du kennst die Versuchungen in meinem Wintergarten, nicht wahr, Phin?«

Weiß Westlake Bescheid? Isobels Puls pochte schneller. Aber Blackwood schaute seinen Schwager seelenruhig an. Plötzlich dachte sie an die Stimme des Earls in der dunklen Tür des Wintergartens beim Maskenball. Gegen ihren Willen fuhr sie noch einmal mit der Zunge über ihre Lippen, schmeckte die süße Frucht erneut.

Besessenheit. Sünde.

Davon wünschte sie sich noch mehr.

In den Augen ihres Liebhabers las sie wachsende Begierde, und ihre eigene drohte sie zu überwältigen. Mühsam riss sie ihren Blick von ihm los.

»Nun sollte ich nach Hause fahren. Heute Nachmittag hat mein Sohn eine Fechtstunde.« Noch länger konnte sie Blackwoods beklemmende Nähe nicht ertragen und so tun, als wäre nichts zwischen ihnen geschehen. Noch dazu mit dem Kirschsaft auf ihren Lippen.

»Im Hafen liegt eines meiner Schiffe«, sagte Adam. »Das will ich Jamie heute zeigen. Vielleicht

möchte Robin uns begleiten?«

»Darüber würde er sich sicher freuen, aber sein Fechtlehrer wartet«, antwortete Isobel ausweichend.

»An Bord würdet ihr Männer treffen, die den Jungen zeigen könnten, wie man ein Florett schwingt«, versuchte Marianne ihre Freundin umzustimmen. »Robin könnte dort seinen Fechtunterricht erhalten.«

»Das geht leider nicht, weil Honoria mich erwartet.«

»Bleib doch noch ein wenig hier und schick deinen Kutscher mit einer Nachricht nach Hause«, bat

Marianne. »Zweifellos würde Mr Fielding dich später sehr gern nach Hause bringen.«

»Vielleicht könntest du das übernehmen, Phin?«, wandte Adam sich an seinen Schwager, und Isobel rang verblüfft nach Luft.

»Aber Mr Fielding wäre entzückt, wenn er Isobel eskortieren dürfte.« Wütend starrte Marianne ihren Ehemann an.

Mit einem entschuldigenden Lächeln wandte Gilbert sich zu Isobel. »Es wäre mir ein Vergnügen, Ihnen meine Dienste anzubieten, Countess. Leider besitze ich nur ein Pferd. Und Sie würden es vermutlich

ablehnen, vor mir im Sattel zu sitzen, wenn ich durch die Bond Street reite.«

Als Isobel sich das vorstellte, musste sie kichern. Aber sobald sie einen Blick zu Blackwood hinüberwarf, verflog ihre Belustigung. Mit bedrohlich zusammengezogenen Brauen musterte er Gilbert.

»Oh, es wäre mir ein Vergnügen, Ihnen meine Kutsche zu leihen, Mr Fielding«, erbot sich Marianne.

»Phineas' Wagen steht vor dem Haus, das Gespann ist schon angeschirrt«, betonte Adam. »Es würde ihm nicht die geringste Mühe

bereiten, Lady Isobel nach Hause zu fahren.«

»Wohin immer Sie wollen, Countess, es wäre mir eine Freude, Sie hinzubringen«, beteuerte Phineas. Der Doppelsinn seiner Worte jagte neue Feuerströme durch Isobels Adern.

»Wirklich, ich kann nicht …«, begann sie, doch Marianne fiel ihr ins Wort.

»Glauben Sie mir, Mr Fielding, es wäre kein Problem, meine Kutsche anspannen zu lassen. Sie könnten Ihr Pferd am Heck festbinden.«

»Wir sind in Mayfair, Marianne, nicht in einem Dorf auf dem

Lande«, mahnte Adam.

»Vielleicht wäre es am besten, wenn ich …«, versuchte Isobel es noch einmal.

»Ich fürchte, du hinderst Fielding an seinem gewohnten nachmittäglichen Zeitvertreib, Marianne«, sagte Phineas. »Um diese Tageszeit reiten begehrenswerte heiratsfähige junge Damen durch den Hyde Park, nicht wahr, Gil? Willst du das schöne Wetter nicht nutzen und nach einer reichen Braut Ausschau halten? Kannst du es dir leisten, eine solche Gelegenheit zu verpassen?«

»Phineas!«, rief Marianne

entrüstet. Wie konnte er es wagen, ihren Gast dermaßen zu beleidigen? »Bist du nicht selbst auf Brautschau? Wie ich höre, reitet Lady Amelia jeden Nachmittag aus.«

»Und wer soll Isobel heimbringen?«, fragte er gedehnt.

Nun hatte Isobel endgültig genug von Blackwoods unbegreiflichem Verhalten. Wenn er ihr grollte, musste er seinen Zorn nicht an Mr Fielding auslassen. Von der infamen Kränkung erschüttert, war der arme Mann feuerrot geworden.

»Sorgen Sie sich nicht, Lord Blackwood, ich kann allein nach

Hause fahren«, fauchte sie. »Hoffentlich werden Sie sich im Park anständig benehmen. Ihr fragwürdiger Leumund könnte Ihre potenzielle Braut in die Flucht schlagen, falls Sie das mit Ihren beleidigenden Manieren nicht schaffen.«

Herausfordernd starrte sie ihn an und erwartete, er würde wegschauen. Doch er hielt ihrem Blick stand.

Nach einer langen Pause räusperte sich Gilbert. Klirrend stellte Marianne ihre Teetasse ab.

Isobel senkte zerknirscht den Kopf. O Gott, warum hatte sie sich von

Blackwood aus der Fassung bringen lassen? Um eine halbwegs gelassene Miene bemüht, versuchte sie ihre Nerven – und ihre ungestüme Leidenschaft – zu zügeln. Doch das Herz schlug ihr immer noch bis in den Hals.

Schließlich entschied Marianne: »Mr Fielding sollte sich um Isobel kümmern, da er zuerst da war.«

»Wohl kaum«, murmelte Phineas und schaute Isobel an. Was er meinte, wusste sie ganz genau.

»Im Grunde ist das Problem ganz einfach zu lösen, Gentlemen«, erklärte Adam. »Deshalb muss es nicht zu einem Duell kommen.

Vielleicht sollten wir Phineas gestatten, Isobel nach Hause zu fahren, Mr Fielding. Wenn er sich an der Seite einer respektablen Witwe zeigt, würde es seinen Ruf zweifellos verbessern und möglicherweise auch seine Manieren.«

Verwirrt wandte Gilbert sich zu Isobel und schien zu fragen, was das ganze Hin und Her bedeuten sollte. Doch sie verstand es selber nicht. Freundlich lächelte sie ihn an, wenn auch nur, um Blackwood zu irritieren.

»Wann immer Sie es wünschen, Countess Ashdown – ich bin bereit

aufzubrechen«, verkündete Blackwood frostig, stand auf und verhöhnte sie mit einer übertriebenen Verbeugung.

»Lass sie doch wenigstens ihren Tee austrinken, Phin!«, zischte Marianne. »Außerdem muss sie Lady Honoria eine Nachricht schicken. Und vielleicht möchtest du den Wintergarten besuchen, Isobel. Ich lasse einen Korb bringen, und du pflückst ein paar Kirschen für Robins Tee.« Nachdem sie nach dem Butler geläutet hatte, bestellte sie eine Feder, Tinte, Papier und einen Korb. »Möchten Sie sich anschließen, wenn wir den

Wintergarten besichtigen, Mr Fielding?«, fragte sie und kehrte ihrem Bruder demonstrativ den Rücken.

»Eh – nein, danke, Lady Marianne – nun muss ich wirklich gehen.« Höflich reichte er Isobel die Hand und beugte sich darüber. »Ich freue mich auf ein Wiedersehen, Countess. Dann könnten wir uns über unsere gemeinsamen Erinnerungen an Kent unterhalten.«

»Mit dem größten Vergnügen.« Während sie knickste, streiften seine Lippen eher unpersönlich ihre Fingerknöchel.

Besitzergreifend riss Phineas ihre

Hand aus Fieldings Griff. Sofort beschleunigten sich ihre Herzschläge – die Berührung war zu heiß, zu vertraut, zu verwirrend inmitten so vieler Beobachter.

»Soll ich Ihnen die Nachricht diktieren, die Sie an Lady Honoria schreiben werden, Countess Ashdown?«, erbot er sich. »Wenn Sie sich beeilen, können wir Gilbert durch den Park folgen. Vielleicht möchten Sie Ihrer Schwiegermutter und Ihrem Schwager mitteilen, Sie würden Mr Fielding zum Dinner mitbringen.«

Entgeistert hielt sie den Atem an. Was um alles in der Welt sollte das

heißen?

35

Phineas half Isobel in seine Kutsche und nahm ihr gegenüber Platz. Seit sie das Tageswohnzimmer der Westlakes verlassen hatten, gönnte sie ihm keinen einzigen Blick mehr. Aber wie ihre geröteten Wangen bekundeten, spürte sie seine Nähe intensiv genug.

Zur Hölle mit Marianne und ihren kupplerischen Machenschaften! Und da er gerade beim Fluchen war – zum Teufel mit Adam, der ihn dauernd drängte, die Countess Ashdown zu verführen! Zum Geier mit Gilbert Fielding und Isobel, die

sich von dem attraktiven, respektablen, mittellosen Narren umgarnen ließ!

Auch sich selber verwünschte er. Sie weckte Gefühle in ihm, von denen er früher voller Stolz behauptet hätte, sie niemals zu empfinden. Zum Beispiel war er noch nie im Leben eifersüchtig gewesen, falls ihn jetzt tatsächlich so etwas bewegte. Vielleicht ist es einfach nur Lust, dachte er. Als sie die Kirsche verspeist hatte, konnte er die erotische Spannung kaum ertragen. Das letzte Mal hatten sie sich eine solche Frucht im Dunkeln geteilt, nach einem berauschenden

Liebesakt. Beim Tee in ehrbarer Gesellschaft hatte es ihn maßlos erregt, Isobel beim Kirschenessen zu beobachten.

Am liebsten hätte er sie auf Mariannes Teetisch gezerrt und sein Verlangen gestillt.

Seine berühmte Selbstkontrolle existierte nicht mehr, in seinem Gehirn sammelten sich Nebelschwaden.

»Isobel …«, begann er. Endlich schaute sie ihn an. In ihren Augen schimmerte die gleiche Glut, die ihn erfüllte.

Erleichtert fing er sie auf, als sie sich atemlos in seine Arme warf,

und drückte sie an seine Brust. Ein heißer Kuss verschloss ihr den Mund.

Noch immer schmeckte sie nach Kirschen. Wie ein Verhungernder küsste er sie, er war unfähig und auch gar nicht bereit, ihr zu widerstehen. Ungeduldig zerrte sie an seinem Krawattentuch, das sein Kammerdiener fachmännisch verknotet hatte, und da entschwanden die letzten klaren Gedanken aus seinem Kopf.

Isobel stand in Flammen, ein Stöhnen, das sie lange unterdrückt hatte, brach sich Bahn, während er den dunklen Musselin über ihrem

Busen liebkoste. In diesem drängenden, kehligen Laut erkannte sie kaum ihre eigene Stimme wieder. Sie wünschte, sie dürfte hübsche, tief dekolletierte Kleider tragen. Dann würde sie Blackwoods Hände auf nackter Haut spüren. Welch ein lästiges Hindernis dieses hässliche Kleid war. Aber erfinderisch, wie er war, saugte er durch den Stoff hindurch an den Knospen ihrer Brüste und trieb sie zum Wahnsinn.

»O Blackwood!«, seufzte sie, als er sie hochhob und rittlings auf seine Hüften setzte. Mit bebenden Händen schob sie ihre Röcke aus

dem Weg und presste ihr weibliches Zentrum an seine Erektion. Der raue Hosenstoff und das Schaukeln der Kutsche steigerten den Reiz, bis Isobel es nicht länger ertrug und an den Knöpfen seiner Hose riss. Doch er berührte ihre Finger.

»Wenn du gestattest, meine Süße – am helllichten Tag will ich nicht mit offener Hose herumlaufen.« Mit einer Hand knöpfte er seine Hose auf, mit der anderen streichelte er ihre intimste Stelle entnervend langsam.

»O Blackwood!«, wimmerte sie wieder, diesmal flehend.

Eine zweite Einladung brauchte er

nicht. Kraftvoll drang er in sie ein, und sie nahm ihn tiefer in sich auf. Endlich war sie mit ihm verschmolzen.

Er küsste sie, saugte an ihren Lippen und ihrer Zunge. In den vereinten Atemzügen schmeckte sie Kirschsaft. Dann verlor sie sich in hemmungsloser Lust.

»Isobel!«, keuchte er. Tief in ihrem Schoß stillte er seine Begierde.

Sie klammerte sich an ihn, lehnte ihre Stirn an seine und küsste sein erhitztes Gesicht. An ihrer Brust spürte sie seine rasenden Herzschläge. Immer noch mit ihr verbunden, ließ er seine Finger

zwischen die beiden Körper wandern, stimulierte sie, und sie gab sich ihrem Entzücken hin. Er sah die Anspannung in ihren Halsmuskeln und auf den hochroten Wangen. Auf dem Höhepunkt ihrer Erfüllung schluchzte sie seinen Namen.

Ohne Maske und im Tageslicht erschien sie ihm schöner, als er es sich jemals vorgestellt hatte. Er hielt sie fest, genoss ihren warmen Atem an seiner Schläfe und streichelte ihr Haar, ihren Rücken, die seidigen Schenkel, wollte sie nicht loslassen. Viel zu früh bog der Wagen um eine Ecke und

verlangsamte das Tempo.

Phineas klopfte gegen das Dach. »Fahren Sie durch den Park!«, befahl er dem Kutscher. »Oder wir suchen einen Gasthof«, flüsterte er in Isobels Ohr.

Da richtete sie sich auf, nach wie vor mit ihm vereint, und blinzelte verwirrt, als würde sie erst jetzt merken, wo sie waren.

Maskuliner Triumph erfasste ihn. In seinen Armen hatte sie alles vergessen – ihren Stolz, ihre moralischen Prinzipien, insbesondere den verdammten Gilbert Fielding.

Mit feuerrotem Gesicht erhob sie

sich, und er ließ sie los. Sie sank auf den Sitz gegenüber und ordnete ihre Kleidung. Ehe sie ihre Röcke nach unten streifte, bot sie ihm den verlockenden Anblick weißer Schenkel. Ihr Hut war verrutscht, zerzaustes Haar umrahmte heiße Wangen unter dem schwarzen Strohhut. Die Lippen von Küssen geschwollen, die leuchtenden Augen weit geöffnet, sah sie genauso aus wie eine Frau, die in einer fahrenden Kutsche beglückt worden war. Bereitwillig würde er wetten, dass sie so etwas zum ersten Mal erlebt hatte.

»Ich kenne ein Gasthaus am

Stadtrand«, erklärte er. »Dort könnten wir den restlichen Nachmittag verbringen. Ich begehre dich noch einmal, Isobel, jeden bezaubernden Quadratzentimeter von dir. Nackt. In einem Bett.«

Unschlüssig biss sie auf ihre Lippen und schien in Versuchung zu geraten. Dann schloss sie für ein paar Sekunden die Augen, als könnte sie ihre Leidenschaft auf diese Weise leichter zügeln. »Nein, ich werde daheim erwartet. Und ich hatte nicht vor …«

»Wie erfreulich, dass du dich anders besonnen hast«, erwiderte er gedehnt.

»Ich meine, ich hatte nicht erwartet, dir heute zu begegnen.« Verlegen beobachtete sie, wie er seine Hose zuknöpfte. Sein Krawattentuch war ein chaotisches Durcheinander. Deshalb nahm er es ab und stopfte es in die Tasche seines Jacketts. »Das heißt, was hier geschah, hatte ich nicht geplant. Ich wollte mit Marianne und Mr Fielding Tee trinken und nicht …«

Allein schon der Klang dieses Namens bewog ihn, mit den Zähnen zu knirschen. »Und ich hatte nicht erwartet, dich an Gilberts Seite zu sehen«, fauchte er und verfluchte

sich selbst, weil er wie ein eifersüchtiger Narr die Fassung verlor.

Erstaunt starrte Isobel ihn an. Gestand sie ihm nicht das Recht zu, sich so aufzuführen? In diesem Moment erkannte er die schlichte Tatsache, dass Fielding zu einer respektablen Witwe viel besser passte als ein berüchtigter Wüstling. Und sie verdiente es, glücklich zu werden.

Aber verdiente er das etwa nicht?

»Offenbar magst du Gilbert«, bemerkte er und bemühte sich trotz seines Zorns um einen ruhigen Ton. »Kanntet ihr euch schon in der

Kindheit?«

»Nein. Tatsächlich ist er sehr nett, und anscheinend haben wir viel gemein.«

Viel gemein? Was zum Henker sollte das bedeuten? Phineas suchte nach Gemeinsamkeiten, die ihn mit Isobel verbanden. Feuer und Leidenschaft. Ein Milchgesicht wie Gil würde zu einem Häuflein Asche zusammenfallen, wenn er mit ihrer Glut konfrontiert würde.

»Möchtest du Fielding zu deinem nächsten Liebhaber ernennen?«, fragte er unverblümt. Würde sie wenigstens einen Teil der schmerzlichen Enttäuschung spüren,

die in seiner Brust tobte? »War die Begegnung mit mir – und was vorhin geschah – deshalb nicht geplant?«

»Wofür hältst du mich?«, japste sie.

»Ich weiß ganz genau, was für eine Frau du bist, Isobel.« Um seine Worte zu bekräftigen, musterte er ostentativ ihre Lippen und ihren Busen.

»Nun, ich bezweifle, dass Mr Fielding der Typ Mann ist, der ein solches Angebot annehmen würde«, erwiderte sie mit gepresster Stimme und wich seinem Blick aus. An ihrem Hals kroch dunkle Röte

empor.

Er wünschte, sie würde ihn anschauen und nicht an diesen gottverdammten Gilbert Fielding denken. Aber er musste es wissen. »Offenbar glaubst du, er wäre der Typ Mann, der den Ehehafen anstrebt. Weißt du, dass er Geld heiraten will?«

Verwirrt runzelte sie die Stirn. »Ja, das hat man mir erzählt. Trotzdem glaube ich, er wäre ein sehr guter Ehemann.«

Wie ein krankhaftes Geschwür wuchs die Eifersucht in seinem Innern. »Heiliger Himmel, Isobel, hoffst du, er wird um dich

anhalten?«, brach es aus ihm hervor.

»Das hat er niemals auch nur angedeutet!«, protestierte sie.

»Sicher hat er dein Vermögen schon gerochen, also wird er dir bald einen Antrag machen.«

Entrüstet rang sie nach Luft. Eigentlich wollte er Fielding beleidigen, aber Isobel bezog die Bemerkung auf sich. »Wie kannst du es wagen? Und warum kümmerst du dich überhaupt darum? Du wirst Lady Amelia heiraten. Wie ich höre, schwimmt sie im Geld …«

»Wir reden von dir, Isobel«,

unterbrach er sie wütend. »Antworte! Willst du Fielding heiraten?« Mit einer verächtlichen Geste wies er auf ihr altmodisches, vom Liebesakt zerknülltes Kleid. Trotz ihrer derangierten Erscheinung richtete sie sich würdevoll auf. »Eigentlich dachte ich, du würdest immer noch um Robert Maitland trauern. Da du schon so lange Trauer trägst, musst du ihn sehr geliebt haben.« Auch er wollte so geliebt werden.

Plötzlich fand er das wichtiger als alles andere.

»Das geht dich nichts an, Blackwood!«, zischte sie.

»Oh, doch, Isobel. Wann immer wir uns sehen, begehren wir einander und genießen unsere süße Lust. Du hast dich als meine Geliebte angeboten. Falls du heiraten möchtest, solltest du zumindest eine gewisse Rücksicht nehmen und mir das mitteilen. Wenn mich ein Ehebruch auch nicht stören würde …«

In heller Wut schrie sie auf, neigte sich vor und schlug ihm mitten ins Gesicht. Eine damenhafte Ohrfeige war das wohl kaum. Phineas Unterlippe platzte, als sie gegen seine Zähne geschmettert wurde, und metallischer Blutgeschmack

füllte seinen Mund.

Nun presste Isobel eine Hand auf ihre eigenen Lippen. In ihren Augen las er immer noch Zorn und verletzten Stolz. »Befiehl deinem Kutscher, das Gespann zu zügeln. Ich möchte aussteigen.«

»Nein, ich lasse dich nicht mehr davonlaufen. Verdammt, Isobel, seit ich dich kenne, träume ich von dir. Keine andere Frau habe ich inzwischen angerührt – keine andere begehrt. Wenn du heiraten willst – dann heirate mich!«

»Was?«, flüsterte sie erschrocken.

Schmerzhaft hämmerte sein Herz gegen die Rippen. Eine Zeit lang

verschlug es ihm die Sprache. Er hatte nicht beabsichtigt, um Isobels Hand zu bitten. Doch er wusste sofort, dass es richtig war, dass er es wünschte. »Heirate mich, Isobel, du sollst meine Frau werden.«

Mühsam schluckte sie, in ihren Augen glänzten Tränen, und er erwartete, sie würden über ihre Wangen fließen, bevor sie in seine Arme sank und ihm das Jawort gab.

»Nein.«

Es war nur ein Flüstern. Zunächst glaubte Phineas, er hätte sich verhört.

Doch dann schien sich sein Herz in Blei zu verwandeln.

Zitternd wischte sie ihre Tränen weg. »Ich kann dich nicht heiraten! Nicht einmal im selben Raum wie du dürfte ich mich aufhalten. Schon gar nicht in dieser Kutsche. Dafür wäre der Preis zu hoch.«

»Das verstehe ich nicht, Isobel. Ich dachte, du wüsstest, dass ich nicht der Mann bin, als der ich erscheine.«

»Das verstehst du nicht, Blackwood! Ich bin es, die nicht so ist, wie sie erscheint.«

Was zum Teufel sollte das bedeuten?

Sie fasste nach dem Griff der Wagentür. Jetzt flossen ihre Tränen

ungehindert über ihr Gesicht. Verstört schaute er sie an. »Warte, Isobel! Sicher verdiene ich eine Erklärung.« Er wollte ihre Hand umklammern und sie zurückhalten, wollte sie zwingen, seinen Blick zu erwidern. Doch sie wehrte ihn ab. Immer hektischer versuchte sie, die Tür zu öffnen.

Er verstand sie tatsächlich nicht. Auf seine Menschenkenntnis war er immer stolz gewesen, stets wusste er, was andere Leute dachten, fühlten oder vorhatten. Und nun hatte er keine Ahnung, warum Isobel seinen Heiratsantrag ablehnte.

»Bitte, lass mich gehen, Blackwood!«, flehte sie, als die Tür aufschwang. Er fand kaum Zeit, gegen das Wagendach zu klopfen und dem Kutscher Einhalt zu gebieten, bevor sie taumelnd hinaussprang und zwischen den Passanten verschwand. Stöhnend presste Phineas die Fingerknöchel auf seine gesprungene Lippe. Doch der Schmerz, den Isobels Abschiedssouvenir hinterließ, war nicht am schlimmsten.

Jane Kirk trat aus dem Laden einer Putzmacherin – gerade rechtzeitig, um den wilden Fluch eines Gentleman zu hören. Mit einiger

Mühe zügelte er sein Pferd, weil eine verrückte Frau mitten auf der Straße aus einer Kutsche sprang. Ohne den Zorn des Reiters zu bemerken, rannte sie schluchzend davon.

Beinahe ließ Jane ihre Einkaufspäckchen fallen, als sie Isobel erkannte. Verwundert sah sie sich um. Woher war die Countess so plötzlich aufgetaucht, noch dazu in diesem Zustand?

Dann verengten sich Janes Augen. Der Marquess of Blackwood neigte sich aus der offenen Wagentür und starrte der Witwe nach.

Jane grinste zufrieden. Hastig

überprüfte sie, ob Lord Philips letzter Brief immer noch im Oberteil ihres Kleides steckte. Den durfte sie nicht verlieren, Honoria wartete darauf. Beruhigend knisterte das Papier unter ihren Fingern. In aller Eile machte sie sich auf den Heimweg. Sie konnte es kaum erwarten, die Nachricht abzuliefern. Außerdem konnte sie ihrer Herrin eine hochinteressante Geschichte erzählen.

Isobel und der Marquess of Blackwood. Nicht zu fassen …

Das änderte alles.

Blackwood hatte ihr einen Heiratsantrag gemacht!

Auf dem langen Heimweg hallten diese Worte unentwegt in Isobels Kopf wider.

Sie liebte ihn.

Und sie hasste ihn.

Für ein paar Minuten war sie in Versuchung geraten, seinen Antrag anzunehmen, ihn zu heiraten, der Gefangenschaft in Maitland House ohne Rücksicht auf die Konsequenzen zu entfliehen.

Genau das hatte ihre Mutter getan. War Charlotte mit ihrem Entschluss

glücklich geworden? Hatte sie den italienischen Musiker über alles geliebt und deshalb ihr Kind ohne Schmerz und Reue verlassen? Unter dem Verlust der Mutter litt Isobel immer noch.

Allein schon der Gedanke, auf Robin zu verzichten, tat ihr in tiefster Seele weh. Nein, niemals würde sie ihren Sohn im Stich lassen, obwohl die Schwiegermutter ihr das Leben zur Hölle machte, obwohl sie Blackwood liebte …

Er hatte ihr einen Heiratsantrag gemacht!

Zum Teufel mit ihm!

Danach hatte er eine Erklärung

verlangt, er wollte wissen, warum sie ihn abwies. War ihre Liebe zu ihm so offensichtlich? War das der Grund, warum ihm ein einfaches Nein nicht genügte? Sie hatte versucht, ihre Gefühle zu verhehlen. Aber sie liebte ihn, seit sie ihn zum ersten Mal gesehen hatte.

Wie sollte sie ihm klarmachen, dass ihr toter Ehemann ihr Leben aus dem Grab heraus immer noch beherrschte? Dass sie infolge seines Testaments niemals frei sein würde? Sie war Honorias Sklavin. Um Robins willen ertrug sie dieses Schicksal. Phineas durfte sie nicht zu einer Entscheidung zwischen

ihrer Liebe zu ihm und ihrem Kind auffordern. Brennender Schmerz raubte ihr den Atem. Niemals würde sie sich von ihrem Sohn trennen.

Als sie die Eingangsstufen des Maitland House hinaufstieg, wusste sie, was zu tun war. Sie musste Mittel und Wege finden, um London zu verlassen. Wenn sie in Blackwoods betörender, lockender Nähe blieb, wäre ihre Widerstandskraft immer wieder bedroht, und sie würde dem Beispiel ihrer Mutter folgen. Isobel die Hure. Während Robin aufwuchs, würde er sie hassen lernen.

Alles wollte sie Honoria

versprechen und sie notfalls sogar auf Knien anflehen, sie möge ihr erlauben, Robin nach Ashdown Park, Waterfield Abbey oder sonst wohin zu bringen. Wenn das Kind aus dem Blickfeld und der Reichweite seines Onkels Charles verschwand, würde er vielleicht vergessen, dass es existierte. Fern von London könnte sie ihren Sohn schützen und die Erinnerung an Blackwood auslöschen.

Niemals wird mir das gelingen, wisperte ihr Herz.

Finch öffnete ihr die Haustür, und sie reichte ihm ihren Hut und die Handschuhe. Dann trat sie vor den

Spiegel in der Halle. Ihre Wangen waren tränenüberströmt, die Lider geschwollen, die Röcke vom wilden Liebesakt in Blackwoods Kutsche zerknittert.

Noch immer prickelte ihr Körper.

Sie musste nach oben gehen, sich umziehen und ihre Fassung zurückgewinnen, bevor sie der Schwiegermutter ihre Bitte vortrug.

Als sie zur Bibliothek kam, sah sie die angelehnte Tür und hörte Stimmen. Würde es ihr gelingen, unbemerkt davonzuschleichen? Wenn sie ertappt wurde, musste sie ihre derangierte äußere Erscheinung erklären. Und sie war

zu müde, um eine glaubhafte Lüge zu erfinden.

Vorsichtig näherte sie sich der Tür, spähte durch den schmalen Spalt und sah den breiten Rücken der Hausherrin. An diesem Tag trug Honoria ein grelles Grün, sie zog gerade ihre Handschuhe an. Offenbar wollte sie ausgehen.

»Ist der neue Verwalter schon in Waterfield eingetroffen?«, fragte sie ihren Sohn, der hinter dem Schreibtisch saß.

»Ja, er ist einer von Renshaws Männern.«

Isobel erschauerte. Wie festgewurzelt stand sie da und

lauschte.

»Hoffentlich ist alles vorbereitet. Im Moment können wir uns keinen Fehler erlauben, Charles.«

Nachdem er kurz gezögert hatte, entgegnete er: »Ein paar Kleinigkeiten müssen wir noch erledigen.«

Seufzend bekundete sie ihr Missfallen.

»Sei vernünftig, Mutter!«, mahnte er ärgerlich. »Wie sollte ich ahnen, welche Schwierigkeiten Hart machen oder dass der Gastwirt mehr Geld verlangen würde? Auch Renshaw stellt endlose Forderungen.«

»Bestätige mir einfach, dass du die Situation in Waterfield geregelt hast«, zischte sie.

»Ich habe genau das unternommen, was du vorgeschlagen hattest. Die Leute wissen nur, dass ich nach Harts Abreise einen neuen Verwalter eingestellt habe. Zudem streute ich einige Gerüchte über eine beklagenswerte Misswirtschaft, damit der Eindruck entstand, Hart wäre wegen seiner schlechten Leistung gefeuert worden.«

Um einen Schreckensschrei zu unterdrücken, presste Isobel eine Hand auf den Mund. Sie hatte ihren

Schwager gebeten, Jonathan Hart nicht zu entlassen. Unglücklich schloss sie die Lider. Hätte sie ihr Gespräch mit dem armen Mann bloß nicht erwähnt … Wohin war er gegangen? Hatte er eine Familie?

»Hegt irgendwer den Verdacht, er könnte tot sein?«, fragte Honoria.

»Tot?«, hauchte Isobel und riss die Augen auf. Was für ein düsteres, hässliches Wort … Schmerzhaft krampfte sich ihr Herz zusammen.

Charles lachte. »Wahrscheinlich nur die Fische, die ihn fraßen.«

Kaltes Entsetzen verengte Isobels Kehle und schnürte ihr die Luft ab. Sicher hatte sie sich verhört,

Charles konnte Mr Hart doch nicht umgebracht haben …

Doch, das hatte er zweifellos getan.

Ihr Magen drehte sich um, panische Gedanken flogen zum zweiten Stock hinauf ins Zimmer ihres Sohnes.

Immer wieder sterben Kinder.

Sie raffte ihre Röcke und stürmte von panischer Furcht getrieben die Treppe hinauf. So schnell wie möglich musste sie Robin wegbringen – weit weg von diesen Monstren. Irgendwohin, wo sie ihm nichts zuleide tun konnten.

Immer wieder sterben Kinder.

Auch erwachsene Menschen wie Jonathan Hart.

Eine halbe Stunde später umklammerte sie Robins Hand und führte ihn die Treppe hinab. »Jetzt werden wir ein Abenteuer erleben, Robbie«, wisperte sie. »Aber du musst ganz still sein und dich beeilen.«

»Wird Jamie dabei sein?«, fragte er und strich über das polierte Geländer. »Gehen wir auf ein Schiff von seinem Papa?«

»Das weiß ich noch nicht, Liebling.« Sie wünschte, er würde die Stufen schneller hinabsteigen. Doch sie wollte ihm keine Angst

einjagen.

»Lord Westlake hat mir Geschichten über das Meer erzählt. Werden wir es sehen?«

»Ah, Isobel!« Wie ein Messer durchschnitt Charles' scharfe Stimme ihre überreizten Nerven. Er stand am Fuß der Treppe. An seiner Seite wartete Jane Kirk, die grausige Imitation eines Lächelns auf den dünnen Lippen.

Isobels Herz schlug bis in den Hals.

»Wohin gehst du?« Charles kniff seine Schweinsaugen zusammen.

Warnend drückte sie Robins Hand und hoffte, er würde schweigen. »In

den Park.«

»So kurz vor dem Tee?«, fragte ihr Schwager.

»Wie schrecklich Ihr Kleid aussieht, Countess!«, tadelte Jane. »Was haben Sie denn heute gemacht?« Spöttisch hob sie die Brauen, als wüsste sie Bescheid.

Auch Charles musterte Isobel missbilligend. »Wenn Mutter nach Hause kommt, will sie dich sehen. Geh hinauf und warte.«

Beinahe schwindelte ihr, hektische Gedanken schwirrten durcheinander. »Kehren wir um, Robin.« Offenbar musste sie andere Mittel und Wege finden.

»Nein, ich will sein Latein abfragen«, sagte Charles. »Komm zur mir, Junge.«

Verschüchtert schmiegte sich das Kind an seine Mutter.

»Sofort!«, donnerte Charles

Aber Robin rührte sich nicht. Verzweifelt drückte Isobel ihn an sich. Charles nickte Jane zu, und sie ging zur Treppe. Wie ein Trauermarsch hallten ihre Schritte durch das Haus.

Unsanft ergriff sie die freie Hand des kleinen Jungen und zerrte ihn von seiner Mutter weg. Isobel ließ ihn los. Ihr blieb nichts anderes übrig, denn er sollte auf keinen Fall

erschrecken oder verletzt werden.

Jane zog ihn zu seinem Onkel. Dann warf sie der Countess einen siegessicheren Blick zu. Isobels Blut drohte zu gefrieren.

Immer wieder sterben Kinder.

37

»Mylord, Lady Marianne wartet in Ihrem Arbeitszimmer«, teilte Burridge seinem Herrn mit, nachdem er ihn geweckt hatte.

»Wahrscheinlich will sie Carrington sehen«, murmelte Phineas, schloss wieder seine Lider und schützte sich vor den stechenden Lichtstrahlen, weil sie seine schmerzenden Augäpfel zu durchbohren drohten. Bis zum Morgengrauen hatte er sich im Hafenviertel herumgetrieben, auf der Suche nach einem Schiff mit einer ungewöhnlichen Ladung, die in den nächsten Tagen zum Bosun’s

Belle befördert werden sollte.

Wenn man Informationen erhalten wollte, gab es keine bessere Methode, als mit einem Seemann zu trinken. Normalerweise konnte man dabei auch eine Frau vergessen. Aber in seinem gequälten Gehirn entstanden unentwegt Visionen von Isobel – wie sie rittlings auf seinem Schoß saß, den Kopf im Bann heißer Leidenschaft zurückgeworfen.

Er zog das Kissen über sein Gesicht. Aber sein Kammerdiener rüttelte erneut an seiner Schulter.

»Wenn Sie wissen, was Ihnen guttut, verschwinden Sie,

Burridge.«

»Ihre Ladyschaft bat mich, Seine Gnaden nicht von ihrem Besuch in Kenntnis zu setzen, Mylord. Nur mit Ihnen möchte sie sprechen. Und sie erklärte, wenn ich Sie nicht sofort wecke, würde sie nach oben eilen und das selber erledigen. Das traue ich ihr durchaus zu – eine formidable Lady.«

Was das betraf, fiel dem Marquess eine weniger schmeichelhafte Beschreibung seiner Schwester ein. Er warf das Kissen beiseite und zuckte im grellen Morgenlicht zusammen. »Dann verhelfen Sie mir zu einer präsentablen Erscheinung,

damit ich Hof halten kann.«

Eine Dreiviertelstunde später sah er Marianne in seinem Arbeitszimmer umherwandern. Nach einem leeren Glas zu schließen, hatte sie einen doppelten Whisky dem Angebot des Kammerdieners, Tee zu servieren, vorgezogen.

Demonstrativ inspizierte sie die Uhr auf dem Kaminsims, bevor sie sich zu ihrem Bruder wandte. »Seit fast einer Stunde warte ich schon, Phin. Nicht einmal wir Frauen brauchen so lange für unsere Morgentoilette.«

Mit einer ironischen Verbeugung verstärkte er seine Kopfschmerzen.

»Burridge bestand darauf, mich möglichst vorteilhaft zurechtzumachen.«

»Trotzdem siehst du grauenhaft aus. Also wirklich, du musst deinen lasterhaften Lebensstil endlich aufgeben.«

Diese Spitze ignorierte er. »Französischer Tee? Vielleicht ein Frühstück?«

»Kaffee«, entschied Marianne.

Er läutete und gab die Bestellung auf. Kraftlos sank er in die Polster des nächstbesten Sofas, und seine Schwester nahm ihm gegenüber Platz. »Nun, was führt dich bei Tagesanbruch zu mir?«, fragte er,

obwohl es fast zehn Uhr war.

Triumphierend warf sie ein Paar Handschuhe auf den Tisch und starrte ihn wie eine Gouvernante an, die ein ungebärdiges Kind tadelte.

Es waren Damenhandschuhe aus schwarzem Satin, ellbogenlang, sehr schlicht. Würde er sie ergreifen und daran riechen, könnte er einen schwachen Hauch eines ganz besonderen Parfüms einatmen.

Ein Gespräch über Moral wollte er mit Marianne nicht führen. Nicht jetzt. Er zwang sich zu einem schurkischen Grinsen. »Haben diese Handschuhe etwas mit mir zu tun?

Niemals verrate ich die Geheimnisse einer Dame.«

Sie hob die Brauen. »Seltsamerweise sind das Isobels Handschuhe. Tante Augusta fand sie im Porträtzimmer und gab sie mir, falls ich wüsste, wem sie gehören. Schon an jenem Abend fragte ich mich, warum meine Freundin mit dir da oben war. Sie hatte den Salon für ziemlich lange Zeit verlassen. Und du auch. Darüber dachte ich gründlich nach – insbesondere, nachdem ich euch beide gestern beim Tee beobachten konnte.«

»Hast du jemals die Karriere einer

Detektivin erwogen?«

Ärgerlich runzelte sie die Stirn. »Bitte, Phin, ich kam hierher, um ein ernsthaftes Gespräch mit dir zu führen. Und ich werde nicht gehen, ehe du dich dazu bereitgefunden hast. Isobel und du …«

»Da ziehst du völlig falsche Schlüsse«, unterbrach er sie tonlos.

»Tatsächlich? Ihre Handschuhe lagen im Alkoven hinter dem Vorhang. Was um alles in der Welt sollte Isobel dort machen?«

Mich küssen und umarmen und sich vor Dingen ängstigen, die ich nicht ganz verstehe …

»Vielleicht suchte sie eine

Toilette«, erwiderte er und hoffte Marianne zu schockieren und damit von der heißen Spur abzulenken. Aber wie ihr durchdringender Blick verriet, würde ihm das mit flapsigen Antworten nicht gelingen. Er seufzte tief auf. »Hast du mit Isobel darüber gesprochen?«

Nun senkte seine normalerweise unverschämte Schwester die Wimpern und errötete sogar.

Phineas stöhnte erschrocken. »O Gott, Marianne, was hast du getan?«

Sofort kehrte ihre Kühnheit zurück. »Was – ich? Du hast mich zum Narren gehalten und mich dir

vorschlagen lassen, du solltest eine Affäre zwischen Isobel und Gilbert Fielding arrangieren. Wie peinlich! Natürlich habe ich nicht mit ihr geredet. Ich habe mich schon genug blamiert! Besten Dank! Das ist ja der Grund, warum ich mit dir sprechen muss.«

In seinem Gehirn hallte der Name Fielding schmerzhaft wider. »Falls es dich tröstet – ich finde, Gil wäre genau der Richtige für Lady Isobel, ein guter, anständiger Mann.«

»Sei nicht albern, Phin! Er liebt Miranda. Unglücklicherweise. Und Isobel … Nun, ich habe gesehen, wie sie dich anschaut. So wie ich

damals Adam, als ich dachte, ich könnte ihn nicht kriegen, und noch mit Edmond verlobt war.«

Und er hatte geglaubt, er wäre diskret gewesen. Wie Isobel. Jetzt erinnerte er sich nur zu deutlich an die brennende Leidenschaft zwischen Marianne und Adam, die damals jeder bemerkt hatte.

Unbehaglich wich er ihrem Blick a u s . »Dabei wird nichts herauskommen. Gilbert muss Geld heiraten. Und da Carrington ihn niemals mit Miranda vermählen wird, ist Isobel seine zweitbeste Wahl. Sicher wird er ein angenehmer Ehemann sein.«

»Dafür, dass du der berühmteste Londoner Liebhaber bist, weißt du verdammt wenig über die Liebe!«, rief Marianne verächtlich. »Keine Frau will die zweitbeste Wahl eines Mannes sein. Und keine wünscht sich einen angenehmen Ehemann.«

»Jedenfalls ist Isobel genau das, was er braucht«, beharrte er. »Und wahrscheinlich ist er das, was sie braucht.«

»Du Narr! Dich braucht sie!«

»Sie ist anderer Ansicht, Marianne. Würdest du es dabei bewenden lassen?«

Nach zahlreichen Bechern Ale oder Rum oder vermutlich beidem lag

Isobels Ablehnung seines Heiratsantrags immer noch bleischwer auf seiner Seele. Inständig wünschte er, Marianne würde verschwinden, ebenso wie alle anderen herzlosen Frauen.

»Anderer Ansicht? Was heißt das? Wie weit hast du's schon getrieben, Phineas? Seid ihr ein Liebespaar?«

Darauf wagte er nicht zu antworten. Aber irgendetwas musste er ihr erzählen, sonst würde sie ihn den ganzen Tag belästigen.

»Ich bat sie um ihre Hand, und sie wies mich ab.« Zweifellos würde dieses Geständnis Isobels Ruf weniger beschädigen als

Geschichten über gestohlene Kirschen, Masken und heimliche Schäferstündchen in dunklen Ecken.

Entsetzt sprang Marianne auf. »O nein, Phin! Wieso um alles in der Welt hast du so eine Dummheit gemacht? Du kennst Isobel kaum! Offensichtlich interessiert sie dich gar nicht. Dieser Antrag war grausam. Kein Wunder, dass sie Nein gesagt hat. Außerdem will sie gar nicht mehr heiraten. Dafür hat sie gute Gründe.«

Und die waren so einfach wie ihre schlichte Trauerkleidung. »Ja, sie hat Maitland geliebt«, murmelte er, immer noch verblüfft, dass dieser

Mann eine so starke Leidenschaft erregen konnte. »Übrigens war mein Angebot ehrlich gemeint.«

Diese letzten Worte ignorierte sie. »Maitland? Geliebt? Großer Gott, ganz im Gegenteil! Es war eine sehr unglückliche Ehe. Deshalb weigert sie sich, diese Qual zu wiederholen.«

Entgeistert runzelte er die Stirn, und Marianne seufzte mitfühlend.

»Wolltest du sie tatsächlich heiraten? Armer Phin, du bist wohl kaum ihr Typ.« Sie schenkte ihm Kaffee ein und setzte sich an seine Seite. »Hier, trink das, du siehst so aus, als würdest du eine Stärkung

brauchen.«

Prompt rebellierte sein Magen.

»Jetzt erzähl mir, warum du ihr einen Heiratsantrag gemacht hast, Phin.«

Er stellte die unberührte Tasse auf den Tisch. »Weil Carrington sich eine Schwiegertochter wünscht, und Isobel würde den Zweck genauso gut erfüllen wie jede andere«, behauptete er und hoffte, Marianne würde glauben, er wollte den Duke nur mit der Wahl einer unpassenden Braut ärgern. Dann würde seine Schwester das Thema vielleicht fallen lassen. Aber etwas, das sie gesagt hatte, verwirrte ihn.

»Wenn sie Maitland nicht geliebt hat, warum trägt sie dann endlos lange Trauer?«

Marianne schüttelte den Kopf. »Keine Ahnung. Vielleicht, um Bewerber abzuschrecken, die sie nur wegen ihres Vermögens hofieren. Oder sie glaubt, Honoria und Charles würden diese grässlichen Kleider von ihr erwarten. Falls das zutrifft, finde ich Isobels Loyalität deplatziert. Keiner von den beiden trauert noch. Offen gestanden, Phin, ich glaube, in diesem Haushalt ist einiges nicht so, wie es sein sollte.«

Genau das nahm er auch an. Aber

es gab verdammt wenig, was er Marianne erzählen konnte.

»So unglücklich ist die arme Isobel«, seufzte sie. »Jetzt weiß ich endlich, warum. Deinetwegen.«

»Was?« In seinen Armen wirkte Isobel keineswegs unglücklich. Doch er erinnerte sich an ihre Angst um das Leben ihres Sohnes, an die Verzweiflung in ihren Augen, als sie nach seinem ungeschickten Heiratsantrag aus dem Wagen gesprungen war. Zu seiner Erleichterung wartete Marianne nicht auf eine Erklärung.

»Ja, deinetwegen. Du hast zum falschen Zeitpunkt um ihre Hand

gebeten. Einen Ehemann benötigt sie nicht. Zumindest jetzt noch nicht. Umso dringender braucht sie einen Liebhaber.« Gebieterisch hob sie eine Hand, um ihn an einem Protest zu hindern. »Gewiss, ich habe Gilbert Fielding für diese Position vorgeschlagen. Aber das war, bevor ich erkannte, was du für Isobel empfindest. Nun, vielleicht kannst du sie verführen.«

War sie von Adam auf diese Idee gebracht worden? »Hast du dir eigentlich schon mal überlegt, dass dich das alles nichts angeht, Marianne?«

»Und ob es mich was angeht!

Isobel ist meine Freundin, du bist mein Bruder. Wie ich einigen Gerüchten zufolge vermute, beherrschst du die Kunst, Damen zu verführen, geradezu meisterhaft. Natürlich weiß ich nicht, ob all diese Klatschgeschichten stimmen. Aber wo Rauch ist, ist auch Feuer.« Mit einem lebhaften Glitzern in den Augen starrte sie ihn an. »Nicht alle Gerüchte sind wahr, oder?«

Fühlten sich die Leute so, wenn er sie in die Enge trieb und bedrängte, bis ihnen gar nichts anderes mehr übrig blieb, als die Wahrheit zu erzählen? Verdammt unangenehm. Hartnäckig schwieg er.

»Schon gut, das spielt auch keine Rolle«, fügte sie hinzu. »Was viel wichtiger ist, ist Isobels Vergangenheit. Wir sollten herausfinden, was Robert Maitland seiner Gemahlin antat. Nur drei Jahre lang waren sie verheiratet, bis er an einer Fieberkrankheit starb.«

Ruckartig hob Phineas den Kopf. »Wie bitte?«

»Pass doch auf!« Ungeduldig verdrehte sie die Augen. »Sie waren nur drei Jahre verheiratet.«

»Und sie glaubt, er wäre am Fieber gestorben? Bist du auch davon überzeugt?«

»Was ist denn los mit dir? Das hat Isobel mir mitgeteilt. Warum sollte ich das nicht glauben?«

Weil es nicht den Tatsachen entsprach. Robert Maitland war am Strand bei Waterfield von Schmugglern erschossen worden. Ob er auf deren Seite gestanden oder keine Schuld an ihren Verbrechen getragen hatte, gab Anlass zu Spekulationen. War das Isobels Geheimnis?

»Es geschah ganz plötzlich«, fuhr Marianne fort. »Damals hielt er sich nicht in London auf, er wurde in der Familienkrypta von Ashdown Park begraben.«

O nein, Robert Maitland lag unter einer schlichten Steinplatte auf dem Friedhof von Waterfield. Das hatte Phineas dem dicken Dossier über den Mann entnommen, das Adam besaß.

»Wenn wir wüssten, warum er Isobel so unglücklich machte, könntest du ihr helfen, oder?« Verschwörerisch neigte Marianne sich zu ihm.

War die maßgebliche Frage etwas, das Isobel ihrem Mann angetan hatte? War das dieses Geheimnis, das sie so entschlossen hütete? In seinen Adern brannte das Blut, sein Kopf schmerzte.

Das verstehst du nicht, Blackwood! Ich bin es, die nicht so ist, wie sie erscheint.

Beklemmender Argwohn stieg in ihm auf und verengte seine Brust. In seinem verkaterten Gehirn lachte die ominöse Lady M., die er suchte, obwohl er sie nicht einmal kannte. Hatte Isobel etwas mit ihr zu tun?

38

»Lady Honoria möchte Sie jetzt sprechen«, verkündete Jane Kirk am nächsten Morgen, nachdem sie Isobels Zimmertür aufgerissen hatte.

Die ganze Nacht war Isobel umhergewandert, vollständig bekleidet und bereit, den Befehlen ihrer Schwiegermutter zu gehorchen. Wie eine verurteilte Gefangene hatte sie gewartet, bis sie zu Honoria beordert wurde.

Jane lächelte salbungsvoll. Bei diesem Anblick biss Isobel die Zähne zusammen. Die

Gesellschafterin genoss es immer, sie in Schwierigkeiten zu sehen. Aber diesmal wirkte sie besonders selbstgefällig.

»Wie ich sehe, haben Sie sich umgezogen, Countess – nicht, dass es Ihnen helfen würde«, bemerkte Jane frostig, während sie dem Flur folgten. Dann neigte sie sich zu Isobel. »Sie weiß Bescheid.«

Obwohl Isobels Herz sekundenlang stehen blieb, ging sie weiter und erweckte den Anschein innerer Gelassenheit, die sie keineswegs empfand. Was wusste Honoria? War ihr aufgefallen, dass die Schwiegertochter das Gespräch mit

Charles belauscht hatte? Oder dass sie Robin aus dem Haus schmuggeln wollte?

»Gestern sah ich Sie mit Blackwood, Countess. Auf der Bond Street sprangen Sie in einem völlig zerknitterten Kleid aus seiner Kutsche. Und Seine Lordschaft trug nicht einmal ein Krawattentuch. Daraus zog ich die einzig möglichen Schlüsse.«

Wie aus eigenem Antrieb hielten Isobels Füße inne.

»Also habe ich recht!«, jubilierte Jane. »Sie sind seine Hure! Natürlich teilte ich das Charles sofort mit. Und danach Honoria,

sobald sie heimkam. Sie mochten mir kaum glauben.«

Isobels Knie wurden weich, und sie musste sich gegen die Wand stützen. »Das haben Sie Honoria erzählt?«

»Selbstverständlich«, bestätigte Jane honigsüß. »Ich werde dem Allmächtigen danken, wenn er mich endlich von Ihrer hochnäsigen Gegenwart befreit!«

Fassungslos starrte Isobel die Spionin ihrer Schwiegermutter an und las unverhohlene Bosheit in den schmalen Augen. »Warum?«, würgte sie hervor.

Jane kräuselte verbittert die

Lippen. »Wissen Sie das wirklich nicht?« Herausfordernd reckte sie ihr Kinn empor. »Wahrscheinlich hat man sich nicht die Mühe gemacht, Sie auf gewisse Tatsachen hinzuweisen. Ich sollte Robert Maitland eigentlich heiraten. Alles war schon arrangiert. Die Maitlands waren verarmt, und mein Vater entstammte einer bürgerlichen Familie. Doch er besaß ein beträchtliches Vermögen und vererbte mir jeden einzelnen Penny. B e v o r Sie auf der Bildfläche erschienen, sollte ich die nächste Countess werden. Doch um Sie loszuwerden, wollte Ihr Vater eine

enorme Summe bezahlen. Deshalb heiratete Robert nicht mich, sondern Sie. Statt den Titel einer Countess zu tragen, durfte ich in diesem Haushalt die Position einer Gesellschafterin einnehmen, weil Charles ganz verrückt nach meinem Geld war.« Jetzt neigte sie sich etwas näher zu Isobel. »Nicht einmal er wollte mich heiraten. Und nun bleiben Sie mittellos auf der Strecke!«

Isobel schluckte. Aber der Kloß in ihrem Hals verschwand nicht. Niemals würde Jane erfahren, wie inständig sie, die verhasste Witwe, wünschte, es wäre anders

gekommen und Robert hätte die zuerst erwählte Braut geheiratet.

Bald würden sich Isobels schlimmste Ahnungen bewahrheiten, und das verdankte sie Janes Rachsucht. Für ein paar beglückende Momente in Blackwoods Armen hatte sie alles verspielt, was ihr lieb und teuer war.

Isobel die Hure.

Isobel die Närrin.

Jetzt war sie nicht mehr unsichtbar. Es gab keine harmlose Erklärung für das, was Jane beobachtet hatte.

Schmerzhaft zerrte die grausame

Frau an ihrem Arm. »Kommen Sie, die Herrschaften warten. Um nichts auf der Welt möchte ich diese Szene versäumen.«

»Rühren Sie mich nicht an!« Isobel riss sich los. Mit einem eisigen Blick ließ sie die Gesellschafterin ihre Verachtung spüren, den Unterschied zwischen ihren Positionen, der sich niemals ändern würde.

Jane senkte die Lider. »Wenn Sie trödeln, machen Sie alles noch schlimmer«, murmelte sie. »Honoria geduldet sich nicht gern.«

Betont langsam stieg Isobel die Treppe hinab. Bei jedem Schritt konzentrierte sie sich auf ihre

Würde, obwohl ihr Herz wie rasend hämmerte. O Gott, wie sollte sie ihren Sohn schützen?

Jane huschte an ihr vorbei, eilte den Korridor entlang und klopfte an die Tür des Salons, bevor sie eintrat. »Da ist sie, Lady Honoria!«, rief sie enthusiastisch.

Während einiger tiefer Atemzüge zwang sich Isobel zu einer kühlen Miene, fest entschlossen, weder Angst noch Schuldgefühle zu zeigen. Wenn ihre Beine auch zitterten, würde sie doch Haltung bewahren.

Charles bemühte sich nicht aufzustehen. Grinsend musterte er

sie von Kopf bis Fuß und trieb ihr das Blut in die Wangen. »Wer hätte das gedacht – Blackwood und du? Ich muss mich im White's Club erkundigen. Vielleicht hat er gewettet.«

Hinter ihr kicherte Jane.

»Nun dürfen Sie gehen, Miss Kirk«, informierte Honoria ihre Gesellschafterin.

»Aber ich dachte, wir …«, begann Jane.

Isobel wandte sich nicht zu ihr um. Stattdessen betrachtete sie das frostige Gesicht ihrer Schwiegermutter. Wenigstens blieb ihr Janes peinliche Gegenwart

erspart. Es dauerte eine Weile, bis sie die Tür klicken hörte.

Da man ihr keinen Platz anbot, blieb sie hoch aufgerichtet stehen und starrte die Wand an.

»Stimmt es, was Jane erzählt hat?«, fragte Honoria.

Jetzt könnte Isobel behaupten, die Frau würde sich irren, der Marquess habe sie nur vom Tee bei Marianne nach Hause gebracht. »Nun, ich …«, fing sie an und schloss den Mund. Sie war der Lügen und Täuschungsmanöver müde. Was hatte sie schon verbrochen? Auf Charles' und Honorias Seelen lasteten viel schwerere Sünden.

Doch sie musste an Robin denken. Beschuldigungen oder Geständnisse würden ihn in noch größere Gefahr bringen. Um den Hass in ihren Augen zu verbergen, senkte sie die Wimpern, die bebenden Hände schob sie zwischen die Falten ihres Rocks.

»Da du schweigst, vermute ich das Schlimmste«, bemerkte Honoria. »Du bist nun einmal die Tochter deiner Mutter.«

Gedemütigt wollte Isobel protestieren. Aber ihre Zunge klebte an den Zähnen. Sag etwas, leugne die Affäre, rette dich, drängte eine kummervolle innere Stimme.

Doch das ließ ihr Stolz nicht zu. Zudem bereute sie das Glück in Blackwoods Armen keine Sekunde lang. »Ich habe nichts Falsches getan.«

»Nichts Falsches?«, kreischte Honoria. »Nach Charlotte Frasers Maßstäben vielleicht nicht. Allerdings steht in Roberts Testament unmissverständlich, was wir von dir erwarten sollen. Unter diesem Dach darfst du nicht mehr wohnen, Isobel, auch nicht in London bleiben. Sonst würdest du einen Skandal verursachen und Schande über unsere Familie bringen.«

In Isobels Ohren rauschte das Blut. Sie wurde für schuldig befunden. Nun musste sie nur noch auf die Strafe warten.

Wurden gefallene Frauen immer noch ins Kloster geschickt? Stocksteif stand sie da.

»Wir haben beschlossen, dich wieder zu verheiraten«, erklärte ihre Schwiegermutter.

»Was?«, hauchte Isobel. Hatte Blackwood mit Charles gesprochen? Eine zaghafte Hoffnung stieg in ihr auf, wurde jedoch von Honorias strenger Miene sofort begraben.

»Wir haben ein unerwartetes Angebot aus dem Norden erhalten.«

»Aus dem allernördlichsten Norden …«, begann Charles kichernd.

Mit einem vernichtenden Blick brachte seine Mutter ihn zum Schweigen. »Heute Abend wirst du abreisen, Isobel.«

Einfach so? Isobel schwankte und ergriff die Lehne des nächstbesten Stuhls. »Wer … wer ist es?«, stammelte sie.

»Das spielt keine Rolle«, entgegnete Honoria. »In London kannst du nicht bleiben. Wenn du verschwunden bist, müssen wir den Leuten irgendeine Geschichte erzählen.«

Isobel schloss die Augen. Also war

sie zum Tod verurteilt worden. Wie Jonathan Hart. Eine Hochzeit war nicht geplant. Stattdessen würde sie verschwinden.

»Und Robin? Was geschieht mit meinem Sohn?« Ihr Blick schweifte von Honoria zu Charles. In keinem Gesicht las sie Mitleid oder Bedauern.

»Offensichtlich kann der Junge auch nicht in London bleiben«, erwiderte Honoria. »Ebenso wenig wie wir alle. Sonst würde uns der Skandal ruinieren.«

»Wolltest du mit dem Jungen nicht Urlaub am Meer machen, Isobel?«, warf Charles höhnisch ein.

»Halt den Mund!«, herrschte Honoria ihn an.

»Kommt's jetzt noch darauf an?«, verteidigte er sich. Aber dann versank er in mürrisches Schweigen.

»Waterfield?«, wisperte Isobel.

Wo Robert gestorben und Jonathan Hart umgebracht worden war … Die hässliche Röte auf Honorias Wangen bestätigte den Verdacht.

»Nein!«, stieß Isobel hervor. Heißer Zorn verdrängte die kalte Angst. Niemals würde sie Robins Ermordung zulassen.

Ihre Gedanken überschlugen sich.

Wie sollte sie ihren Sohn und sich selbst retten? Ihr Schwager musterte sie mit eisigen Augen, ihre Schwiegermutter verzog angeekelt die Lippen.

»Nein!«, wiederholte sie und ballte die Hände. »Ihr könnt Robin nichts antun. Daran werde ich euch hindern.«

Lachend stand Charles auf, schlenderte zu ihr und drehte ihr einen Arm schmerzhaft auf den Rücken. »Du wirst ausnahmsweise tun, was man dir sagt.«

Mit zusammengebissenen Zähnen bezwang sie den Schmerz und schrie nicht auf. Diese Genugtuung

gönnte sie ihm nicht.

Als er sie zur Tür zerrte, wehrte sie sich. »Ich will meinen Sohn sehen, Honoria!«, verlangte sie. Wenn sie ihn umarmte und in seine Augen schaute, würde ihr irgendetwas einfallen, ein Ausweg …

»Nein.« Honoria wandte ihren Kopf ab. »Für ein beeinflussbares Kind bist du keine passende Gesellschaft. Mach dich nicht noch lächerlicher, als du es ohnehin schon bist. Geh in dein Zimmer und bereite dich auf die Abreise vor. Ich habe deine Zofe bereits angewiesen, ein paar Sachen für dich zu packen. Solltest du dich widersetzen, schicke ich

Jane mit einem Schlafmittel zu dir. Deinem Sohn zuliebe wirst du uns gehorchen.«

Mit diesem letzten Hoffnungsschimmer versuchte sie, Isobel zu ködern – mit dem Versprechen, dem Kind würde nichts zustoßen, solange seine Mutter sich fügsam zeigte.

Doch auf diese Lüge fiel Isobel nicht mehr herein.

Verbissen bekämpfte sie Charles' harten Griff. Aber er verdrehte ihren Arm noch brutaler, bis ein Schmerzensschrei aus ihrer Kehle drang. Sie sank in sich zusammen, und die unerträgliche Tortur wurde

noch durch die Vorstellung verstärkt, was ihrem Kind drohte.

Honorias Augen funkelten voller Bosheit. »Also ist dein Stolz endlich gebrochen. Hättest du doch an die Konsequenzen gedacht, bevor du Blackwoods Hure wurdest …«

»Warum schreibst du dem Balg keinen Brief?«, schlug Charles spöttisch vor, während er Isobel die Treppe hinaufzerrte. »Vielleicht darf er ihn sogar lesen.«

Ein Brief.

Charles stieß sie in ihr Schlafzimmer, wo sie sich sofort an den Schreibtisch setzte und nach der Feder griff. Den Schlüssel, der

im Schloss knirschte, nahm sie kaum wahr.

Als sich die Tür wieder öffnete, sprang Isobel auf. Eine Parfümflasche fiel um, Flüssigkeit quoll heraus und ergoss sich über den Tisch.

Hastig brachte Isobel ihren Brief in Sicherheit, bevor er vollends ruiniert war. Zur Tür gewandt, versteckte sie ihn hinter ihrem Rücken und versuchte ihre heftigen Herzschläge zu bezähmen.

Aber es war nur ihre Zofe, die hereinkam und die Stirn runzelte. »Was geht heute hier vor, Mylady? Lord Charles musste die Tür für

mich aufsperren. Vier Dienstmädchen stopfen Lady Honorias Truhen voll, und niemand scheint zu wissen, wohin sie fahren will. Nun soll ich eine kleine Reisetasche für Sie packen. Jane Kirk grinst geheimnisvoll. Welch ein grässlicher Anblick …«

»Reisen Lord Charles und Lady Honoria bald ab?« Der Brief glitt aus Isobels Hand und fiel zu Boden. »Wo ist Robin?«

»Natürlich oben, er trinkt seinen Tee«, erwiderte Sarah in ruhigem Ton. Dann weiteten sich ihre Augen. »Mein Gott, Mylady, Sie sind ja leichenblass! Fühlen Sie sich

krank? Was stimmt denn nicht?«

Isobel bezwang ihre Panik. Jetzt musste sie einen klaren Kopf behalten. »Etwas Schreckliches geht vor. Sarah, ich flehe Sie an, helfen Sie mir! Können Sie aus dem Haus schleichen und einen Brief wegbringen?«

»Gewiss.«

Erleichtert und dankbar atmete Isobel auf, weil das Mädchen keine Fragen stellte und seine Neugier zügelte. Mit zitternder Hand hob sie das Papier, faltete es zusammen und versiegelte es. »Für den Marquess of Blackwood.«

Sarah hob die Brauen. Aber sie

steckte den Brief schweigend in ihre Schürzentasche und ging zur Tür.

»Sagen Sie ihm, er soll sich beeilen, Sarah! Ich brauche ihn!«

Marianne verließ das Haus ihres Bruders mit dem Entschluss, eine Mission zu erfüllen. Ebenso wie Isobel verdiente auch Phineas eine glückliche Zukunft. Aus den Tatsachen, dass Isobel die Handschuhe in dem Alkoven verloren hatte und dass sie Phineas' Heiratsantrag abgelehnt hatte, konnte Marianne nur den einen Schluss ziehen: Die beiden gehörten zusammen. Nun brauchten sie eine wohlmeinende Freundin, die ihnen zu dieser Erkenntnis verhalf. Da sie selber

eine so wunderbare, liebevolle Ehe führte, eignete sie sich zweifelsohne am besten für diese Aufgabe.

Während sie die Eingangshalle durchquerte, lächelte sie Crane freundlich an. Ihre Stiefelabsätze klickten zielstrebig auf den Marmorfliesen.

Wenn Adam Bescheid wüsste, würde er ihr verbieten, sich einzumischen, und wieder einmal erklären, die Planeten und Sterne könnten auch ohne die Hilfe seiner Gemahlin ihre Bahnen ziehen. Aber es ging um Mariannes attraktiven, großartigen, einsamen Bruder und

ihre liebste Freundin. Da die Funken bereits knisterten, bedurfte es keiner Aktion von astronomischen Ausmaßen, um die beiden zueinanderzuführen. Ein sanfter Schubs in die gewünschte Richtung müsste genügen. Und das konnte man wohl kaum eine »Einmischung« nennen, oder?

Crane öffnete ihr die Haustür, ging voraus und wies ihren Lakaien an, den Wagenschlag aufzuhalten. Natürlich war das überflüssig. Aber Phins Butler legte Wert auf eine protokollarische Ausübung aller Pflichten, mochten sie auch noch so trivial sein.

Auf den Eingangsstufen überlegte sie, dass sie Isobel veranlassen musste, ein Haus zu mieten, sie brauchte ein Liebesnest für Stelldicheins mit Phin und …

Plötzlich stürmte eine Gestalt den Gehsteig entlang und stieß mit Crane zusammen. Er stürzte in die offene Kutsche, das Hinterteil und die polierten Schuhe schwebten in der Luft. Geistesgegenwärtig ergriff der Lakai den Arm der jungen Frau, bevor sie auf ihn gefallen wäre.

Marianne blieb auf den Stufen stehen und beobachtete das Durcheinander. Etwas mühsam richtete Crane sich auf, und die

junge Frau rückte ihren Hut zurecht. »Tut mir leid«, entschuldigte sie sich, »ich war in Eile und sah Sie nicht, Sir.«

Nun erkannte Marianne das Mädchen. »Sind Sie nicht Sarah, Lady Isobels Zofe?«

»Ja, Mylady«, bestätigte Sarah und knickste.

Vorwurfsvoll starrte Crane sie an, glättete seinen Rock und schnippte eine imaginäre Fluse vom dunklen Wollstoff seiner Kniehose. »Hören Sie, junge Frau, der Dienstboteneingang befindet sich hinter dem Haus. Aber achtlose Leute, die ältere Personen

umrennen, brauchen sich hier nicht um eine Stellung zu bewerben!« Hoheitsvoll stieg er die Stufen zur Haustür hinauf.

Blinzelnd schaute Sarah seinem Rücken nach. »Ich suche keine Stellung, ich habe eine Nachricht für den Marquess!« Während der Butler im Haus verschwand, hielt sie den Brief einem der Blackwood-Lakaien hin. »Da, sehen Sie?«

Ehe sich der Mann bewegen konnte, riss Marianne der Zofe das Schreiben aus der Hand. »Von Countess Isobel?«, fragte sie, obwohl sie Isobels vertraute feminine Handschrift auf dem

edlen, mit Veilchenparfüm getränkten Pergament bereits erblickt hatte. Das konnte nur eins bedeuten.

Ein Liebesbrief! Entzückt seufzte sie auf. Es juckte sie in den Fingern, das Siegel zu erbrechen, die Liebesworte zu lesen, die Isobel an Phineas geschrieben hatte. War sie anderen Sinnes geworden? Wollte sie seinen Heiratsantrag doch annehmen?

Wenn Marianne wüsste, was in dem Brief stand, könnte sie ihre kupplerischen Pläne besser umsetzen.

Außerdem war sie neugierig, denn

sie selbst hatte noch nie einen Liebesbrief bekommen. Adam brachte seine Gefühle nicht zu Papier. Stattdessen schickte er Blumen in ihr Zimmer. Jede Einzelne hatte eine besondere Bedeutung, alle zusammen ergaben eine Botschaft. »Ich liebe dich« – so einfach war es nie. Manchmal brauchte Marianne einen ganzen Vormittag, um die Blumen zu studieren und die zumeist sehr romantischen Gedanken ihres Ehemanns zu enträtseln. Gewiss, das gefiel ihr. Trotzdem wünsche sie hin und wieder, er würde ihr irgendetwas schreiben und das

Papier auf ihr Kissen legen.

Lächelnd wandte sie sich zu Sarah. »Da ich ohnehin gerade auf dem Weg zu Blackwood bin«, schwindelte sie, »werde ich ihm den Brief geben.«

Die Zofe knickste wieder. »Vielen Dank, Mylady, Sie sind sehr freundlich. Nun muss ich zurückgehen.«

Oh, wie amüsant, dachte Marianne und schaute ihr nach. Heimliche Liebesbriefe, romantische Stelldicheins, vielleicht sogar Hochzeitsvorbereitungen … Wie aufregend!

Auf der Straße erklang ein

wohlbekanntes weibliches Gelächter.

»Miranda?«, rief Marianne.

Aber ihre Schwester hörte es nicht. Sie ritt an Gilbert Fieldings Seite die Straße entlang, und die beiden hatten nur Augen füreinander. In viel zu großem Anstand folgte ihnen einer von Augustas Lakaien, der offensichtlich zum Chaperon ernannt worden war.

Entsetzt beobachtete Marianne, wie Miranda sich zu Gilbert neigte. Wollte sich das Mädchen unsterblich blamieren und mitten auf der Straße in die Arme des Gentlemans sinken, direkt vor dem Haus des

berüchtigten Marquess of Blackwood? Noch ein Archer-Skandal? Ausnahmsweise wäre Phin dieses Mal unschuldig.

Sie durfte nicht tatenlos mit ansehen, wie sich ihre naive junge Schwester in Gilbert Fielding verliebte. Niemals würde Carrington ihr erlauben, diesen Mann zu heiraten. Und das Herz des armen Mädchens würde brechen.

Wie Marianne aus Erfahrung wusste, wollte keine Frau, die den einzig Richtigen zu lieben glaubte, einen anderen heiraten. Von der ersten aufkeimenden Leidenschaft erfüllt, würde sie sich für sonst

niemanden erwärmen – insbesondere, wenn die Verbindung von Anfang an unter einem Unstern stand. Der Duke und Augusta würden Miranda enterben, sollte sie gegen den Willen der beiden heiraten. So nett und attraktiv Gilbert auch sein mochte – er war mittellos. Wie lange würde die Liebe in bitterer Armut währen? Ohne familiäre Kontakte oder eine Mitgift musste Gilbert sein Geld bei der Army verdienen, und Miranda würde ihm von einem Schlachtfeld zum anderen folgen. Unvorstellbar …

Marianne steckte Isobels Brief in

ihr Retikül und eilte auf die Straße, um eine Katastrophe zu verhindern.

40

Mit bebenden Fingern entzündete Isobel die Kerzen in ihrem Zimmer. Zunächst schmerzten die hellen Flammen in ihren Augen, dann verscheuchten sie das Dunkel, das jetzt nur noch die Ecken überschattete. Sie stand im Lichtkreis und lauschte den Geräuschen in Maitland House.

Ein Stockwerk höher würde Robin in seinem Bett liegen, tief und fest schlafen, ohne zu ahnen, welche Gefahr ihm drohte.

Niemand war zu ihr gekommen. Weder Blackwood noch Charles

oder Honoria. Nicht einmal Sarah war zurückgekehrt. Nun brach die Nacht herein, die Maitlands würden Isobel verschleppen. Sie würde für immer verschwinden.

Was hatten sie geplant? Wollten sie mir ihr zum Meer fahren und sie ertränken, so wie Jonathan Hart? Oder sollte sie wie ihr Ehemann erschossen werden? Sie stellte sich Robert Maitlands Skelettfinger vor, die aus dem Grab nach ihr griffen, und ballte ihre eigene Hand.

Widerstandslos würde sie nicht sterben.

Zum hundertsten Mal trat sie ans Fenster, suchte die Straße ab und

hoffte einen dunkelhaarigen Ritter auf einem weißen Ross zu entdecken, der herangaloppierte und sie retten würde. Aber das Kopfsteinpflaster war leer.

Ihr Atem stockte, als eine Kutsche um die Ecke bog und vor dem Haus hielt.

Sekunden später öffnete sich die Haustür und warf gelbes Licht auf die Seitenwand des Wagens. Das Wappen wurde von einem schwarzen Tuch verdeckt, das der Kutsche eine anonyme, unheilvolle Aura verlieh.

Beklommen spähte Isobel zu ihrer Zimmertür. Jeden Moment würde

Charles hereinstürmen, und sie wappnete sich für einen erbitterten Kampf um ihr Leben.

Doch die Tür blieb geschlossen, draußen im Flur herrschte reglose Stille. Isobel wandte sich wieder zum Fenster. Nun glitt ein breiter Schatten die Eingangsstufen hinab.

Honoria.

Ehe sie von blauem Satin umhüllt in dem dunklen Vehikel verschwand, glitzerten Juwelen an ihrem Hals und den Handgelenken. Wollte sie zu einer Party fahren?

Charles folgte seiner Mutter. Auf dem Trittbrett der Kutsche blieb er stehen. Nächtliche Schatten

verhärteten sein hässliches Gesicht, die Finsternis betonte seine dicken weißen Finger, die er nach irgendetwas ausstreckte.

Oder nach jemandem.

In Isobels Kehle stieg ein Schrei empor, befreite sich und schien ihr das Herz aus der Brust zu reißen.

»Robbie!«, kreischte sie, als Jane Kirk den Jungen aus dem Haus führte. Sichtlich benommen trottete er die Stufen hinab, das Haar war vom Schlaf zerzaust.

Isobel drehte am Fensterriegel. Aber ihre unbeholfenen Hände konnten ihn nicht bewegen. Verzweifelt hämmerte sie gegen die

Scheibe und starrte zu ihrem Kind hinab.

»Komm zurück, Robbie!«, rief sie. Doch er schaute nicht herauf, konnte sie nicht hören. »Lauf weg!«, schrie sie. Doch da hob Charles ihn bereits in die Kutsche. Bevor der Wagenschlag ins Schloss fiel, sah sie für einen viel zu kurzen Moment das weiße Gesicht ihres Sohnes.

Nur Jane Kirk blieb auf dem Gehsteig zurück. Nun drehte sie sich um, blickte zu ihr herauf und lächelte boshaft.

Isobel starrte der Kutsche nach, die ihren Sohn entführte – ihr

Leben.

Jetzt stieg Jane die Eingangsstufen herauf, die Haustür klickte. Auf der Straße herrschte tiefe Dunkelheit.

»Wirklich, Isobel, Sie werden sich nur selber verletzen«, mahnte Jane. »Es gibt niemanden, der Ihnen helfen wird.«

Isobels Kehle war wund von ihrem gellenden Geschrei, ihre Finger schmerzten, nachdem sie endlos lange gegen die Tür gehämmert und nach Sarah oder Finch gerufen hatte, nach irgendjemandem, der sie aus ihrem Gefängnis holen und ihr helfen würde, Robin zu retten.

Schließlich war Jane erschienen,

doch nur, um sie durch das Schlüsselloch zu verhöhnen.

»Nun führe ich das Kommando. Honoria hat mir ein bisschen was von ihrem Laudanum gegeben. Mit dieser Droge werde ich Sie betäuben, wenn Sie nicht endlich den Mund halten.«

»Bitte, Jane, sie werden Robin töten! Nicht einmal Sie können so gefühllos sein und diesen Ungeheuern gestatten, ein unschuldiges Kind zu ermorden!«

»Unschuldig?«, wiederholte Jane verächtlich. »In den Adern dieses Balgs fließt das besudelte Fraser-Blut, nicht wahr? Also ist es besser,

wenn Ihr Sohn stirbt, Countess.«

Entschlossen bekämpfte Isobel ihre Verzweiflung und zerrte wieder an der Türklinke. »Was bezahlen sie Ihnen, damit Sie das zulassen? Ich gebe Ihnen viel mehr!«

»Was ich will, können Sie mir nicht geben!« Jane lachte verächtlich. »Das nehme ich mir selber. Ich werde Charles heiraten, den Titel der Countess of Ashdown tragen. Und mein Sohn wird der nächste Earl sein. So wie es ursprünglich geplant war.«

Isobel schloss die Augen, sie sah die Wahrheit, die Jane nicht erkannte. »Seien Sie nicht albern!

Charles möchte eine reiche Aristokratin heiraten!«

»Da täuschen Sie sich. In ein paar Tagen werden die Maitlands zurückkehren, die reichste Familie von England. Dann werden sie sich einen Titel kaufen. Im Gegensatz zu Ihnen, Isobel, kenne ich alle Geheimnisse dieses Hauses. Von jetzt an werden die Maitlands meine Wünsche erfüllen, oder ich liefere sie den Behörden aus.«

»O nein, Jane, wenn Sie ihnen in die Quere kommen, werden Sie sterben«, flüsterte Isobel durch den Türspalt.

»Was sagen Sie da?«

»Charles wird Sie töten.«

»Wenn er nicht wegen Hochverrats am Galgen baumeln will, wird er tun, was ich ihm auftrage! Morgen früh werden Sie für immer verschwinden, und ich fahre nach Waterfield.« Auf dem Flur verhallten Janes Schritte.

Waterfield! Neue Panik schnürte Isobels Kehle zu. Dort hatte sie einen Urlaub mit Robin verbringen wollen. Am Meer. Nun sollte er seine letzte Ruhe in den Wellen finden, nachdem Honoria und Charles ihn ertränkt hatten.

Bald würde es zu spät sein, sie musste sich beeilen. Sie brauchte

eine Kutsche. Oder wenigstens ein Pferd. Aber erst einmal musste sie aus diesem Zimmer und aus Maitland House herauskommen. Durch das Fenster starrte eine Straßenlampe herein, ein seelenloses Auge in der Finsternis, ein indiskreter Eindringling, so wie bei Blackwoods nächtlichem Besuch.

Damals war er aus ihrem Zimmer gestiegen und an der Hausmauer hinabgeklettert.

Sie rannte zum Fenster, zog einen Schuh aus und schmetterte damit auf den hartnäckigen Riegel, bis er endlich nachgab und sich

quietschend öffnen ließ. So weit wie möglich beugte sie sich hinaus und atmete die feuchte Nachtluft ein. In der Dunkelheit war der Boden nicht auszumachen. Energisch bezähmte sie ihre Angst, es war der einzige Weg.

Blackwoods Weg.

So mühelos war er hinabgestiegen. Isobel schwang ein Bein über das Sims. Für einen kurzen, unsicheren Moment schwebte sie zwischen zwei Welten, ihre Finger umklammerten den Fensterrahmen. Doch ihr fehlte die Zeit, um zu zaudern.

Sie glitt einfach hinab.

Seufzend erreichte Marianne die ruhige Zufluchtsstätte ihres Salons. Nach einem bitteren Streit mit Miranda hatte sie erst nach zehn Uhr das Haus ihrer Großtante verlassen. Das lange Gespräch hatte nur zu hysterischen Tränen und der Drohung geführt, die jüngere Schwester würde durchbrennen, wenn sie den geliebten Mann nicht heiraten durfte.

Letzten Endes schickte Augusta eine Tasse Tee mit ein bisschen Laudanum nach oben. Marianne hatte gewartet, bis ihre Schwester eingeschlafen war. Hoffentlich

würde das Mädchen am Morgen zur Vernunft kommen.

Aber ihr Herz litt mit Miranda. Gilbert Fielding war so charmant und attraktiv, diese erste Liebe könnte eine Frau niemals vergessen!

Adam war nicht zu Hause, und Northcott wusste nicht, wann Seine Lordschaft heimkehren würde. Bedrückt blickte Marianne zum Porträt ihres Ehemanns auf. War es das Schicksal aller Archer-Frauen, für das Glück mit den geliebten Männern zu kämpfen? Bedrückt ließ sie ihr Retikül und die Handschuhe fallen.

Plötzlich stieg ihr der Duft von Veilchenparfüm in die Nase, und sie lächelte. Isobels Liebesbrief hatte sie ganz vergessen. Diese Lektüre würde die Sorgen des Tages mildern und ihr den Glauben an die wahre Liebe zurückgeben.

Ohne lange zu überlegen, erbrach sie das Siegel, entfaltete das Papier und las die wenigen Zeilen. Sofort erlosch ihr Lächeln und wurde von einem Schreckensschrei verdrängt.

Kein Liebesbrief.

Eine flehende Bitte um Hilfe.

Marianne ließ den Brief fallen und rannte zur Tür. »Northcott, ich brauche sofort meine Kutsche!«

41

»Es ist schlimmer, als wir dachten«, sagte Adam ausdruckslos zu seinem Schwager, der ihm am Schreibtisch gegenübersaß. »Laut Gibbs ist Maitlands Lieferung ein Mensch.«

Sofort erwachte Phineas' Interesse. »Weiß er, wer es ist?«

»Noch nicht. Jedenfalls muss es eine bedeutsame Person sein. Der Gastwirt hat sein bestes Zimmer hergerichtet. Nicht nur mit sauberer Bettwäsche, wobei die schon ein Wunder in so einer Hafenkneipe ist. Offenbar hat Charles sogar seidene Bettvorhänge und türkische

Teppiche beschafft, Bienenwachskerzen, silberne Kandelaber und andere Luxusgüter.«

Phineas zog die Brauen hoch. »Der französische König?« Seltsamerweise wich Adam seinem Blick aus. »Louis XVIII. ist immer noch in Aylesbury in Sicherheit«, verwarf er diese Vermutung geradezu kategorisch. »Irgendeine andere Idee? Vielleicht deine Lady M?«

Als Phineas den Argwohn in Adams Augen entdeckte, lief ein kalter Schauer über seinen Rücken. »Wohl kaum meine Lady M, Westlake.«

»Um deinetwillen hoffe ich das inständig. Ich finde es bemerkenswert, wie raffiniert sie dir entrinnt. Darf ich mit deinem Pflichtbewusstsein rechnen – ganz egal, wer heute Nacht in der Taverne auftaucht?«

Phineas unterdrückte ein Stöhnen. Wenn Isobel als Lady M entlarvt wurde, müsste er sie womöglich erschießen oder verhaften und wegen Hochverrats hängen sehen. Als er den Kopf hob, begegnete er dem prüfenden Blick des Earls. »›Alles für England‹, Adam. So lautet unser Gelöbnis, nicht wahr?«, fragte er aalglatt.

Da entspannten sich Adams Schultern, und er lächelte. »Gönnen wir uns einen Drink?« Er ergriff eine schwere Steinflasche aus seiner letzten Fracht, füllte zwei Becher und prostete seinem Schwager zu. »Auf Lady M's Demaskierung.«

In Phineas' Kehle brannte der süße Schnaps wie Säure.

Eine Stunde später, im Gestank der dunklen Gasse hinter dem Bosun's Belle, spürte er den kalten, unmissverständlichen Druck einer Pistolenmündung an seinem linken Ohr.

»Nun? Wollen Sie mich berauben oder vergewaltigen?« Unauffällig

tastete er nach seiner eigenen Waffe.

»Zurück, Mann! Lord Blackwood steht auf unserer Seite.«

Phineas erkannte Westlakes vertraute Stimme. Sofort wurde die Pistole entfernt.

»Meine Leute haben die Order, jeden zu erschießen, der sich verdächtig benimmt. Und genau das tust du, Phin.«

»Was passiert da drin?«, fragte Phineas und steckte seine Pistole ein.

»Gibbs' Bericht zufolge wurde die Lieferung bereits nach oben gebracht. Meine Männer haben sich

in dieser Gasse und im Schankraum verteilt. Bisher konnte niemand nach oben schleichen und feststellen, was da los ist. Für heute Nacht hat der Wirt mehrere Schlägertypen angeheuert, die verhindern sollen, dass jemand die Treppe hinaufsteigt.«

»Irgendwelche Hinweise auf die Identität des illustren Gastes?«

»Nein«, seufzte Adam. »Gibbs sah sie nicht ankommen.«

Vorsichtig spähte Phineas über den Zaun hinweg, hinter dem sie sich geduckt hatten, und schätzte die Höhe des erleuchteten Fensters im oberen Stockwerk des Gasthauses

ab.

»Solltest du erwägen, an der Mauer hinaufzuklettern oder über das Dach zu kriechen und nachzusehen, ob sie es ist – tu es nicht, mein Freund«, mahnte Adam. »Das war kein Scherz, als ich die Kerle erwähnte, die nur zu begierig auf Ärger sind.«

»Schon gut.« Phineas zeigte durch den löcherigen Zaun. »Schau doch, die zahllosen Fackeln im Hof. Anscheinend warten sie immer noch auf jemanden.«

Auf der Straße klapperten hölzerne Schuhabsätze, und die beiden Männer pressten sich an den Zaun.

Adam zückte seine Pistole und hielt den Atem an. Aber Phineas drückte den Lauf nach unten, als eine Hafendirne vorbeischlenderte, ohne die Männer zu bemerken. Dann verschwand sie in der Kneipe, auf der Suche nach einem Freier, der ihr ein paar Gläser Gin bezahlen würde.

Ein leises Poltern erklang in der Ferne. Angespannt lauschte Phineas, starrte zur Straße und wartete, bis das Geräusch immer lauter wurde und sich dem Bosun's Belle näherte. Wie ihm die mit Eisen beschlagenen Räder verrieten, die über das

Kopfsteinpflaster rollten, war das kein Hafenlastwagen oder ein einfacher Handkarren.

»Ist es soweit?«, murmelte Adam und trat vor, sein Gesicht schimmerte gelblich im flackernden Widerschein der Fackeln. Phineas zog ihn in den Schatten zurück, während einige Männer aus dem Gasthaus eilten, um die Ankunft der Kutsche zu beobachten.

»Möglich«, flüsterte Phineas. Nun erschien das Gespann in seinem Blickfeld, zwei schöne Grauschimmel. Solche Pferde besaß Charles Maitland.

Das verstehst du nicht, Blackwood!

Ich bin es, die nicht so ist, wie sie erscheint.

Wieder einmal hallten Isobels verzweifelte Worte in Phineas' Gehirn wider. Mit verengten Augen schaute er dem Wagen entgegen. Würde sie darin sitzen?

»Das Wappen ist verhüllt«, konstatierte Adam.

»Es ist Maitlands Kutsche«, erklärte Phineas. »Diese Pferde kenne ich.«

An den Fenstern waren die Jalousien herabgezogen und schützten die Insassen vor neugierigen Blicken, damit sie anonym blieben. Vielleicht befand

sich Isobel da drin, seine Liebhaberin, die einzige Frau, der er jemals einen Heiratsantrag gemacht hatte. Würde sie sich als Lady M entpuppen?

Dann wäre er ebenso wie sie des Hochverrats schuldig, weil er Adam die Liaison verschwiegen hatte. Plötzlich musste er an einen Galgenstrick denken. Ein makabrer Witz …

Nachdem er tief Luft geholt hatte, rannte er geduckt in den breiten Schatten der Kutsche und blieb an ihrer Seite, während sie durch das schmale Hoftor fuhr. Hinter sich hörte er die Atemzüge seines

Schwagers, der offenbar nur kurz gezögert hatte, bevor er ihm gefolgt war.

Im Hof angekommen, stürmte Phineas mit Adam im Schlepptau in den Stall. Überraschte Pferde stampften unruhig in den Boxen. Die Eindringlinge huschten in den Schatten und warteten auf den Schrei, der ertönen würde, wenn man sie entdeckt hätte. Aber im Licht der Fackeln lenkte der Wagen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich.

Phineas starrte die Tür der Kutsche an. Nun müsste sie sich öffnen, und er würde sehen, wer darin saß.

Doch es geschah nichts. Reglos stand er im fauligen Stroh, der beißende Rauch brennenden Pechs stach ihm in die Augen und trocknete seine Kehle. Er blinzelte den Schweiß weg, der seine Sicht verschleierte, und spähte in den Hof, in eine Wolke aus Qualm und Staub. Die Pistole auf den Wagenschlag gerichtet wappnete er sich, um zu feuern, wenn es sein musste. Wer auch immer aussteigen mochte – selbst wenn es die Frau war, die er liebte.

42

In der dunklen Nacht hing Isobel an einem Sims an der Außenmauer des Maitland House und suchte einen Halt für ihren Fuß.

Es hatte so einfach ausgesehen, als Blackwood – zur Hölle mit ihm – hinabgeklettert war.

Sie wäre zweimal fast abgestürzt. Wie lange ihre Füße schon in der Luft umherschwangen, wusste sie nicht. Jedenfalls gelangte sie nur qualvoll langsam nach unten.

Ihre Finger schmerzten, ihre Arme zitterten vor Erschöpfung, und sie biss die Zähne zusammen, damit

sie in der Kälte nicht klapperten. Hätte sie bloß einen Umhang oder einen Schal mitgenommen …

Beinahe verlor sie ihren unsicheren Halt an dem Sims, als wieder ein Wagen um die Ecke bog. Das Gespann galoppierte, fast ohrenbetäubend trommelten die Hufe auf das Pflaster der schmalen Straße, über der bisher tiefe Stille gelegen hatte.

Kommen sie zurück, um mich zu holen? Isobels rasende Herzschläge drängten sie zu flüchten, zu fliegen, hinabzuspringen, so schnell wie möglich wegzulaufen.

Sie drehte den Kopf zur Seite, raue

Ziegel zerkratzten ihre Wange, der brennende Schmerz durchfuhr ihren ganzen Körper. Verzweifelt spähte sie zum Fenster ihres Zimmers hinauf, das nur einen erbärmlichen Meter entfernt war. In der nächtlichen Brise flatterten die Vorhänge, lockten sie in die Sicherheit zurück, wie die Arme eines Liebhabers. Doch sie durfte und wollte nicht umkehren.

Weil Robin sie brauchte.

Sie streckte einen Fuß nach unten aus, flehte den Himmel um einen Halt an und wurde erhört. Unter ihr schwang der Wagenschlag auf, sie hörte das Trittbrett knarren, das

hinabgelassen wurde. Sekundenlang schloss sie die Augen und wünschte, sie wäre unsichtbar, nur ein Schatten an der Mauer des Maitland House. Wachsende Angst verlieh ihr den Mut, mit einer Hand nach einer tiefer gelegenen Stelle zu tasten, an die sie sich klammern konnte. Bevor Charles ihr verlassenes Zimmer entdecken und nach ihr fahnden würde, musste sie den Boden erreichen.

Auf dem Gehsteig klickten eilige Schritte ein leichtfüßiges weibliches Stakkato. Da die Gestalt weder einen Hut noch einen Umhang trug, erkannte Isobel sie sofort.

»Marianne!«, krächzte sie heiser und fürchtete, der Hilferuf würde unbeachtet verhallen.

Aber die Freundin fuhr herum, ihr Blick suchte die Straße ab.

»Hier oben!«

Im Laternenlicht wandte Marianne ihr Gesicht empor und schnappte erschrocken nach Luft.

»Du darfst nicht an der Tür klopfen!«, mahnte Isobel.

Aber Marianne zwängte sich bereits durch die Hecke und blieb am Fuß der Mauer stehen. »O Isobel, ich habe deinen Brief gestohlen! Tut mir furchtbar leid, ich dachte … Nicht so wichtig. Adam

hatte recht, als er meinte, ich soll mich nicht einmischen. Natürlich werde ich ihm das niemals sagen.« Nach einer kurzen Pause fragte sie: »Kletterst du hinauf oder herab?«

»Hinunter«, keuchte Isobel. »Sie haben Robin entführt, und ich muss …« Plötzlich rutschte ihr Fuß ab, angstvoll stöhnte sie. Ihre Finger krallten sich in die Ziegel, krampfhaft presste sie ihren Körper an die mitleidlose Mauer.

»Wo um alles in der Welt hast du das gelernt, Isobel?«, fragte Marianne.

Blackwood.

In ihrem Gehirn echote der Name.

Er hatte ihren Brief nicht erhalten. Nur deshalb war er nicht zu ihr gekommen. Trotzdem tat ihr das Herz weh, denn sie hatte ihn abgewiesen und die Flucht ergriffen. Dann zwang sie sich zur Konzentration auf ihre Klettertour. So schnell wie möglich musste sie den Boden erreichen und Robin retten. Erneut glitt ihr Fuß aus, und sie unterdrückte einen Wutschrei. Oh, wenn Blackwood doch hier wäre!

Nun, er war nicht hier. Ihr Satinschuh blieb an rauen Ziegelsteinen hängen. Blackwood hatte die Tour in seinen Stiefeln

geschafft. Und er besaß größere Füße. Der Wind zerrte an ihren Röcken. Offenbar machten Hosen die Sache leichter.

Marianne berührte einen Fuß, der die Mauer abtastete. Da wusste Isobel, dass sie beinahe in Sicherheit war.

Erleichtert sank sie in sich zusammen, ihre wunden Finger versagten ihr den Dienst, und sie fiel nach hinten. Die barmherzige Hecke und Mariannes Körper milderten den Sturz. Eine Zeit lang lagen die beiden Countesses von einem Durcheinander aus Röcken und Unterröcken umringt im

Gestrüpp und rangen nach Atem.

Isobel richtete sich auf. »Bitte, Marianne, ich muss nach Waterfield Abbey fahren.« Sie schaute zur Westlake-Kutsche, die am Straßenrand stand. »Darf ich deinen Wagen benutzen? Honoria und Charles haben Robin in ihrer Gewalt, und ich muss zu ihm, bevor sie …« Tränen erstickten ihre Stimme.

Was sie sagen wollte, spielte keine Rolle. Marianne packte sie am Arm. »Allein kannst du nicht fahren«, entschied sie, während sie sich erhoben. »Teilweise bin ich schuld an deiner schrecklichen Lage, also

werde ich dich begleiten.«

Isobel widersprach nicht, zupfte einen kleinen Zweig aus ihrem Haar und stieg in den Wagen.

»Nach Kent«, befahl Countess Westlake dem Fahrer.

»Kent?«, wiederholte er verblüfft. »Meinen Sie die Grafschaft neben Sussex, Mylady?«

»Genau. Und beeilen Sie sich, bitte.« Marianne kletterte in die Kutsche und griff unter einen Sitz. »Da verwahrt Adam irgendwo Pistolen …« Triumphierend hielt sie eine Waffe hoch, deren Lauf im schwachen Licht unheimlich schimmerte.

Isobel zuckte erschrocken zusammen. Dies war kein Spiel, kein aufregendes Abenteuer, wie ihre Freundin zu vermuten schien, sondern tödlicher Ernst. Einer Panik nahe stellte sie sich vor, Charles würde mit einer solchen Pistole auf ihren Sohn zielen.

Doch sie verdrängte die Angst mit tapferer Entschlossenheit, als Marianne ihr die Waffe reichte. »Nun werde ich dir zeigen, wie man damit umgeht.«

43

Phineas wischte den Schweiß von seiner Stirn, starrte die dunklen Fenster des Wagens an und stellte sich vor, Isobel würde darin sitzen. Dann erschien eine andere Vision – Isobel war in seiner Kutsche, saß rittlings auf seinem Schoß, bei einem viel zu kurzen, leidenschaftlichen Liebesakt rötete sich ihr Gesicht vor Ekstase, das Haar unter dem verrutschten hässlichen Hut wurde zerzaust … Sein Finger zuckte am Abzug der Pistole.

Plötzlich schlug die Tür des Bosun's

Belle krachend gegen die Mauer, grölender Gesang und der Gestank schalen Ales folgten dem Wirt aus der Schankstube. Mit kampflustig hochgezogenen Schultern stapfte er zu der Kutsche.

Das Wagenfenster wurde geöffnet. Im goldenen Fackellicht tauchte Charles Maitlands bleiches, rundes Gesicht auf.

»H e , Mylord! Ihre verdammte ›Lieferung‹ frisst mir Haus und Hof weg!«, klagte der Wirt. »Er sagt, er wird erst verschwinden, wenn er seine Mahlzeit beendet hat. Für das Gold hebe ich bereits einiges geleistet. Aber ich brauche mehr

Geld. Edler französischer Wein ist nicht billig. Und er hat schon drei Flaschen vom besten in sich hineingeschüttet.«

Adam stieß Phineas an. »Also nicht Lady M«, flüsterte er. »Irgendeine Ahnung, wer der Gentleman sein kann?«

»In ein paar Minuten werden wir es wissen. Anscheinend sind die Maitlands hierher gefahren, um ihn zu holen.« Phineas versuchte ins dunkle Innere der Kutsche zu spähen. War da einer von Isobels Liebhabern? Der Gedanke krampfte ihm den Magen zusammen.

»Gehen Sie zum Teufel!«, fauchte

Charles. »Sie wurden sehr großzügig bezahlt! Ich habe genug von Ihrer Unverschämtheit. Schicken Sie den Gentleman sofort heraus!« Aber Phineas hörte, wie die Stimme des Mannes bebte, seinem Tonfall mangelte es an Überzeugungskraft.

Maitland zog ein Taschentuch hervor und wischte sein Gesicht ab.

Der Wirt verschränkte fleischige Arme vor der Brust. Auch er bemerkte die Angst und Nervosität des Lords. »Nach meiner Meinung war die Summe zu niedrig.«

Lautlos bewegte Charles die Lippen, um eine Antwort verlegen,

die den habgierigen Kerl in die Schranken weisen würde. Phineas wartete ab, wie Maitland reagieren würde.

»Bitte, führen Sie den Gentleman heraus, guter Mann, dann werde ich Ihnen die Belohnung verschaffen, die Ihnen zusteht.«

Als eine vertraute weibliche Stimme aus dem Wagen drang, schluckte Phineas mühsam.

»Lady Honoria?« japste Adam ein bisschen zu laut. Einer von Charles' Spießgesellen spähte misstrauisch in den dunklen Stall.

Sofort krümmte sich Phineas' Finger um den Abzug seiner Pistole.

Doch der Wächter wandte sich wieder ab.

»Geh hinein und hol ihn selber, Charles«, befahl Honoria.

»Moment mal …«, begann der Wirt. Doch Charles stieg bereits aus. Offensichtlich fürchtete er seine Mutter noch mehr als den bulligen Gastwirt.

»Wenn Seine Lordschaft zurückkehrt, bezahle ich Sie«, versprach Honoria in honigsüßem Ton, der in Phineas' Zähnen schmerzte.

»Noch mal hundert«, verlangte der Wirt und schaute in die Kutsche. »Oder ein paar von den Juwelen,

die Sie tragen, Mylady. Die würden auch genügen, wenn sie echt sind. Ist das ein Smaragd?«

Zögernd hielt Charles inne, drehte sich halb um, und seine Finger krallten sich um den Griff seines Gehstocks.

»Hol Lord Philip! Sofort!« Honorias schrille Stimme bewog einen Hund in einem anderen Hof, gellend zu kläffen.

»Renshaw?«, zischte Adam. »Hör mal, Blackwood …«

Mehr musste er nicht sagen. Entsetzt bezwang Phineas ein Stöhnen. Philip Renshaw war hier, um Rache am französischen König

zu üben, und die Maitlands beteiligten sich offenbar an der Verschwörung. Jetzt war die Mission nicht mehr gefährlich, sondern tödlich. Falls Isobel in den perfiden Plan verstrickt war, war er auch persönlich involviert …

»Du dachtest, Maitland wäre nur ein einfacher Schmuggler«, murmelte Adam. »Allem Anschein nach ist die ganze Familie Maitland in hochverräterischem Bunde.«

Phineas presste die Lippen zusammen. Die letzten Zweifel schwanden, Isobel hatte ihn offenbar zum Narren gehalten, seine eigenen Methoden angewandt

und ihn benutzt. Heißer Zorn verengte seine Kehle, und er starrte das dunkle Wagenfenster an, er erwartete rotes Haar schimmern zu sehen.

»Möchten Sie ein Glas Ale, während Sie warten, Mylady?«, wandte sich der Wirt freundschaftlich an Honoria, nachdem er nicht mehr um seine Bezahlung bangen musste. »Der Gent hat mir gesagt, Sie hätten heute Nacht noch eine lange Reise vor sich.«

»Wie indiskret von ihm«, schnaufte Honoria.

Er grinste, und Phineas vermutete,

dieses Lächeln sollte charmant wirken. Aber weil dem Mann drei Zähne fehlten und seine Augen steinhart glitzerten, sah er eher beängstigend aus.

Nur zu gern hätte Phineas Lady Honorias Gesicht gesehen. Aber eine Dame, die kühn genug war, um diesen Londoner Stadtteil aufzusuchen, ließ sich wohl kaum einschüchtern.

»Wenn ich Ihnen wieder zu Diensten sein soll, Mylady, kommen Sie einfach persönlich zu mir«, bot ihr der Wirt an. »Am liebsten verhandle ich mit Personen, die das Sagen haben. Von Geschäften

versteht Ihr Sohn nichts, wenn Sie mich fragen. Der hat keine Ahnung, wie man was aushandelt, das allen Beteiligten zum Vorteil gereicht. Anders als wir beide.«

Honoria antwortete nicht. Das hielt der Wirt für eine Ermutigung, und er neigte sich näher zum Kutschenfenster.

»Sicher werden wir zwei großartig miteinander auskommen, Mylady. Einige meiner Freunde wollen das Geschäft ausweiten. Nicht nur Brandy und Gin, auch kostbare Spitze und erstklassige Weine. Ich kenne ein paar Seeleute, die fabelhafte Ware verkaufen. Wenn

jemand wie Sie zu Investitionen bereit ist, Mylady, haben die auch was davon. Viel mehr Geld für uns alle, so stelle ich mir das vor.« Selbstgefällig sprach er die Countess-Witwe Honoria Maitland mit kumpelhafter Vertraulichkeit an.

»Kennt er auch Piraten?«, stieß Adam als empörter Schiffseigner hervor.

Die Tür des Gasthauses öffnete sich. Philip Renshaw erschien von Charles gefolgt und zog seine Handschuhe an. »Nicht einmal meine Teller konnte ich leer essen!«, klagte er. »Wenn die Mahlzeit auch kaum genießbar war

…«

»Mylord, die Zeit wird knapp!«, rief Honoria aus der Kutsche und schwenkte ein Taschentuch, um seine Aufmerksamkeit zu erregen. Dann neigte sie sich mit Juwelen behangen, bei deren Anblick jedem Schmuggler oder Piraten das Wasser im Mund zusammenlaufen würde, aus der Kutsche.

»Wurden die nötigen Vorbereitungen getroffen?«, fragte Philip mürrisch.

»Natürlich! Alles wurde so arrangiert, wie Sie es wünschten, Sir. Bitte, steigen Sie sofort ein.« Höchstpersönlich öffnete Honoria

die Kutschentür und winkte ihm mit einer dicken Hand, die in einem Satinhandschuh steckte. Während Philip einstieg, befahl sie dem Wirt: »Lassen Sie sofort das Hoftor öffnen! Sie haben uns lange genug aufgehalten.«

Irgendjemand beeilte sich, der gebieterischen Dame zu gehorchen. Doch der Wirt packte Charles unsanft am Kragen und hinderte ihn daran, in die Kutsche zu klettern. »Nicht so schnell, Mylord. Erst mal kriege ich mein Geld.«

In der Kutsche flammte ein Mündungsblitz auf und wurde von einem ohrenbetäubenden Krach

begleitet. Der Wirt wirbelte herum, sprang hoch, sein Gesicht löste sich in einem roten Nebel auf.

Fluchend stürmte Phineas aus dem Stalltor und entsicherte seine Pistole. Adam folgte ihm. Auf ein Knie gesunken, zielte er auf den nächstbesten Mann und warnte schreiend seine Seeleute.

»Steig ein, Charles!«, kreischte Honoria, während der Wirt in den Staub stürzte.

Führerlos gerieten die Komplizen des Wirts in Panik. Fackeln fielen zu Boden und erloschen. Beinahe lag der Hof im Dunkel. Charles kroch hastig in den Wagen. Über den

Köpfen der Pferde knallte die Peitsche des Kutschers. Aus dem allgemeinen Chaos erhob sich Honorias schrille Stimme, die ihn zur Eile gemahnte. Etwas verspätet begannen die Spießgesellen des Wirts auf das Vehikel zu feuern.

Während das Gespann das Stalltor passierte, beschleunigte es bereits sein Tempo. Phineas sprang an der Seitenwand des Vehikels hoch und hielt sich am Dach fest. Er konnte die Maitlands nicht entkommen lassen. Und er musste wissen, ob Isobel in dieser Kutsche saß.

Plötzlich spürte er einen stechenden Schmerz in seiner

Schulter, der seinem Arm alle Kraft nahm. Als die Kutsche schwankend um die Ecke raste, landete er auf dem schmutzigen Kopfsteinpflaster.

Der Aufprall presste alle Luft aus seinen Lungen, warmes Blut floss über seine Schulter und mischte sich mit dem eiskalten Schlamm, der seine Kleidung tränkte. Da ihm nichts anderes übrig blieb, starrte er verzweifelt dem Wagen nach, der im Dunkel verschwand.

Wo zum Teufel steckte Isobel?

Adam führte seinen Schwager in den Salon von De Courcey House. Erschöpft sank Phineas auf das Sofa.

»Schicken Sie nach dem Arzt, Northcott«, befahl der Earl seinem Butler. »Und wecken Sie Ihre Ladyschaft. Wir brauchen Bandagen.«

»Nicht nötig«, murmelte Phineas, »alles in Ordnung.« Sein Arm war fast gefühllos. Voller Blut und feuchtem Schmutz, klebte das Hemd an seiner Haut.

Einer von Adams Männern hatte Rum auf die Schusswunde und ein beträchtliches Quantum in Phineas' Kehle gegossen. Jetzt roch er wie ein Matrose nach einem Saufgelage am Zahltag. Mühsam richtete er sich auf. Wenn Marianne aufhörte,

sein Missgeschick zu beklagen, würde sie ihn wahrscheinlich niederknallen, weil er ihr neues Sofa mit Blut beschmierte.

Den Kopf in die Hände gestützt, wartete er und warf einen Blick auf den provisorischen Verband. Durch das Leinen sickerte Blut. Offensichtlich musste die Wunde genäht werden.

»Mylord, Ihre Ladyschaft ist nicht daheim«, verkündete Northcott in ruhigem Ton. »Sie ist schon vor einer Weile weggefahren.«

»Was? Wohin?«

»Das weiß ich nicht, Mylord.«

Phineas holte tief Luft, was ein

Fehler war. In seinem Gehirn drehte sich alles, vor seinen Augen tanzten schwarze Punkte und drohten ihm die Besinnung zu rauben. Er neigte sich nach vorn. Da sah er einen zerknitterten Brief unter dem Teetisch liegen, streckte seinen gesunden Arm aus und griff danach. Der Duft von Isobels Parfüm traf ihn wie eine zweite Pistolenkugel.

Inzwischen nahm Adam den Butler ins Verhör und verlangte Hinweise auf Mariannes Verbleib.

»Nun, vielleicht besucht sie Lady Porter-Pennwarren?«, schlug Northcott vor.

Phineas musterte die Rückseite

des Briefs. Seltsam, der war an Blackwood House adressiert – an ihn. Wie zum Geier war er hier gelandet, am Boden des Westlake-Salons?

Natürlich fiel es ihm nicht schwer, das zu erraten. Marianne.

Er las den Brief. Dann las er ihn noch einmal. In seiner Schulter verebbte der Schmerz, während alle seine Sinne zu neuem Leben erwachten. Eisige Angst durchströmte seinen geschundenen Körper.

»Schau dir das an, Adam!«, rief er und reichte ihm den Brief.

Als der Earl die wenigen Zeilen

studierte, wurde er blass. »Warum bittet Isobel Maitland ausgerechnet dich um Hilfe? Obwohl sie dich kaum kennt?«

Phineas ignorierte die Fragen und zwang sich aufzustehen. »Wurde mein Pferd in den Westlake-Stall gebracht, Northcott?«

Protestierend hob Adam eine Hand. »In deinem Zustand darfst du nirgendwohin reiten, Phin. Ich schicke jemanden …«

»Nein, Marianne ist bei ihr. Dieser Brief lag hier auf dem Boden.«

Phineas beobachtete die wechselnden Emotionen im Gesicht seines Schwagers, der

herauszufinden suchte, was das alles bedeuten mochte.

Dazu brauchte Adam nur ein paar Sekunden. Zum ersten Mal sah Phineas ihn schwitzen.

»Lassen Sie meinen Wagen anspannen, Northcott«, befahl der Earl brüsk. »Auf dem Weg zum Maitland House musst du mir einiges erklären, Phin.«

»Wie zum Henker konntest du das zulassen, Blackwood? Meine Frau ist in Gefahr!« Wütend starrte Adam seinen Schwager an, nachdem er die Wahrheit erfahren hatte. Vor lauter Sorge um Marianne vergaß er seine übliche Würde. »Das hättest

du mir längst erzählen müssen! Es wäre deine Pflicht gewesen! Hätte mir nicht jemand die Mühe erspart, würde ich selber auf dich schießen!«

Phineas biss die Zähne zusammen, bekämpfte die schmerzhaften Erschütterungen der Kutsche und seine eigene Furcht. »Hätte Marianne den Brief nicht gestohlen, würde ihr kein Unheil drohen. Auch Isobel wäre jetzt nicht in Gefahr.« Die Wunde brannte wie Feuer, und er ballte seine Hand, um die Qualen zu unterdrücken. Ungeduldig schaute er aus dem Fenster und überlegte, wie lange die Fahrt zum

Maitland House noch dauern mochte. »Wenn das alles vorbei ist, werde ich Isobel heiraten.«

»Wie bitte?«, fauchte Adam. »Die Verräterin? Sei kein Idiot!«

»Sie ist in Gefahr«, erwiderte Phineas und runzelte die Stirn. »Sie ist ein Opfer.«

»Tatsächlich? Daran zweifle ich. Jedenfalls ist Marianne wegen deiner Leichtgläubigkeit in eine grauenvolle Lage geraten.« Adam beugte sich vor. »Führ dir das Beweismaterial vor Augen, Blackwood! Darauf verstehst du dich doch so gut, wenn die Lust dein Gehirn nicht benebelt.«

Schweren Herzens hörte Phineas zu, während sein Schwager Isobels Missetaten an den Fingern abzählte.

»Bei eurer ersten Begegnung hinderte sie dich daran, Renshaws Arbeitszimmer zu durchsuchen. Glaubst du, eine respektable Witwe würde geundlos fremde Männer umgarnen?«

Bleischwer lag dieser Gedanke auf Phineas' Seele. »So war es nicht«, murmelte er, doch er war sich keineswegs sicher.

»Und auf Mariannes Maskenball verführte sie dich erneut. Ich musste dich praktisch aus ihren Armen reißen, um gemeinsam mit

dir einen Verdächtigen zu verhören, in dessen Besitz wir Isobels Taschentuch fanden, falls du dich daran erinnerst.«

»Dass dieses Tuch ihr gehört, ist nicht erwiesen«, betonte Phineas. Aber das beklemmende Gefühl wuchs. Stand M für Maitland?

Adam lehnte sich zurück. »Wenn es dich tröstet, sie hielt nicht nur dich zum Narren. Ihre Tarnung ist perfekt, geradezu brillant mimt sie die unscheinbare Witwe. Deshalb ließ ich mich übertölpeln. Unglücklicherweise auch meine Frau.«

Darauf antwortete Phineas nicht.

Wie ein Messer stach der Argwohn in seine Brust, und Adam drehte es gnadenlos herum.

»Ihr Ehemann war und ihr Schwager ist in Schmuggelgeschäfte verwickelt, Renshaw natürlich auch. Ist Evelyn nicht mit Isobel befreundet?«

»Mit Marianne ebenfalls«, wandte Phineas ein. »Übrigens war Isobel sehr jung, als sie Robert Maitland heiratete.«

»Kurz nach der Hochzeit erbte sie Waterfield Abbey. Dort wurde Robert getötet, während er Schmuggelwaren entgegennehmen wollte oder noch schlimmere Dinge

tat. Nun ist seine Witwe in seine verbrecherischen Fußstapfen getreten.« Adam besaß sogar die Frechheit, mitleidig zu seufzen. »Sicher fallen dir noch andere Begebenheiten ein, bei denen Isobel dein Misstrauen erregen musste. Wie ich vermute, hast du mir nicht alles erzählt.«

O ja, da gab es einiges, zum Beispiel das durchscheinende, mit Spitzenrüschen besetzte Seidenhemd, das sie in jener Nacht getragen hatte, als Phineas in ihr Schlafzimmer eingedrungen war, um sie mit seinen Entdeckungen zu konfrontieren. Das war wohl kaum

das Nachtgewand einer ehrbaren Witwe. Und wie vehement und wütend sie bestritten hatte, dass das kostbare Taschentuch ihr gehörte …

Gepeinigt schloss er die Augen. Offenkundig musste er Adam zustimmen, die Beweise waren eindeutig. Von einer tückischen Spionin, deren Raffinesse seine eigene bei Weitem übertrumpfte, hatte er sich hereinlegen lassen. Und Marianne war in die niederträchtige Falle getappt, die Isobel ihm gestellt hatte. Wäre der Brief in seine Hände gelangt, hätte er sich an diesem Abend in ihrem

Netz voller Lügen und Täuschungen verfangen, statt beim Bosun's Belle auf Verdächtige zu lauern.

Nur mühsam bezwang er ein Stöhnen.

Als sie Maitland House erreichten, machte er sich nicht die Mühe, an die Tür zu klopfen.

44

»Was machen Sie hier?«, frage Jane Kirk unhöflich, während Phineas die Eingangshalle durchquerte. Um ihm den Weg nach oben zu versperren, postierte sie sich am Fuß der Treppe. »Für Besuche ist es zu spät, Mylord. Viel zu spät.«

»Wo ist Countess Westlake?«, herrschte er die unverschämte Dienerin an und blieb stehen.

»Meinen Sie nicht Isobel, Ihre Hure?«

Diese Beleidigung ignorierte er verächtlich. »Antworten Sie!«, donnerte er, und Jane zuckte

zusammen.

»Lady Westlake ist nicht hier.« Als er zum ersten Stockwerk hinaufspähte, forderte sie: »Verlassen Sie sofort dieses Haus!«

»Warum sollte ich, Jane? Wer ist da oben?«

Phineas beobachtete, wie sie die Augen aufriss und ihn etwas genauer musterte. In einem Spiegel schräg hinter ihr sah er sich selbst – das blutige Hemd, das zerrissene Jackett, der wilden Zorn in seinem Blick. Er glich eher einem Räuber als einem Marquess.

»Verschwinden Sie endlich!«, kreischte Jane. »Sie können Isobel

nicht besuchen. Bald wird sie weggeschickt. Das ist jetzt mein Haus. Denn ich werde den Earl heiraten, den Titel der Countess tragen, Isobel wird keine Rolle mehr spielen.« Mit hässlichen Klauenhänden umklammerte sie das Treppengeländer, ein verrücktes Ungetüm, das einen kostbaren Schatz bewachte.

»Ist er nicht ein bisschen zu jung für Sie?«, fragte Phineas. Hatte sie den Verstand verloren? Offenbar war es riskant, unter diesem Dach zu wohnen.

»Den Kleinen meine ich nicht«, entgegnete sie spöttisch. »Immer

wieder sterben Kinder. Charles ist der künftige Earl of Ashdown. Er wird es demnächst sein.«

Phineas' Blut drohte zu gefrieren.

Also ist Isobels Brief kein Täuschungsmanöver.

Sie beteiligte sich nicht an den Verbrechen der Maitlands. Vielmehr war sie deren Opfer, ebenso wie Robin. Einerseits fühlte er sich erleichtert, andererseits jagte ihm der flackernde Wahnsinn in Janes Augen kalte Angst ein.

»Wo ist das Kind, Jane?«, fragte er und ging zu ihr. »Oben?«

Lachend schüttelte sie den Kopf. »Weg! Charles und Honoria

unternehmen eine Urlaubsreise mit dem Jungen.«

Sein Atem stockte. Hatte Robin in der Kutsche vor dem Bosun's Belle gesessen? Phineas schob Jane beiseite und begann die Treppe hinaufzusteigen.

Er musste Isobel finden. Hoffentlich war es nicht zu spät. Jane folgte ihm. Erstaunlich kraftvoll zerrte sie an seinem verwundeten Arm. »Da dürfen Sie nicht hinaufgehen!«

Mit einem halb erstickten Schmerzenslaut riss er sich los, und Jane verlor das Gleichgewicht. Schreiend stürzte sie die Stufen

hinab. Phineas wandte sich nicht zu ihr um, um festzustellen, was ihr zugestoßen war.

Stattdessen rannte er nach oben. Jeden Moment würde sein Schwager durch den Hintereingang hereinkommen und sich um die Dienerin kümmern.

Isobels Tür war versperrt. Für rücksichtsvolle Maßnahmen fehlten ihm Zeit und Geduld. Er zog seine Pistole, trat die Tür ein und blinzelte in flackernden Kerzenschein. Am Fenster bewegte sich eine Gestalt, auf die er blitzschnell zielte.

Seufzend merkte er, dass er

beinahe zwei Vorhänge erschossen hätte. Heftig flatterten sie in der Brise, die durch das offene Fenster hereinwehte. »Isobel?«, rief er.

Er öffnete den Schrank, schaute hinter die Bettvorhänge. Aber das Zimmer war verlassen. Voller Sorge trat er ans Fenster und beugte sich hinaus. War sie hinabgefallen, gesprungen oder gestoßen worden? Nur zu deutlich erinnerte er sich an den wilden Hass in Jane Kirks Augen. Sekundenlang blieb sein Herz stehen.

Dann entsann er sich, wie Isobel ihn aus dem Fenster hatte klettern sehen. »Nein, das würde sie nicht

wagen«, flüsterte er. Doch im nächsten Moment entdeckte er die zerbrochenen Heckenzweige.

Kluges Mädchen!

Vergeblich hatte sie auf ihn gewartet und gehofft, er würde ihrem brieflichen Hilferuf folgen. Weil ihr Sohn in so großer Gefahr schwebte, hatte sie schließlich keine andere Möglichkeit gefunden und war an der Außenmauer des Hauses hinuntergestiegen. Bedrückt stellte er sich vor, wie sie verängstigt, allein, im Dunkeln vor dem Abgrund stand.

Dumme Frau!

Er starrte wieder aus dem Fenster

und fürchtete, sie da unten mit gebrochenem Genick liegen zu sehen. Doch er konnte keinen Körper im Dunkeln ausmachen. Mit gefurchter Stirn ließ er seinen Blick zur Straße schweifen. Wenn sie die Klettertour überlebt hatte, wo zum Teufel mochte sie jetzt dann sein?

Auf der Suche nach Anhaltspunkten schaute er sich im Zimmer um. Der Schrank war leer, die Bettwäsche zerknüllt. In der Luft hing ein schwacher Hauch von Isobels Parfüm, der aus einem umgekippten Fläschchen auf dem Schreibtisch strömte.

Gewohnheitsmäßig brach er die

versperrte Schublade auf. Darin lag Briefpapier mit Isobels Monogramm neben Federkielen, Siegelwachs und einem Siegel mit ihren Initialen. Alles perfekt geordnet. Aber eine so vollkommene Ordnung erregte stets sein Misstrauen, weil sie oft genug Geheimnisse verbarg.

Er tastete in den Hintergrund des Schubfachs und spürte ein dünnes Brett, das sich bewegen ließ. Also gab es doch Geheimnisse, die Isobel in einer verschlossenen Lade hinter einer falschen Rückwand versteckte. Erbost riss er sie heraus, griff in die Tiefe des Fachs und berührte …

Seide?

Er zog ein hellrosa Seidenhemdchen hervor. Raschelnd glitt es auseinander und erwärmte sich in seinem Griff. Das war vielleicht merkwürdig und gewiss reizvoll, aber wohl kaum kriminell. Nachdenklich steckte er das Hemd in die Tasche seines Jacketts und holte ein hauchdünnes Nachthemd aus der Lade – so sündhaft geschnitten wie jenes, das sie während seines nächtlichen Besuchs getragen hatte – und hielt es hoch. Leise stöhnte er und malte sich aus …

»Was ist das?«, fragte Jane Kirk.

Das Gewand glich einem Schleier, durch den er sie sehen konnte. Mit glühenden Augen in ihrem bleichen Gesicht lehnte sie am Rahmen der aufgebrochenen Tür. Nun eilte sie zu ihm, entriss ihm das Nachthemd und inspizierte es. »Seide! Teuer! Solche Sachen darf sie nicht tragen!«

»Warum darf Isobel keine Seide tragen?«

»Wegen des Testaments!«, zischte Jane. »Weil sie auf dumme Gedanken kommen könnte, wenn sie so was anzieht. Zum Beispiel auf die Idee, mit Ihnen Unzucht zu treiben, Mylord.« Abrupt ließ sie das

Hemd fallen, als hätte sie sich daran verbrannt. »Jetzt spielt das keine Rolle mehr.«

Ihr kaltes Lächeln ließ ihn frösteln. »Wo ist sie?« Am liebsten hätte er sie an den Schultern gepackt und die Information aus ihr herausgeschüttelt. Doch sein Arm pochte schmerzhaft. Frisches Blut tropfte von seinem Ärmel hinab.

Lachend ging Jane zu ihm. »Sie brauchen Isobel nicht mehr, Mylord. Wenn sie sich mit der Countess of Ashdown vergnügen wollen, nehmen Sie mich.« Grinsend strich sie über ihre Brüste. »Nun ist das mein Zimmer, mein Bett. Ich werde

Seide tragen, sogar Isobels Parfüm benutzen, wenn Sie das wünschen.«

Mit einiger Mühe verhinderte Phineas, dass seine Miene den Ekel zeigte, den Jane Kirk erregte. Er griff in seine Tasche, zog das Taschentuch hervor, das mit dem Buchstaben M und einer Rosenknospe bestickt war, und schwenkte es vor den Augen der verrückten Frau. »Und das da? Möchten Sie mich damit streicheln?«

Da erstarb ihr Lächeln. »Wo haben Sie das her?«, wisperte sie, ohne das Tuch zu berühren.

»Wer ist Lady M, Miss Kirk? Sind

Sie das?«

Höhnisch musterte sie ihn und schien an seinem Verstand zu zweifeln. »M? Das ist kein M.« Sie ergriff einen Kandelaber mit einer brennenden Kerze. Sich zur Tür wendend fragte sie: »Wollen Sie es wissen? Wahrscheinlich riskiere ich nichts, wenn ich es Ihnen zeige – jetzt, da alles mir gehört.«

Phineas folgte ihr durch den Flur zu Honorias Suite. In seinem Gürtel steckte griffbereit die Pistole. Wo zum Teufel blieb Adam? Vielleicht hat er Marianne gefunden. In welchem Zustand mochte sie sich befinden?, überlegte er schweren

Herzens und fürchtete das Schlimmste, denn diese Nacht verhieß nichts Gutes.

Voller Genugtuung betrat Jane das Zimmer, hielt die Kerze hoch und schaute sich um. »Wenn ich Charles heirate, muss Honoria diesen Raum aufgeben. Mir wird er gehören, ebenso die Juwelensammlung. Natürlich lasse ich sie neu fassen, denn früher hat Isobels Mutter sie getragen, diese Hure. Aber an den kostbaren Steinen dürfte das Laster wohl kaum haften. Da gibt es einen Smaragd, der so groß wie mein Auge ist. Honoria glaubt, das wüsste ich nicht. Aber ich sehe

alles, was in diesem Haus geschieht, ich kenne alle Geheimnisse.«

In ihren Augen glitzerte grausamer Stolz, der einen Schauer über Phineas' Rücken sandte. Alle seine Nerven spannten sich an, als sie auf Honorias Porträt zeigte.

»Da!« Ihr knochiger Finger warf einen schwarzen Schatten auf das gemalte Gesicht ihrer Herrin. Dann stellte sie den Kerzenleuchter beiseite, eilte zu dem Gemälde und berührte einen Teil der hölzernen Täfelung unter dem Rahmen. Ein verborgener Hebel klickte, und sie öffnete ein kleines Fach voller

Dokumente und Schmuckschatullen, die mit Samt bezogen waren. »Hier!« Sie nahm ein schmales Kästchen heraus und zeigte auf ein Monogramm. »Sehen Sie es? Das gleiche W, die gleiche Rose.« Triumphierend lächelte sie Phineas an. »Ein umgekehrtes M – ein W für Waterfield. Dieses Taschentuch gehörte Isobels Mutter. Es gab mehrere. Aber die schickte Lady Honoria mit ihren Briefen an einen gewissen Freund.«

»Philip Renshaw?«, erriet Phineas.

»Woher wissen Sie das?« Janes Augen verengten sich. Sie öffnete die Kassette und schrie auf. »Nein!«

Erbost warf sie das leere Kästchen zu Boden und ergriff ein anderes. An die Wand gelehnt, starrte Phineas das gravierte W auf der kleinen Schatulle an. Ein Symbol für einen Ort und eine Verschwörung, nicht für eine Person …

»Alles ist verschwunden!«, heulte Jane. »All die Juwelen – einfach weg! Die hat Honoria mitgenommen!«

In diesem Moment erschien Adam auf der Schwelle des Zimmers, seine Pistole hielt er in der Hand, das Gesicht war aschfahl. »Marianne ist nicht hier. Die Dienstboten fand ich im Keller

eingesperrt und befreite sie. Doch sie schwören, sie wüssten von nichts.« Beim Anblick der Gesellschafterin, die stöhnend eine leere Kassette nach der anderen öffnete, runzelte er die Stirn. »Was geht hier vor?«

Phineas zeigte ihm das Taschentuch, das er immer noch umklammerte. Dann hob er das schmale Kästchen vom Boden auf. »Schau dir das Monogramm an, kein M, sondern ein W. Und die eingravierte Rosenknospe. Du hast Isobel unrecht getan. In Ihrem Brief stand, Robin und sie selbst seien in Gefahr. Das war kein Trick. Charles

und Honoria haben den Jungen entführt. Wahrscheinlich saß er vor dem Gasthaus in der Kutsche.«

»Wo ist meine Frau, Miss Kirk?« Adams Kinnmuskeln verkniffen sich. Unsanft packte er sie am Arm.

»Woher soll ich das wissen?«, fuhr sie ihn rüde an.

»Offenbar wissen Sie mehr, als es einem Dienstboten zusteht. Hat meine Frau heute Abend Lady Isobel besucht?«, fragte er und hielt die Pistolenmündung an ihre Schläfe.

»Antworten Sie!«

Schreiend wich sie vor der Waffe zurück und stieß gegen den

massiven vergoldeten Rahmen von Honorias Porträt.

Einige Sekunden lang zitterte das große Bild, als würde das gemalte Gesicht zum Leben erwachen. Atemlos starrte Jane nach oben und sah es vornüber fallen. »Honoria!«, kreischte sie, doch sie konnte ihr nicht mehr entkommen. Ihre Herrin stürzte auf sie herab, mit einem dumpfen Geräusch prallte der schwere Rahmen gegen ihren Kopf. Unter dem Gewicht des Gemäldes brach sie zusammen und blieb reglos liegen.

Phineas sank in einen Sessel, der zu klein und zu zierlich für einen

Mann war, vermutlich galt dasselbe auch für Honoria. Ohne sich um Jane zu kümmern, steckte Adam seine Waffe in den Gürtel. »Du blutest wieder, Phin«, bemerkte er kühl.

Dann ging er zum Glockenstrang und zog daran. Ein Dienstmädchen eilte herein. Beim Anblick der Beine, die unter dem herabgefallenen Porträt hervorragten, und Phineas' blutiger Kleidung schnappte die junge Frau entsetzt nach Luft.

»Bringen Sie heißes Wasser und Bandagen!«, befahl Adam. »Und Laudanum, falls es hier so etwas

gibt.«

»Wo ist Lady Isobel?«, japste die Dienerin und vergaß ihre Manieren. Zitternd zeigte sie auf das Porträt. »Oh, sie ist doch nicht …«

»Nein, das ist Miss Kirk«, erklärte Phineas, »sie wurde von Lady Honoria bewusstlos geschlagen.«

Voller Hass starrte das Mädchen auf Janes Körperteile, die nicht von der Leinwand verdeckt wurden. »Im Keller hat sie uns eingesperrt, sie hat der Nurse erzählt, Lord Charles und Lady Honoria würden Robin wegbringen. Deshalb geriet die arme Frau in Panik, und Lady Isobel …« Verzweifelt unterbrach sie sich.

»Bitte, Mylords, wo ist Lady Isobel?«

Phineas' Blickfeld schwankte. Vornüber geneigt kämpfte er mit sich, um nicht die Besinnung zu verlieren. Ein paar Mal blinzelte er, bis er wieder klar sehen konnte, und musterte die verstreuten Juwelenkassetten am Boden. Das W schien ihn zu verspotten und etwas zu flüstern. Nach einem tiefen Atemzug wandte er sich zu A d a m . »Dieses W steht für Waterfield Abbey, und Honoria benutzte Charlotte Frasers Taschentücher, um auf einen Ort hinzuweisen – nicht auf eine

Person. Wahrscheinlich fährt sie gerade mit Charles, Renshaw und Robin nach Waterfield. Wahrscheinlich folgt Isobel ihr, um ihren Sohn zu retten, wie ich annehme begleitet Marianne sie.«

»Was, Waterfield?«, stieß Adam hervor. »O Gott, Phineas, nein! Wenn du recht hast, tappen sie geradewegs in eine Falle!« Mit zitternden Fingern strich er durch sein Haar.

»Was zum Geier meinst du?«

Wortlos erwiderte Adam mit zusammengepressten Lippen und ausdruckslosen Augen den Blick seines Schwagers.

Phineas stand langsam auf. Es gab irgendetwas, das Adam ihm verschwiegen hatte. »Welche Falle?«

Nach einer langen Pause erklärte sein Schwager: »Gestern kamen die Entführer nach Aylesbury, um König Louis zu holen. Wir ließen sie mit einem Doppelgänger entrinnen, damit wir ihnen zu ihren Auftraggebern folgen konnten. Wenn Renshaw auf dem Weg nach Waterfield ist …« Krampfhaft schluckte er. »Und wenn Marianne ihm über den Weg läuft …«

Phineas hatte das Gefühl, sein Magen würde in seine Stiefel

hinabsinken. »Du hast es nicht für nötig gehalten, mir das zu erzählen?«

»Tut mir leid.« Adam hob sein Kinn. »Ich hatte den Eindruck gewonnen, du wärst nicht mehr ganz bei der Sache. Dieses Gerede vom Ruhestand, den du herbeisehnen würdest, und von mysteriösen maskierten Frauen. Dazu kam das Spiel, das du mit Maitlands Schwägerin getrieben hast … Ich war mir nicht mehr sicher, ob ich dir noch trauen kann.« Mit glanzlosen Augen zögerte er. »Kann ich dir noch trauen?«

Phineas rang sich nicht zu einer Antwort durch. Adams Argwohn fühlte sich so bitter an wie der Schmerz in seiner Schusswunde. Noch immer stand ihm eine lange Nacht bevor, eine anstrengende Fahrt nach Kent. Sein Zustand würde sich noch verschlimmern. »Gibt es hier Whisky oder Brandy?«, fragte er die junge Dienstbotin.

Ohne seine Frage zu beachten, beförderte sie die leeren Schmuckschatullen mit einem Fußtritt zur Seite, griff in das Geheimfach und nahm eine Phiole mit Laudanum heraus. »Lady Honoria hat alles mitgenommen.

Offenbar will sie nicht zurückkommen.« Mehrere Papiere fielen aus dem Fach, landeten direkt vor Phineas' Füßen, und er hob sie auf. Bei dieser Bewegung drehte sich alles in seinem Kopf. Mit zusammengebissenen Zähnen, um die Schmerzen zu bezwingen, verstaute er die Dokumente in der Tasche seines Jacketts. Die würde er später lesen.

»Phineas?« Wie aus weiter Ferne drang Adams Stimme zu ihm. »Holen Sie Bandagen!«, herrschte sein Schwager die Dienerin an und riss ihr das Laudanum aus der Hand. Nachdem sie das Zimmer

verlassen hatte, entschied er: »Du bleibst hier, Blackwood, ich fahre allein nach Waterfield.«

Energisch richtete Phineas seinen geschundenen Körper auf und schlug die Phiole aus Adams Hand. »Nein, ich bleibe nicht hier. Isobel hat mich um Hilfe gebeten, und ich ließ mir von dir einreden, sie sei eine Verräterin. Nun werde ich sie und ihren Sohn aufspüren. Sobald diese Mission beendet ist, trete ich in den Ruhestand. Ich werde sie heiraten. Du kannst dir jemanden anderen suchen, der sich von dir herumkommandieren lässt!«

»Noch ist es nicht vorbei«, betonte

Adam.

»Wenn es erst überstanden ist und ich mich von dieser kleinen Verletzung erholt habe, schlage ich dir für immer diese Arroganz aus dem Gesicht!«

Mit einem Grinsen überraschte Adam seinen Schwager.

»Was ist denn so verdammt komisch?«

»Du. Gerade versuche ich, mir dich im Hafen der Ehe vorzustellen. Ausgerechnet mit Isobel Maitland.«

Offenbar kannte Adam sie nicht. Noch immer hatte er keine Ahnung, welch eine hinreißende Frau sich hinter der langweiligen Maske

verbarg. Doch das würde er bald herausfinden. »Gehen wir!«, murmelte Phineas. An seiner Hand klebte Blut, und er benutzte das seidene, mit Spitzenborten besetzte Taschentuch, um es wegzuwischen. Dann warf er das Schmuggelsymbol beiseite. »Meine Wunde muss genäht werden. Das wirst du unterwegs erledigen.«

Bestürzt zuckte Adam zusammen. »Leider kann ich nur geringfügig besser nähen als Marianne.«

»Sie würde niemals einen geraden Saum zustande bringen«, stieß Phineas zwischen knirschenden Zähnen hervor.

»Auch mir würde das misslingen. Aber meine Seeleute behaupten, die Damen würden Männer mit Narben ganz besonders lieben.«

In dunkler Nacht rollte ein Wagen in Richtung Maitland House. Die Hufe des Gespanns waren mit Fetzen umwickelt, damit die Geräusche auf dem Kopfsteinpflaster gedämpft wurden.

Als Finch die Haustür öffnete, erklärte ein vermummter Mann: »Ich bin gekommen, um eine Lady abzuholen.«

Hinter dem Butler starrten die anderen Dienstboten mit großen Augen in das vernarbte Gesicht des

Fremden.

»Hier entlang, wenn Sie so freundlich wären.« Sarah übernahm das Kommando. »Da drin finden Sie die Dame. Soeben ist sie eingeschlafen.«

Sie führte den Mann in den Salon und zeigte ihm eine Gestalt, die zusammengesunken auf dem Sofa saß. Über dem bleichen Gesicht lag ein feuchter Lappen auf der Stirn, wie eine einzelne rote Rose sickerte Blut hindurch.

Ohne Fragen zu stellen, ging der Besucher zu Jane Kirk und hob sie hoch. Dann trug er sie aus dem Haus, setzte sie in den Wagen und

fuhr davon.

45

»Isobel!«, ächzte Honoria und erstarrte, als wäre ihr ein Geist erschienen.

Als hinter ihrer Schwiegertochter die Countess Westlake den Salon von Waterfield betrat, riss Honoria ihre vorquellenden Augen noch weiter auf.

»Und Lady Marianne! Was für eine unerwartete Überraschung …«

»Wo ist Robin?«, fragte Isobel, ohne sich mit Erklärungen aufzuhalten. Heller Zorn und Angst um ihr Kind schnürten ihr fast die Kehle zu, ihre Stimme klang

gepresst und tonlos.

Statt zu antworten, durchquerte Honoria den Raum und sank wie eine Königin auf ein Sofa. In beharrlichem Schweigen musterte sie die Besucherinnen.

Isobel hob die Pistole, die Marianne ihr gegeben hatte. Unsicher umklammerten ihre schweißnassen, bebenden Finger den Griff. »Wo ist Robin?«, wiederholte sie zwischen zusammengepressten Zähnen.

Nur sekundenlang fixierte ihre Schwiegermutter die Waffe ein bisschen nervös, dann lachte sie. »Ach, steck dieses Ding weg,

Isobel. Du bist viel zu kleinmütig, um jemanden zu erschießen.« Verächtlich spähte sie zu Marianne hinüber. »Dass Sie uns beehren würden, hätte ich nicht gedacht, Countess Westlake«, fügte sie hinzu und wies mit einer weit ausholenden Geste in den staubigen Salon. »Wie Sie sehen, sind wir eben erst eingetroffen und außerstande, Gäste zu empfangen.«

Bedrückt schaute Isobel sich in dem einst vertrauten Raum um, der verblüht und verfallen wirkte wie eine alte Frau in einem fadenscheinigen Kleid. Die Gemälde, an die sie sich erinnerte,

die Porzellanfiguren, die ihre Mutter so geliebt hatte, waren verschwunden. Weder Charles noch Robin ließen sich blicken.

»Keine Bange, wir besuchen Sie nicht«, konterte Marianne in scharfem Ton. »Wir sind nur gekommen, um Lord Robin abzuholen.«

»Wo ist er?«, fragte Isobel beharrlich. Sie spannte den Hahn der Pistole an und zielte auf die Stelle, wo Honorias Herz pochen musste, falls sie eines besaß.

Da stand die Schwiegermutter mit einem eisigen Funkeln in den Augen auf und schlenderte zu ihr.

»Solange du mich mit einem Schießeisen bedrohst, werde ich deine Fragen sicher nicht beantworten.« Mühelos entwand sie ihr die Waffe. »Beruhige dich. Dein Sohn ist bei bester Gesundheit. Nach der langen Reise schläft er tief und fest im oberen Stockwerk. Charles hat versprochen, er würde mit ihm am Strand entlangwandern, wenn es das Wetter erlaubt.« Voller Selbstvertrauen ging sie zu einem Teetisch und legte die Pistole darauf ab.

»Am Strand?«, flüsterte Isobel entsetzt. »So wie mit Mr Hart?«

Honorias rundes Gesicht lief

scharlachrot an, sie fuhr zu ihr herum. »Wovon redest du? Darf ich dich daran erinnern, dass ich der Vormund des Kindes bin? Du hast dich der Mutterschaft als unwürdig erwiesen. Nicht ich … Hat Blackwood dich hierher begleitet?« Ostentativ blickte sie an Isobel vorbei zur leeren Tür. »Nein, offenbar nicht. Er hat wohl nur ein kurzes Vergnügen gesucht, oder vielleicht war es ein belangloser Scherz, und er befasst sich schon mit seiner nächsten Eroberung.«

In Isobels Wangen brannte das Blut. Aber sie hielt dem Blick ihrer Schwiegermutter stand und

weigerte sich, Scham zu empfinden.

»Lady Honoria, ich muss darauf bestehen …«, begann Marianne entschlossen.

Aber Honoria unterbrach sie. »Hier handelt es sich um eine Familienangelegenheit, Countess, die Sie nichts angeht.«

»Wenn Sie sich an einem unschuldigen Kind vergreifen wollen, geht es mich sehr wohl etwas an«, fauchte Marianne. »Wie ich gehört habe, haben Sie Drohungen ausgestoßen …«

»Drohungen?«, trällerte Honoria. »Gegen meinen geliebten Enkel? Was für wilde Geschichten hast du

erzählt, Isobel?« Zu Marianne gewandt, verkündete sie: »Meine Schwiegertochter ist entehrt. Deshalb ist es mein gutes Recht, den Jungen ihrem Einfluss zu entziehen. Außerdem warst du es doch, Isobel, die mich gebeten hat, Robin ein paar Urlaubswochen am Meer zu gestatten.«

»Ja, aber nicht in einer Nacht-und-Nebel-Aktion…«, fing Isobel an.

Gebieterisch hob Honoria eine Hand. Aus langjähriger Gewohnheit verstummte ihre Schwiegertochter sofort. »Sehen Sie, Countess Westlake? Ich fürchte, sie bildet sich alles Mögliche ein. Ihre rege

Fantasie führt sie oft auf Irrwege.« Ihre Augen schienen Isobel zu durchbohren, die Botschaft darin lautete unmissverständlich: Hure.

Als Isobel einen Seitenblick auf Marianne warf, bemerkte sie die Skepsis ihrer Freundin, und das schürte ihren Zorn, der ihren Mut stärkte. »Ich will Robin sofort sehen!«

Zunächst entstand der Eindruck, Honoria würde erneut protestieren. Aber Isobel starrte sie so herausfordernd an, dass ihre Schwiegermutter ausnahmsweise als Erste die Lider senkte. Eine Zeit lang betrachtete sie den Rubinring

an ihrer Hand, bevor sie die Achseln zuckte und zur Tür ging. »Offensichtlich gibst du dich erst zufrieden, wenn du dich selbst von seinem Wohlbefinden überzeugt hast.« Zu Marianne gewandt, seufzte sie. Ihre Miene war eine hässliche Parodie großmütterlicher Sorge. »Obwohl ich zögere, ihn nach der langen Reise schon so früh zu wecken, Kinder brauchen ihren Schlaf. Doch ich kann es offenbar nicht ändern.«

Marianne trat beiseite und ließ ihr den Vortritt aus dem Salon. Raschelnd zogen Honorias Röcke eine breite Spur über den staubigen

Boden. Die beiden Frauen folgten ihr die Treppe hinauf. In der oberen Etage erkannte Isobel die ehemals vertrauten Flure wieder.

»Erinnerst du dich an dieses Zimmer, Isobel?«, fragte Honoria und blieb vor einer Doppeltür stehen. »Wenn ich mich nicht irre, wurde es von deiner Mutter bewohnt.«

Isobel stürmte an ihr vorbei und stieß einen Türflügel auf. »Robin?« Schwaches Morgenlicht drang durch die Ritzen der geschlossenen Fensterläden in den Raum, den auch Marianne betrat. »Robbie?« Das Bett war leer, Schonbezüge,

die grau vor Staub waren, verhüllten die Möbel.

In diesem Zimmer hausten nur Geister. Kein kleiner Junge.

Zu spät fuhr Isobel herum. Die Tür fiel ins Schloss, der Schlüssel knirschte.

Verblüfft sprang Charles auf, als die Tür zur Bibliothek abrupt geöffnet wurde, dabei stieß er seinen Cognacschwenker um.

Philip Renshaw, zur Hölle mit ihm, zuckte nicht einmal zusammen. Desinteressiert beobachtete er Honoria, die hereineilte und ihrem Sohn ein spitzenbesetztes Taschentuch zuwarf, damit er den Alkohol von seinen Breeches wischen konnte.

»Leider haben wir ein Problem, Gentlemen.«

»Was gibt es denn, Lady

Honoria?«, fragte Philip ärgerlich.

»Isobel ist hier.«

»Was?« Charles starrte das fleckige Gesicht seiner Mutter ungläubig an. »Mittlerweile müsste sie tot in einem Straßengraben liegen. Wie ist sie nach Waterfield gekommen?«

Mit einem vernichtenden Blick schien sie ihm die Verantwortung für das beklagenswerte Ereignis aufzubürden. »Wie ich annehme, wurde sie von Marianne Westlake zu uns gebracht, die ist nämlich auch da. Isobel bedrohte mich mit einer Pistole und verlangte den Jungen zu sehen.«

Voller Unbehagen spürte Charles, wie Philip ihn fixierte, er versuchte beflissen ihn zu beruhigen. »Das war nicht vorgesehen.«

»Solche Fehler dürfen wir uns nicht leisten«, betonte Renshaw.

»Was schlägst du vor, Mutter? In ein paar Stunden wird König Louis hier eintreffen!«

»Bitte, nenn den Verräter nicht König«, mahnte Philip. »Ein französischer König existiert nicht. Stattdessen haben wir einen empereur.« Er berührte den Diamanten in seinem Krawattentuch, der wie ein N für Napoleon geformt war. Dann strich

er mit demselben manikürten Finger über seine Kehle und musterte Charles mit eisigen Augen. »Töte die Frauen und das Kind.«

Charles fühlte sich elend. Früher waren sie Freunde gewesen, bei zahlreichen Trinkgelagen hatten sie fröhlich miteinander gelacht. Aber jetzt fand er Philip nicht mehr amüsant. Er war von Rachsucht zerfressen und jagte Charles eine Heidenangst ein. Den alten Verwalter auf den Kopf zu schlagen und ins Meer zu stoßen war ihm leichtgefallen. Aber zwei Frauen und einem Kind die Kehle

durchzuschneiden?

»Unmöglich!«, entschied Honoria. »Lady Marianne ist die Enkelin eines Dukes, die Gemahlin eines Earls. Also können wir sie nicht unbemerkt beseitigen.«

Als Philip sich zu ihr wandte, erschauerte Charles. Ihr Gesicht zeigte jenen hochmütigen Ausdruck, den er hasste. Halb und halb wünschte er, Philip würde ihm den Gefallen tun und das scharfe kleine Messer, mit dem er seine Fingernägel zu stutzen pflegte, in den Hals seiner Mutter stoßen.

Stattdessen lächelte Renshaw. »Mangelt es Ihnen an Fantasie,

Lady Honoria?« Er schwenkte seine Hand durch die Luft, ein Diamantring glitzerte im Licht der Morgensonne, die sich mühsam einen Weg durch die schmutzigen Fensterscheiben bahnte. »Wir arrangieren ganz einfach einen Kutschenunfall oder ein anderes Missgeschick.«

»Aber man wird Fragen stellen! Wenn Westlake hierherkommt …«

»Oder Blackwood«, murmelte Charles.

»Blackwood!«, zischte Honoria. »Was hat dieser Narr mit der Angelegenheit zu tun?«

»Nun, Marianne ist seine

Schwester, Mutter, und wir wissen, was ihn mit Isobel verbindet. Vielleicht hat Lady Marianne irgendwem erzählt, dass sie hierher reist. Diese Frau hört doch niemals zu reden auf«, fügte Charles unklugerweise hinzu. Im nächsten Moment hätte er sich am liebsten die Zunge abgebissen, denn Philips Blick flackerte unruhig zu ihm hinüber.

»Ah, Blackwood! Sogar in Paris wird über ihn gelästert. Nur ungern ließ ich meine Frau in London zurück. Aber ich nehme an, Evelyns Tugend ist nicht in Gefahr, solange Isobel Maitland seine Geliebte ist.«

»Das ist sie nicht!«, behauptete Honoria. »Was sollte ein Mann wie Blackwood mit einer so langweiligen Person anfangen? Jane erzählte mir, sie hätte die beiden zusammen gesehen. Davon glaube ich kein einziges Wort. Diese Geschichte benutzte ich nur als willkommenen Vorwand, um meine Schwiegertochter loszuwerden.«

»Nach meiner Erfahrung sind es die unauffälligsten Damen, die am meisten wagen«, gab Philip zu bedenken. »Sind Sie sicher, dass Isobel nichts von unseren Aktivitäten weiß? Möglicherweise vertraute sie sich einer Freundin an

…« Philip hob die Brauen. »Oder einem Liebhaber?«

Charles sah das Gesicht seiner Mutter erbleichen. Hatten sie Isobel unterschätzt? So dumm, wie Honoria glauben wollte, war sie nicht. Und sie konnte tatsächlich irgendetwas gesehen oder gehört haben.

Hatte sie Marianne, Evelyn oder Lady Augusta darüber informiert? Wenn Klatschgeschichten erst in Umlauf waren … Mühsam bezwang Charles die Übelkeit, die seinen Magen erfüllte.

»Wenn wir entlarvt werden!«, japste Honoria. »Das würde

Hochverrat, Schande und Tod bedeuten! Charles? Hast du vor Isobel oder Jane irgendetwas verlauten lassen? Wenn du betrunken bist, führst du dich immer so leichtfertig auf …«

»Natürlich nicht!«, fauchte er. Seine Gewissensbisse drängten ihn zu gestehen, dass er Waterfield für seine Schmuggelgeschäfte benutzt hatte, obwohl der Landsitz nur einem einzigen Zweck dienen sollte. Doch er presste die Lippen zusammen. Er brauchte das Geld. Und es war nicht schwierig gewesen, die Höhle unterhalb der Abbey in ein brauchbares Versteck

zu verwandeln. Welchen Schaden konnte das schon anrichten? In Gedanken zählte er die Männer zwischen Waterfield und London, die ihn kannten und als Schmuggler entlarven könnten, wenn alles schieflief. Da drehte sich sein Magen erneut um.

»Und wenn wir von Bosun's Belle aus verfolgt wurden oder der Gastwirt am Leben blieb?« Hysterisch rang Honoria die Hände. »Womöglich ist die Polizei bereits auf dem Weg hierher! Falls das zutrifft, können wir uns nicht mehr retten. Wir müssen sofort nach Frankreich aufbrechen, ehe es zu

spät ist!« Mit einem tiefen Atemzug erschütterte sie ihren üppigen Busen, die Augen traten aus den Höhlen. »Charles?«

Entgeistert starrte er seine Mutter an. Zum ersten Mal bat sie ihn um einen Rat, statt ihm Befehle zu erteilen. Doch er sah keinen Ausweg, Panik erfasste ihn.

Philip stand auf, packte den Arm der verzweifelten Frau und drückte sie in den nächstbesten Sessel. »Setzen Sie sich, Lady Honoria, bevor Sie in Ohnmacht fallen. Es ist zu spät, unsere Pläne zu ändern. Für die Risiken, die Sie eingingen, wurden Sie großzügig bezahlt.

Kümmern Sie sich um die Damen und den Jungen. In ein paar Tagen werden Sie in Paris Kaffee mit dem empereur trinken.«

Statt zu antworten, würgte Honoria nur ein angstvolles Wimmern hervor. Aus allen ihren Poren drang kalter Schweiß, auf ihrem teuren Kleid bildeten sich hässliche Flecken.

Angewidert verzog Philip das Gesicht, füllte einen Schwenker mit Cognac und drückte ihn in ihre H a n d . »Beruhigen Sie sich, Madam«, befahl er.

»Ja, Mutter, der französische König – eh – der ehemalige Duc d'Orléans

– ist bereits auf dem Weg hierher.« Während er beobachtete, wie seine Mutter an dem Cognac nippte, wurde sein Mund wässerig. Zur Hölle mit ihr, dauernd verbot sie ihm zu trinken, damit er einen klaren Kopf behielt. Nun stellte sie das kaum berührte Glas auf den Tisch, und er leckte über seine Lippen.

In Philips Augen glitzerte ein gefährlicher Glanz. »Charles hat recht, wir müssen die letzten Vorbereitungen treffen. Wenigstens haben wir etwas zu tun. Ich nehme an, die ›Gäste‹ sind irgendwo eingesperrt und in Sicherheit?«

»Im oberen Stockwerk«, krächzte Honoria. Wie ein gigantischer Pudding bebte sie am ganzen Körper.

»Gut.« Philip nickte. »Dann schlage ich vor, Sie überlassen alles Weitere mir, damit die Mission zur Zufriedenheit des empereur ein Ende findet. Jetzt brauche ich eine Mahlzeit. Gibt es in diesem Haus Dienstboten?«

»Ja«, antwortete Honoria, »eine Köchin und ein Dienstmädchen, so wie Sie es angeordnet haben, Sir. Sonst niemanden.«

Charles sah sie unterwürfig den Kopf senken, endlich wurde seine

Mutter einmal in die Knie gezwungen.

»Exzellent«, lobte Philip. »Unser Transport wurde arrangiert. Viel Zeit bleibt uns nicht mehr.«

Honoria erhob sich langsam. »Ich werde mich um Ihre Mahlzeit kümmern, Lord Renshaw.«

»Madam?«, rief Philip und hielt sie zurück.

Widerwillig drehte sie sich um, das runde Gesicht war grimmig verzerrt.

Charles beobachtete besorgt, wie Philip zu seiner Mutter ging und einen Finger unter ihr Doppelkinn legte, ihren Kopf hob und sie zwang, ihn anzuschauen. Von

seinem durchdringenden Blick gebannt, riss sie die Augen auf. »Versuchen Sie nicht zu flüchten. Jeden weiteren Fehler würden Sie teuer bezahlen, Madam. Ist das klar?« Ganz sanft strich sein Finger über ihren dicken Hals, von einem Ohr bis zum anderen. Was er damit meinte, war unschwer zu erraten.

Honoria wich zurück und presste eine Hand auf ihre Kehle. Reflexartig schluckte Charles.

»Jetzt führe ich das Kommando«, flüsterte Philip.

Flehend wandte Honoria sich zu ihrem Sohn. Aber er kannte kein Mitleid, griff nach dem

Cognacschwenker, den sie verschmäht hatte, und leerte ihn in einem Zug.

47

Isobel zerrte an den Fensterläden. Während sie mit dem verbogenen Holz kämpfte, ignorierte sie die Staubwolke, die in Charlottes einstigem Schlafzimmer schwebte. Doch die von feuchter Salzluft verkrusteten Angeln klemmten hartnäckig.

»Willst du etwa aus diesem Fenster klettern, Isobel?« Seufzend gab Marianne den Versuch auf, die Tür aufzubrechen. »Wir sind hier in einem Turm!«

»Wenn es sein muss, würde ich das tun«, erwiderte Isobel

entschlossen.

»Aber das ist …«, begann die Freundin.

Mit einem durchdringenden Blick brachte Isobel sie zum Schweigen. »Ich werde meinen Sohn finden!« An einem ihrer Finger war der Nagel eingerissen, Blut quoll aus einer kleinen Wunde. Aber das bemerkte sie kaum. »Er lebt noch. Da bin ich mir sicher. Ich wüsste es, wäre er …« Die nächsten Worte vermochte sie nicht auszusprechen. »Nicht einmal Charles könnte so etwas im hellen Tageslicht tun.«

»O Isobel«, stöhnte Marianne voller Mitgefühl.

Isobel wandte sich wieder zu den Fensterläden. Wie lange hatte man sie nicht mehr geöffnet? Beim letzten Aufenthalt ihrer Mutter war sie fünfzehn Jahre alt gewesen.

Nun eilte Marianne zu ihr. Mit vereinten Kräften zerrten sie an dem alten Riegel. Endlich gab er nach, mit protestierendem Knarren ließen sich die Läden öffnen.

»Nein!«, rief Isobel entsetzt.

Sie standen nicht vor einem Fenster, sondern nur vor einem schmalen mittelalterlichen Schlitz in der dicken steinernen Klostermauer, der wie ein Kreuz geformt war. Offenbar hatte er den Zweck erfüllt,

Marodeure fern und Nonnen, die im Turm saßen, gefangen zu halten. Die Morgensonne beleuchtete ein Kruzifix, das am Boden des Zimmers lag, ein Windstoß wehte durch den Spalt und pfiff ein Spottlied, als er Staub aufwirbelte.

Verzweifelt spähte Isobel durch die schmale Öffnung. Jenseits der Klippe glitzerte das Meer, und sie roch den schwachen Duft der Rosen im Garten. Zur Rechten erstreckte sich der Park, ausgedehnt und verlassen bis zur unsichtbaren Straße, die über eine Meile entfernt vorbeiführte.

Bitter enttäuscht hämmerte Isobel

eine Faust gegen die weiß getünchte Mauer neben dem Fenster. Doch die kannte keine Gnade, nicht einmal angesichts einer unglücklichen Mutter.

»Es muss einen anderen Weg nach draußen geben«, flüsterte sie und untersuchte die Wände des Zimmers. In alten Klöstern gab es viele Geheimtüren und verborgene Passagen. Oder gab es die nur in Abenteuerromanen? Sie presste eine Wange an eine Mauer und spähte hinter den Schrank. Nichts.

»Wir müssen warten«, meinte Marianne.

»Worauf?«

»Auf Adam. Und natürlich Phineas.«

»Unsinn, die wissen nicht einmal, wo wir sind!«

Marianne lächelte. »Ganz sicher werden uns die beiden finden. Vor allem, wenn wir ihnen ein bisschen helfen.« Sie ging zum Schrank und öffnete ihn.

Wie ein Gespenst bewegte sich das Bild ihrer Gestalt in den staubigen Spiegeln an den Innenseiten der Türen.

»Irgendwie müssen wir unsere Rettung doch beschleunigen können. Bald wird’s Zeit für den Lunch, und ich bin hungrig … O

Isobel, schau doch!« Sie zog Schonhüllen von den Kleidern, die immer noch im Schrank hingen, und strich über glänzende Stoffe.

Charlottes Garderobe.

Plötzlich verengte sich Isobels Brust.

Marianne nahm ein Kleid heraus, hängte es an die Schranktür und trat zurück, um es mit typisch weiblichem Entzücken zu bewundern.

Behutsam ließ Isobel ihre Fingerknöchel über die hellblaue Seide gleiten. An den Ärmeln schimmerte silberne Spitze, der tiefe Ausschnitt war ein Skandal.

Dieser Anblick erinnerte sie an das Kostüm aus rosa Satin, das sie auf Mariannes Maskenball getragen hatte, an Blackwoods Arme, die sich um ihren Körper schlangen, seine Hände, die auf ihrer Haut brannten, seinen Mund … Hastig kehrte sie dem Kleid und ihrer Sehnsucht den Rücken.

»Unterröcke!«, jubelte Marianne. »Genau das, was wir brauchen!« Sie stellte sich auf die Zehenspitzen, um das Bündel im oberen Fach zu erreichen. »Natürlich wird mein Mann moralisch entrüstet sein. Umso schneller wird er laufen.« Sie

kicherte boshaft und zupfte an den Bändern, die den Musselinbeutel zusammenhielten.

Plötzlich rieselte eine Woge aus Seide, Spitze und Satin auf sie herab, breitete sich am Boden aus und schien den ganzen Raum zu füllen.

Auch ein bemaltes Holzkästchen fiel aus dem Fach herunter und barst krachend auseinander. Die Schatulle musste ein Spielwerk enthalten, denn der Aufprall löste den Mechanismus aus. Zögernd und rostig erklang ein altes Menuett.

Marianne suchte einen violetten Unterrock mit rosa Seidenröschen

aus, befestigte die Bänder an den Angeln der Fensterläden und stopfte die üppigen Spitzenrüschen durch die kreuzförmige Öffnung.

Seite an Seite sahen die Freundinnen den Rock im Wind flattern – einen schockierenden Farbfleck vor der grauen Klostermauer, eine absurde Flagge, die verkündete, die Countesses Ashdown und Westlake würden sich in Waterfield Abbey befinden.

Isobel betrachtete die verstreuten Briefe und tat sie als belanglos ab. Mit einer Frauenhandschrift auf dickem Pergament waren die meisten an ihren Onkel adressiert,

sie würden ihr nicht helfen, dieses Zimmer zu verlassen oder Robin zu finden. Forschend schaute sie zu den Spinnweben hinauf, die von der Decke herabhingen. Wuchtige Holzbacken stützten massiven Stein. Am Boden entdeckte sie keine losen Bretter oder Falltüren. Wie eine Krypta erschien ihr der Raum.

Marianne hob die Briefe auf. »Sieh doch, Isobel, da ist ein Brief an dich.«

»Nein, unmöglich, mein Onkel hat mir nie geschrieben«, erwiderte Isobel ungeduldig. »Vielleicht lassen sich die Türangeln

herausbrechen …«

Wohl kaum, musste sie sich eingestehen, denn die Angeln bestanden aus widerstandsfähigem Eisen.

»Leider haben wir keine Werkzeuge«, seufzte Marianne. »Hier gibt es keinen Weg nach draußen, also müssen wir warten, bis Adam und Phin hereinkommen. Wenigstens haben wir etwas zu lesen.«

»Aber ich kann nicht einfach nur warten.« Isobel inspizierte den Schrank, suchte in den Schubladen nach Haar- oder Nähnadeln, die sie benutzen könnte, um das

Türschloss zu öffnen. Oder gab es irgendetwas Hartes, mit dem sie Löcher in Steinmauern schlagen konnte?

Doch sie fand nur Staub, Spitzenborten, eine Haarbürste und einen kleinen Spiegel.

Sie hob die schwere Bürste mit dem Silbergriff hoch. Möglicherweise war das eine nützliche Waffe, wenn Honoria zurückkam. Dann biss sie auf ihre Lippen. Nachdem ihre Schwiegermutter sich nicht einmal vor einer Pistole gefürchtet hatte, würde ihr eine Haarbürste keinen Schrecken einjagen.

Von neuer Panik erfasst, fragte sie sich, wie sie Robin beschützen sollte. Sie schaute zu Marianne hinüber. Seelenruhig saß die Freundin am Boden, ohne den Staub zu beachten, und las die Briefe. War sie so sicher, dass ihr Gemahl sie retten würde? Natürlich, Westlake liebte sie.

Mit geschlossenen Augen dachte Isobel an Blackwood.

Er hatte ihr einen Heiratsantrag gemacht. Deshalb musste sie ihm irgendetwas bedeuten. Hätte ihr Brief ihn erreicht, wäre er ihr dann zu Hilfe geeilt?

Sie ging zum Fensterschlitz, spähte

am flatternden Unterrock vorbei, über den Park hinweg. Würde Blackwood jetzt zu ihr kommen? In ihre dunkle Verzweiflung drang ein Hoffnungsschimmer.

»Setz dich zu mir, Isobel!«, schlug Marianne vor. »Bald muss Honoria jemanden hierher schicken, der uns eine Mahlzeit bringt.« Sie hielt ihr einen Brief hin. »Das solltest du wirklich lesen.«

Ohne die Tür aus den Augen zu lassen, nahm Isobel den Brief entgegen. Angespannt lauschte sie auf Schritte oder einen klirrenden Schlüssel. Mit der anderen Hand umklammerte sie die Haarbürste.

Was sie las, raubte ihr den Atem. Es waren Beteuerungen inniger Liebe und Sehnsucht zwischen Tränenspuren, vergilbten Stellen und Schimmelflecken …

Verwirrt sank sie auf die Knie, las den Brief zu Ende, dann noch einen und noch einen …

Lieber Bruder,
ich flehe dich an! Du musst Mittel und Wege finden und mein geliebtes Kind zu mir senden. Geht es Isobel gut? Erinnert sie sich überhaupt noch an mich? Sie beantwortet meine Briefe nicht, obwohl ich ihr jeden Tag schreibe. Du hast mir erzählt, du könntest

ihr meine Briefe nicht aushändigen. Aber es muss doch eine Möglichkeit geben … Jetzt ist sie alt genug. Schick sie zu mir nach Florenz. Wie hat Fraser herausgefunden, dass ich einen Mann beauftragt habe, sie zu holen? Jetzt ist sie verheiratet, und es ist zu spät …

Isobel bemerkte ihre Tränen nicht, bis Marianne ihr ein Taschentuch in die Hand drückte.

Also hatte ihre Mutter sie nicht im Stich gelassen, sie wollte sie offenbar zu sich holen und hatte den Onkel verzweifelt um Hilfe gebeten. War Lord Denby zu feige

oder zu desinteressiert gewesen, um irgendetwas anderes zu unternehmen, als diese Briefe in der Hoffnung, Isobel würde sie eines Tages finden, zu verwahren?

Sie schloss die Augen und stellte sich vor, wie viele Briefe ihr Vater abgefangen und vernichtet haben musste. Grausam hatte er seiner Tochter den Eindruck vermittelt, die Mutter würde nicht mehr an sie denken.

Dann hatte er sie mit Robert Maitland verheiratet und für immer aus Charlottes Reichweite entfernt. Honoria übernahm die Aufgabe, alle Briefe zu beseitigen.

Deshalb bestand die Schwiegermutter darauf, die an Isobel adressierten Briefe vor ihr zu lesen.

Stöhnend hob sie die Lider und starrte die Sonnenstrahlen an, die durch das kreuzförmige Fenster auf Charlottes Bett fielen. Für ihre Mutter war dieser Raum ein Gefängnis gewesen, so wie jetzt für die Tochter. In wie vielen Nächten muss sie hier rastlos umhergewandert sein, hilflos und ungeliebt, während ich im Kinderzimmer schlief?

Nun stand für sie fest, dass die Mutter sie geliebt und jahrelang

versucht hatte, sie nach Italien zu holen. Als sie das blaue Satinkleid musterte, brannten neue Tränen in ihren Augen.

Durch einen Schleier glaubte sie zu sehen, wie Charlotte es trug und ihr Kind voller Liebe anschaute. Endlich war die Mutter gewissermaßen zur Tochter zurückgekehrt, und Isobel trat aus den Schatten ins Licht.

Sie faltete den letzten Brief zusammen und stand auf. Sie musste ihr eigenes Kind retten, ehe es zu spät war.

»Nur vier Wachtposten, falls ich alle zählen konnte.« Phineas' Blick suchte die graue Steinfassade der Abbey ab. Dann gab er das Fernrohr seinem Schwager, verlagerte sein Gewicht im Stroh auf dem Heuboden des kleinen Stalls und versuchte, seine schmerzende Schulter zu ignorieren. »Also dürfte es uns nicht schwerfallen, einzudringen und die beiden Ladys aufzuspüren.«

Mit zusammengekniffenen Augen spähte Adam durch das Fernglas. Langsam ließ er seinen Blick über

das ganze Grundstück und die Nebengebäude wandern. »Was da drin passiert und ob sie überhaupt hier sind, wissen wir nicht. Jedenfalls warten wir die Ankunft meiner Männer ab«, fügte er eigensinnig hinzu.

Phineas wischte den Schweiß von seiner Stirn und musterte den Earl. Natürlich schwitzte der nicht, zum Geier mit ihm. Die Schulterwunde schmerzte immer heftiger, sie schrie nach einer anständigen Mahlzeit und erholsamem Schlaf.

Doch er konnte weder essen noch trinken oder schlafen, ehe Isobel in Sicherheit war. »Meinst du nicht,

wir könnten sie leichter herausholen, bevor der Tumult losgeht?«

Adams Kinnmuskeln spannten sich a n . »Wahrscheinlich ist Marianne daheim, wo sie hingehört, und Isobel bei ihr.«

»Klar, das wäre eine realistische Annahme, wenn wir nicht über Marianne reden würden«, erwiderte Phineas sarkastisch. »Meine Schwester kenne ich genauso gut wie du. Falls Maitland seinen Neffen nach Waterfield gebracht hat, ist Isobel auch hier, und zwar zusammen mit Marianne. Hast du nicht selbst von der Loyalität deiner

Gemahlin geschwärmt?«

Nur sekundenlang zeigte Adams Miene eine gewisse Angst, die er entschlossen verdrängte. »Ich kann es mir nicht leisten, die Mission zu vermasseln, Phin. Nicht einmal Marianne zuliebe.« Er wandte sich ab und inspizierte wieder das Haus. »Wenn ich jetzt da reinstürme, und sie ist nicht da, wäre unsere monatelange Arbeit umsonst gewesen.«

»Nimmst du lieber in Kauf, deine Frau zu verlieren? Meine Schwester? Isobel und ihren Sohn?«

Adam klappte das Fernrohr zusammen. »Beweise mir, dass sie

hier sind, Blackwood! Diesmal verlasse ich mich nicht auf Ahnungen.«

Ärgerlich runzelte Phineas die Stirn. Bisher hatten seine Ahnungen den Schwager stets überzeugt. »Gut, ich gehe hinein und finde Beweise.«

»Nein, du gehst nirgendwohin. Kann ich mich auf dein Urteil überhaupt noch verlassen, wenn du mit einer Frau schläfst, die dich womöglich zum Hochverrat verleitet? Würdest du sie verhaften, wenn es nötig wäre? Oder erschießen?«

»Ich werde tun, was erforderlich

ist!«, stieß Phineas hervor.

»Dann wirst du warten, bis uns genug Männer unterstützen, damit wir die Mission erfolgreich beenden können«, entschied Adam. Das war ein unmissverständlicher Befehl.

Phineas griff wieder nach dem Fernglas und suchte die Fassade des Gebäudes ab. In den oberen Stockwerken gab es keine Fenster, nur kreuzförmige Schlitze in den Steinmauern des einstigen Klosters – eine Erinnerung an das friedliche, gottgefällige Leben der Nonnen, das die Schergen von Henry VIII. zerstört hatten. Würde sich die Geschichte wiederholen, weil zwei

Frauen ein grausames Schicksal drohte? Seine Finger krampften sich so fest um das Fernrohr, dass die Lederhülle knarrte.

Plötzlich sprang ihm etwas Violettes am grauen Stein ins Auge, und er hielt den Atem an.

»Hast du nicht einen Beweis verlangt?« Er reichte das Fernglas seinem Schwager und wartete, bis Adam den Unterrock aus dem schmalen Fenster flattern sah.

Mit gekräuselten Lippen schob der Earl das Fernrohr wieder zusammen. »Hoffentlich ist das nicht ein Unterrock, den meine Frau tragen müsste.«

»Vielleicht gehört er Isobel.«

»Wohl kaum. Hast du nicht ein Wäschestück von ihr eingesteckt?«

Phineas warf einen Blick auf die rosa Seide, die aus der Tasche seines Jacketts lugte.

Den Gedanken, sie könnte nichts dergleichen tragen, fand er genauso erregend wie die Vorstellung, wie sie in dem dünnen Hemd aussehen würde. Hastig schob er es tiefer in die Tasche.

»Nun haben wir einen Beweis«, betonte er. »Ich nehme an, du willst nicht an die Haustür klopfen und fragen, ob deine Frau anwesend und präsentabel

gekleidet ist.«

Zögernd starrte Adam den wehenden Unterrock an. »In diesen alten Klöstern gibt es zahllose Geheimgänge und Schlupfwinkel, wo verfolgte Priester versteckt wurden. Wahrscheinlich führen einige Passagen zum Meer oder zu den Stallungen. Darüber habe ich viele Berichte gelesen. Zum Beispiel stürzte die Halle von Carbrooke Abbey vor ein paar Jahren unter einem lebhaften Volkstanzfest ein, und der Besitzer entdeckte eine Geheimkammer unterhalb seines Hauses, die mit verbotenen Büchern und religiösen Schätzen

gefüllt war. Über zwei Jahrhunderte lang waren sie da unten verborgen.«

»Und wie finden wir diese Gänge?« Ungeduldig holte Phineas ihn in die Gegenwart zurück.

»Die Suche können wir uns sparen.« Adam blinzelte erstaunt. »Dafür würden wir Tage brauchen. Vermutlich treiben sich schon französische Agenten in der Abbey herum, die jede verdächtige Person erschießen würden. In ein paar Stunden treffen unsere Streitkräfte mit dem Doppelgänger des französischen Königs ein. Dann haben wir genug Leute für eine

Rettungsaktion, aber jetzt kann ich nichts riskieren.«

»Da drin ist deine Frau«, mahnte Phineas erbost. Zusammen mit Isobel.

»Wenn Marianne sich gut genug fühlt, um anstößige Kleidungsstücke aus dem Fenster zu hängen, wurde sie schätzungsweise unverletzt eingesperrt.«

»Und Isobel? Und ihr Sohn? Ihre Zofe hat erzählt, er sei mitten in der Nacht aus dem Bett geholt worden. Solange Robin Maitland lebt, darf Charles den Titel Earl nicht beanspruchen.«

Adam schaute weg. »Gewiss, ein

unglückseliger Faktor … Aber vielleicht ist Robin schon tot. Das wissen wir nicht, zudem gibt es dringlichere Probleme.«

»Und wenn es um Jamie ginge?«

»Um meinen Sohn geht es nicht. Er befindet sich daheim, wo er hingehört. Wenn der richtige Moment gekommen ist, werde ich seine Mutter befreien, ehe ihr etwas zustößt. Und zwar ohne sinnlose Heldentaten, die uns beide umbringen könnten.«

»Freut mich, wie sehr du meine Schwester liebst!«, fauchte Phineas. Bestand Adam aus Holz und Metall, wie seine gottverdammten

Erfindungen?

»Mehr als mein Leben. Trotzdem werde ich keine Dummheiten machen, die uns beide ins Verderben stürzen würden. Mein Sohn braucht einen Vater und Geschwister. Sobald es an der Zeit ist, werde ich alles Erforderliche unternehmen, um Marianne zu retten. Auch Isobel und ihren Sohn, wenn das möglich ist. Bis dahin erwarte ich, dass du meine Befehle befolgst, Blackwood. Denk nicht mit deinem …«

»Captain Lord Westlake?«

Blitzschnell zog Phineas seine Pistole und zielte auf den Mann, der

den Stall betrat. Der Matrose hob seine Hände und schaute Adam an.

»Ah, Mr Gibbs, endlich!« Adam stand auf und wischte Strohhalme von seinem Jackett.

»Tut mir leid, dass es so lange gedauert hat, Sir. Bei Margate gerieten wir in einen ungünstigen Wind.«

»Nun hast du die Hilfe, die du brauchst«, bemerkte Phineas. »Also gehe ich hinein.«

Adams presste seine Lippen zu einem dünnen Strich zusammen. »Nein.«

»Du schätzt die Situation falsch ein, Westlake, ich bitte dich nicht

um Erlaubnis.« Phineas sprang auf und ballte eine Hand, als der Earl den Mund öffnete, um zu widersprechen. »Jetzt gehe ich hinein. Und wenn ich vorher mit dir kämpfen muss, werde ich es tun.«

Kühl und abschätzend musterte Adam die bandagierte Schulter seines Schwagers und das blutige Hemd. »Glaubst du wirklich, in deinem Zustand könntest du mich oder Maitland besiegen?«

Phineas hob schweigend die Brauen, sein Blick bekundete unerschütterliche Entschlossenheit. Für England und die geliebte Frau würde er jeder Gefahr trotzen.

Seufzend gab Adam nach. »Sei bloß vorsichtig, Phin. Wenn es Schwierigkeiten gibt – beschütz die Frauen.«

»Du kannst dich auf mich verlassen. Wie immer.«

Hastig stieg Phineas die Heubodenleiter hinab, rannte aus dem Stall und in den kleinen Hof zwischen der Küche und dem Hauptgebäude. Lange Schatten füllten die Kreuzgänge rings um einen überwucherten Gemüsegarten. Angespannt sah er sich nach verdächtigen Bewegungen um.

Als ein plötzlicher Schrei gellte,

fuhr er herum. Der Angreifer war nur wenige Zentimeter von ihm entfernt in der Luft, er fand keine Zeit, ihn zu erschießen. Mit einem Schmerzenslaut sank er in den Kies.

Kreischend flatterte eine Möwe über seinen Kopf hinweg und verfehlte ihn nur um Haaresbreite. Er sah sie zum Turm hinauffliegen, ungeschickte Flügelschläge hallten in dem kleinen Hof wider. Vom Himmel glitt eine zweite Möwe herab, dann noch eine und noch eine, bis der Lärm zahlreicher großer Seevögel den Garten füllte.

Aus einem der hohen Fensterschlitze fielen Brotkrumen,

verbissen kämpften die Möwen um jeden Bissen. Die Erinnerung daran, wie Jamie und Robin den Enten im Hyde Park Krümel zuwarfen, schoss ihm durch den Kopf. In dem schmalen Fenster schimmerten rote Locken im Licht der sinkenden Sonne. Phineas grinste.

Offenbar lebte Robin Maitland noch.

Marianne las jeden Brief, sobald ihn ihre Freundin beiseitelegte. »O Isobel, deshalb wolltest du meinen Bruder nicht heiraten?« Mit Augen voller Tränen beendete sie die Lektüre.

»Das hat Blackwood dir erzählt?« Isobel hielt den Atem an. »Hat er dir alles erzählt?«

Sofort versiegten die Tränen, lebhafte Neugier ermunterte Marianne. Sie wischte ihre Wangen ab, staubige Finger hinterließen dunkle Spuren auf ihrer Haut. »Was alles? Er erwähnte nur, du hättest

seinen Heiratsantrag abgelehnt. Da erklärte ich ihm, wie unglücklich deine Ehe war und dass du dieses Leid nicht wiederholen wolltest. Deswegen hast du Nein gesagt, stimmt das etwa nicht? Oder gibt es noch andere Gründe?«

»Nun, ich …« Von indiskreten Fragen bestürmt, zögerte Isobel unbehaglich.

»Stört dich Phins schlechter Ruf?«

Erstaunt hob Isobel die Brauen. »O nein, das ist es nicht …«

»Noch nie war er so verliebt!«, schwärmte Marianne. »Jahrelang habe ich darauf gewartet! Er liebt dich so sehr, du bist genau die

Richtige für ihn.«

Er liebt mich?

Wie gern würde Isobel daran glauben. In ihrer Brust tanzten schwindelerregende Schmetterlinge.

»Liebst du ihn?«

O ja. »Natürlich nicht!«, entgegnete sie und beobachtete ihre Finger, die durch den Staub fuhren. »Ich muss Verantwortung tragen, Pflichten erfüllen, und die Menschen, die mich brauchen …«

Marianne schnaufte undamenhaft. »Was für eine miserable Lügnerin du bist! Ich habe gemerkt, wie du ihn anschaust. Ganz zweifellos

liebst du ihn. Da sehe ich es schon wieder, dein Erröten verrät dein Geheimnis sogar unter all dem Schmutz.« Sie ergriff einen Unterrock und begann ihr eigenes Gesicht zu säubern. »Bevor Adam und Phin ankommen, müssen wir uns wirklich um eine präsentable äußere Erscheinung bemühen.«

Kummervoll schüttelte Isobel den Kopf. »Es macht keinen Unterschied.«

Marianne blinzelte über einer winzigen sauberen Stelle auf ihrer Wange. »Was? Der Schmutz? Oder die Liebe?«

»Liebe«, hauchte Isobel. »Selbst

wenn ich jemanden liebte, ich könnte ihn nicht heiraten. Unmöglich.«

»Warum nicht?«

Wieder zauderte Isobel. Noch nie hatte sie jemandem gestanden, dass sie über ihr Leben nicht frei bestimmen durfte.

Aber Marianne schaute sie durchdringend an. »Wir haben Zeit. Erzähl mir alles.«

Mit der Wahrheit würde Isobel die Freundin maßlos erschrecken und zum Schweigen bringen. Dann könnte sie endlich ungestört überlegen, wie sie Robin und sich selbst befreien sollte.

»Robert verbot mir in seinem Testament, ohne Honorias Erlaubnis wieder zu heiraten oder auch nur Freundschaften zu schließen. Falls ich es trotzdem tue, verliere ich meinen Sohn. Und nun habe ich Robin verloren, weil ich wagte …« Noch einmal warf sie einen Blick auf das hellblaue Kleid. Sie glich ihrer Mutter eben doch. Mit geballten Händen beschloss sie, ihr restliches Leben nicht ohne ihr Kind zu verbringen.

Nachdem sie Phineas' Heiratsantrag abgelehnt hatte, war Robin alles, was ihr noch blieb. Und er brauchte sie. Ohne sie würde

Charles …

Energisch schluckte sie die Panik hinunter, die ihre Kehle verengte. Irgendeinen Ausweg musste es geben.

»O Isobel, ich hatte keine Ahnung!«, unterbrach Marianne die quälenden Gedanken, sie war kein bisschen schockiert, nur voller Mitgefühl. »Weiß Phin Bescheid?«

»Es ist zu spät, ich habe ihn abgewiesen«, erwiderte Isobel. Falls ihr zusammen mit Robin die Flucht aus diesem Haus gelang, würde sie London verlassen, sogar England, wenn es sein musste, um ihn vor Charles und Honoria zu

schützen. Wahrscheinlich würde sie Blackwood nie wiedersehen. Doch an einem seidenen Faden hing immer noch ein wenig Hoffnung.

Marianne legte eine Hand auf das Knie ihrer Freundin. »Nein, es ist keineswegs zu spät! Schau dir diese Briefe an – deine Mutter hatte eine zweite Chance, zu lieben und geliebt zu werden, und die hat sie ergriffen. Glaub mir, sie hat richtig gehandelt.«

Verwirrt blickte Isobel auf. »Aber mein Sohn …«, begann sie.

Marianne erhob gebieterisch eine Hand. »Hör mir zu. Charlotte beging nur einen einzigen Fehler, sie

flüchtete ohne dich, in der Hoffnung, sie könnte dich später zu sich holen. Natürlich hätte sie dich sofort mitnehmen müssen. Aus reiner Rachsucht hielt dein Vater dich gefangen. Aus lauter Hass gegen seine Frau vermählte er dich sogar mit Robert Maitland. Kein Wunder, dass du so schlecht über die Ehe denkst! Mit Phineas wäre es nicht so, Isobel. Mein Mann und mein Bruder werden uns und Robin befreien. Dann gestehst du Phineas deine Liebe, heiratest ihn, und ihr beide werdet endlich glücklich.«

»So einfach ist das nicht. Robert hat mir meinen Sohn

weggenommen, indem er Honoria und Charles zu seinen legalen Vormündern gemacht hat. Welches Gericht würde das Testament eines Vaters missachten?«

Marianne winkte lachend ab. »Deshalb musst du dich nicht sorgen. Wir Archers zählen zu den mächtigsten englischen Familien, besitzen Adelstitel und Geld. Und wir sind mit dem König befreundet. Charles Maitland ist nur ein Gentleman mit einem Ehrentitel. Sicher können wir ihn veranlassen, die Vormundschaft für Robin aufzugeben.«

»Willst du ihn bestechen?«

Lässig zuckte Marianne die Achseln. »Da er die Countess of Westlake gefangen nahm und der Earl of Westlake dergleichen nicht verzeiht, wird Geld wohl kaum eine Rolle spielen. Auch Phineas kennt keine Gnade, wenn ihm jemand in die Quere kommt. Entschlossen schützt er alle, die er liebt. Und dich liebt er geradezu verzweifelt.«

Ist es möglich, jemals ein glückliches Leben zu führen?, fragte sich Isobel. Blackwood liebte sie. Zum ersten Mal seit der Trennung von ihrer Mutter empfand sie berechtigte Hoffnungen.

Marianne schaute zum Fenster.

»Warum dauert es so lange, bis Adam und Phin hier eintreffen? Das verstehe ich nicht. Es ist schon fast dunkel.« Sie ergriff die Haarbürste und den kleinen Spiegel. »Nun, wenigstens finden wir Zeit, uns zu kämmen und etwas für unsere Gesichter zu tun, bevor unsere tapferen Ritter uns retten.«

Sofort wurde Isobels Hoffnung von kalter Angst verscheucht. Die Nacht verschleierte verbrecherische Taten wie Schmuggel und Mord. Wenn Robin noch lebte, musste sie jetzt zu ihm gelangen. Auf Rettung von außen, die vielleicht niemals erfolgen würde, durfte sie nicht

warten.

Sie beobachtete, wie Marianne seelenruhig ihr Haar ordnete und in ihre Wangen kniff. Nun glich sie einer Debütantin, die sich auf einen Ball vorbereitete.

Wozu Charles fähig ist, ahnt sie nicht, dachte Isobel. Dann riss sie den Spiegel aus der Hand ihrer Freundin. Sie konnte und wollte nicht auf Blackwood warten, sie würde Charles nicht erlauben, seine unheilvollen Pläne durchzuführen.

Im schwindenden Tageslicht eilte sie zur Tür. Bevor das nächtliche Dunkel hereinbrach, musste sie handeln. Sie schmetterte den

Spiegel gegen die Wand und ignorierte den Aufschrei ihrer Freundin. Wahrscheinlich fand Marianne sie genauso verrückt wie die Maitlands. Doch Isobel nahm sich keine Zeit für Erklärungen. Sie hob die Glassplitter auf und begann den zerbröckelnden Mörtel von der oberen Türangel wegzuschaben.

50

In der Abbey war es so still, dass Phineas seine eigenen Herzschläge hörte, während er dem dunklen Korridor folgte. Konzentriert lauschte er auf Geräusche, die Gefahren ankündigen würden. Die Schmerzen der Schusswunde verebbten, weil er all seine anderen Sinne schärfte.

Etwas weiter vorn drang Licht aus einem Torbogen. Wenig später betrat er einen großen Raum, wahrscheinlich das einstige Refektorium des Klosters. Welchen Zweck es jetzt erfüllte, ließ sich

nicht feststellen.

Kein einziger Teppich zierte den Steinboden. Aber schwere rote Samtbehänge schmückten die Wände. Am Ende der Halle erhob sich ein Podest mit einem rechteckigen Tisch. Pechfackeln brannten in Wandhaltern, spiegelten sich rötlich und golden in der polierten Eichenholzplatte.

Hinter dem Tisch reihten sich drei geschnitzte Stühle aneinander, und vor dem Podium stand ein schlichter Schemel. In einer Ecke ragte ein großer, gespenstischer Gegenstand empor, der von einer Leinendecke verhüllt war, auf der ein gesticktes

N inmitten eines Lorbeerkranzes prangte.

Napoleons Wappen.

Auf dem Steinboden des Korridors polterten Stiefelabsätze. Nur sekundenlang erstarrte Phineas, ehe er gerade noch rechtzeitig hinter einen Samtvorhang schlüpfte. An die Mauer gepresst spürte er Eiseskälte, die in seine Knochen drang. Er zog seine Pistole aus dem Gürtel, spannte den Hahn an und wartete.

»Sobald er hereingebracht wird, nehmen wir unsere Plätze ein.«

Phineas erkannte Charles Maitlands Stimme.

»Damit bist du sicher einverstanden, da die Sache so gut wie erledigt ist und es sinnlos wäre, die Prozedur in die Länge zu ziehen. Unter den gegebenen Umständen sollten wir möglichst schnell verschwinden. Wie ich annehme, erwartet uns ein Schiff?«, fügte Charles nervös hinzu.

»Natürlich, in der Bucht«, erwiderte Philip Renshaw. »Deshalb habe ich Waterfield ausgesucht, weil es einen bequemen Fluchtweg bietet. Doch das weißt du sicher, nachdem du die Bucht für deine Schmuggelgeschäfte benutzt hast, nicht wahr?«

»Eh – ich …« Charles stockte und bemühte sich nicht, die Beschuldigung zu entkräften.

Nun nahm Renshaws Tonfall einen gefährlichen Klang an. »Deshalb musste ich meine Pläne ändern, via London nach England zurückkehren und riskieren, entdeckt zu werden. Diesen Ort hier ließ ich die ganze Zeit überwachen, du Narr. Fast jede Nacht hielt ein Dutzend Männer nach den Schiffen Ausschau, die deine Frachten in die Bucht beförderten. Nur nicht bei Vollmond. So wie heute Nacht. Oder erwartest du heute Gesellschaft?«

Charles räusperte sich, der

angstvolle Laut hallte von den steinernen Wänden wider. Verstohlen spähte Phineas am Rand des Samtbehangs vorbei. Im Fackelschein wirkten Maitlands Wangen leichenblass, die Augen hohl. Schweigend schüttelte er den Kopf, um die Frage zu beantworten.

»Das war nur einer deiner zahlreichen Fehler«, fuhr Renshaw fort. »Ein anderer war zum Beispiel die Schießerei beim Gasthaus, die eine schnelle, diskrete Abreise verhinderte. Und jetzt müssen wir auch noch Personen beseitigen, die vielleicht schon in alle Welt hinausposaunt haben, was sie

wissen.«

»Bald ist es vorbei.« Charles versuchte, leichthin zu sprechen, obwohl seine Stimme bebte. »Morgen früh sind wir in Frankreich und zum Dinner in Paris.«

Phineas lauschte den Schritten Renshaws, der langsam umherwanderte.

»Wenigstens ist dieser Raum in Ordnung.« Renshaw strich über die reich geschnitzte Lehne eines Stuhls, nur wenige Meter vom Versteck des reglosen Beobachters entfernt.

Vor fast einem Jahr hatte Phineas ihn zuletzt gesehen. Philips Gesicht

erschien ihm härter und viel älter als in seiner Erinnerung. Zu alt für eine so hübsche junge Ehefrau wie Evelyn. Das flackernde Fackellicht warf schroffe Schatten unter ausgeprägte Tränensäcke und den faltigen Hals, Bitterkeit und Hass hatten die dünnen Lippen gezeichnet. Trotzdem strahlte Renshaw Entschlossenheit und innere Kraft aus, als er sich wieder zu Charles wandte.

»Um deinetwillen freut es mich, dass du zumindest etwas gut gemacht hast. L'empereur ist kein duldsamer Mann, er hasst Fehler und die Leute, die sie begehen.

Insbesondere, wenn diese Idioten Engländer sind.«

»Auch du bist ein Engländer!«, entgegnete Charles.

Selbstgefällig richtete Philip sich zu seiner vollen Größe auf. »Napoleon hat mich zum Comte d'Elénoire ernannt. Diesen Titel trug schon mein Großvater. Ich habe auf mein englisches Erbe verzichtet.«

»Trotzdem werde ich mich Earl of Ashdown nennen.«

Philip lachte, schlenderte zu ihm und schlug ihn auf die Schulter. »Gewiss, Mylord. Aber wenn alles gut geht, wenn wir Napoleon in Paris unsere Beute präsentieren,

wirst du einen Lohn erhalten, der eine Grafschaft bei Weitem übertrifft.« Er wartete, bis Charles lächelnd aufatmete, dann neigte er sich näher zu ihm. »Aber du darfst dir keine Fehler mehr erlauben. Niemand außer uns wird diesen Ort lebend verlassen. Verstehst du mich?« Unheilvoll hallte die unausgesprochene Drohung von den wuchtigen Deckenbalken wider.

»Und meine Mutter?«, würgte Charles hervor.

Aber Philip kehrte auf das Podest zurück und ignorierte die Frage. »Wollen wir alles noch einmal erörtern?«

»Natürlich«, murmelte Maitland.

Hinter dem ersten Stuhl blieb Renshaw stehen. »Als Earl of Ashdown wirst du hier sitzen, ich nehme den mittleren Platz ein, mit Lady Honoria an meiner anderen Seite.« Dann zeigte er auf den S c h e m e l . »Da wird der Thronprätendent Louis kauern.«

Nun ging er zu dem verhüllten Gegenstand in der Ecke. Mit leuchtenden Augen erweckte er den Eindruck, er würde seine Geliebte aufsuchen. Ehrfürchtig berührte er das Wappen und betrachtete voller Entzücken das goldene N, bevor er sich zu Charles umdrehte.

»Wirst du den Bericht über die Gerichtsverhandlung gegen Louis XVI. vorlesen?«

»Ja«, versprach Charles. »Werden wir uns danach richten?«

»Buchstabengetreu. Wenn der Duc d'Orléans die französische Königswürde anstrebt, werden wir ihn genauso verurteilen, wie es mit seinem Bruder geschah. Wir bilden das Tribunal seiner Richter. Also wird uns die Geschichte nicht vorwerfen können, wir hätten das Protokoll missachtet.«

Schwungvoll zog er an dem Leinentuch, und es fiel raschelnd zu Boden. Das Fackellicht schimmerte

auf einem tödlichen, in poliertes Holz eingelassenen Beil.

Voller Entsetzen starrte Phineas die Guillotine an. Jetzt wusste er, auf welche Weise der Fanatiker seinen Rachedurst stillen wollte.

Renshaw streichelte das Holz. Grinsend prüfte er mit einem Daumen die scharfe Schneide und leckte einen Blutstropfen von seiner Haut. »Ich werde sein Henker sein, zum Ruhm Frankreichs und zur Strafe für seine dreiste Anmaßung.«

»Hier werden wir ihn töten?« Charles schluckte und hüstelte. »In diesem Raum?«

»Allerdings!« Mit erhobenen

Brauen wendete Philip sich zu ihm. »Wenn wir ihn lebend nach Frankreich bringen, würden ihn die Royalisten womöglich retten.« Er ergriff eine kleine Kiste und hielt sie Charles hin. »Findest du es nicht viel besser, einfach nur seinen Kopf mitzunehmen? Dann besteht kein Zweifel an seiner Identität, und die Sache ist endgültig geklärt.«

Nach einem langen Schweigen fragte Charles noch einmal: »Und meine Mutter?«

»An den französischen Hof würde sie wohl kaum passen. Das weißt du selber.« Ohne eine Antwort abzuwarten, ging Philip zur Tür.

»Komm, Lord Ashdown, in der Bibliothek wartet eine Karaffe Cognac. Trinken wir auf unseren Erfolg.«

Charles protestierte nicht gegen das Schicksal seiner Mutter und stolperte wortlos hinter Renshaw her.

Ungeduldig wartete Phineas, bis die Schritte verklangen. Die Zeit drängte.

Jeden Moment konnte der falsche französische König eintreffen. Die Pflicht, die Phineas dem Vaterland schuldete, verlangte von ihm, das Haus sofort zu verlassen und Adam über Renshaws grausigen Plan zu

informieren.

Aber jetzt ging es nicht mehr nur um seine Ehre. Die geliebte Frau wurde in diesen Mauern gefangen gehalten – einer der »Fehler«, die Renshaw ausmerzen wollte, wenn ihn niemand daran hinderte.

Phineas musste eine Entscheidung fällen. Was immer er wählen mochte – jemand würde sterben.

51

Honoria hielt in einer Hand ein Messer, in der anderen einen Leuchter mit einer brennenden Kerze, während sie die dunkle steinerne Treppe hinaufstieg. Sie fühlte sich krank, der Elfenbeingriff von Philips Waffe war schweißnass.

Wie konnte es so weit kommen?

Sie hatte erwartet, dass Charles Philip in seine Schranken weisen würde. Aber er stand schweigend da, als Renshaw verlangte, sie solle erklären, warum so viel schiefgelaufen war. Hatte das bedeutet, dass sie ihr die Schuld

daran gaben?

Isobel.

Wie Gift sickerte der Name durch Honorias Gehirn. Ohne die verhasste Schwiegertochter und die Unfähigkeit ihres Sohnes würde sie sich nicht in dieser schlimmen Lage befinden. Sie erschauerte. Eiskalt waren Lord Renshaws Augen gewesen, voller Ekel. Daran hatte sie die entsetzliche Wende der Ereignisse erkannt.

Neue Übelkeit erfüllte ihre Magengrube, beklemmendes Grauen ließ sie auf den steilen Stufen straucheln. Um ihr Gleichgewicht zurückzugewinnen,

berührte sie die Mauer und zog ihre Hand sofort wieder zurück, weil der eiskalte Stein sie erschreckte.

Grausam und gnadenlos hatte Charles gefordert, sie solle die Katastrophen, die Isobel, Robin und die Countess Westlake darstellten, aus der Welt schaffen. Sein Blick und der Dolch in seiner Hand hatten deutlich genug bekundet, sie müsse gehorchen, falls sie Paris lebend zu erreichen wünsche. Dort wollte sie den empereur über jede Einzelheit dieser niederträchtigen Beleidigung informieren. Dann würde sie Renshaw zittern sehen.

Sicher würde der Emporkömmling

Napoleon Bonaparte sie verstehen. Sie hatte doch nur versucht, ihr Glück zu machen. War das denn so furchtbar?

Charles hegte die gleichen Ambitionen wie sie. Und auf seiner schwarzen Seele lasteten viel größere Sünden. Aber er saß da unten und betrank sich zusammen mit Renshaw.

Genau genommen war sie unschuldig. Sie hatte ihren Sohn nur darauf hingewiesen, dass er selbst und die Familie profitieren würden, falls seinem Bruder etwas zustieße. Robert war träge geworden, zufrieden mit seiner Ehefrau, dem

Vermögen, das er ihr verdankte, und seinem Sohn.

Natürlich hatte Honoria nicht erwartet, dass Charles seinen eigenen Bruder erschießen würde. Ein bisschen Gift wäre viel diskreter gewesen.

Nach jenem Fehler hatte sie die drohenden Konsequenzen verhindert, sie hatte nach Roberts Tod ein Testament gefälscht, das Isobels Erbe den Maitlands sicherte. Hätte die Schwiegertochter ihr Geld und den ganzen Grundbesitz beansprucht – was wäre dann aus ihnen geworden?

Völlig mittellos stünden sie da.

Am Treppenabsatz bog sie um die Ecke und betrachtete ein großes, in die Wand graviertes Kruzifix. Nur teilweise war es Henrys Schergen gelungen, das Symbol zu zerstören.

Diesem Kreuz gleiche ich, dachte sie. Angeschlagen, aber nicht gebrochen. Nachdem ihr Ehemann das gesamte Maitland-Vermögen an Spieltischen verschleudert hatte, war sie zu einem entbehrungsreichen Leben gezwungen. Unglücklicherweise hatte Charles jenes Laster geerbt. Das Pech verfolgte ihn ebenso wie seinen Vater, wann immer er einen Würfel rollen ließ.

Es war notwendig – und einfach – gewesen, die Kontrolle über Isobels Eigentum zu übernehmen. Mühelos erzwang Honoria den Gehorsam der Witwe, indem sie über Robins Schicksal bestimmte.

Als Philip Renshaw um ihre Hilfe bat, sah sie eine weitere Chance für ihren gesellschaftlichen Aufstieg. Für seine Rache am französischen König, der ihn brüskiert hatte, brauchte er einen Landsitz an der Küste.

Schon immer hatte sie gewusst, wie gefährlich der Mann war, aber nicht in welchem Ausmaß. Früher war er ein Gentleman gewesen –

nur ambitioniert. Darin hatte er ihr geähnelt.

Wie konnte es so weit kommen?, überlegte sie erneut.

Isobel war klüger, als die Maitlands vermutet hatten. Noch immer konnte Honoria nicht fassen, dass der Marquess of Blackwood, der Schwarm aller englischen Schönheiten, ausgerechnet ihre Schwiegertochter begehrte.

Sorgsam hatte sie Isobel in ein unscheinbares Nichts verwandelt, das niemanden interessieren dürfte, schon gar nicht einen attraktiven Mann von Blackwoods Kaliber.

Ungläubig schnaufte sie. Da

flackerte die Kerze in ihrer Hand, die ihr einziger Schutz vor der bedrückenden Finsternis in den oberen Regionen der alten Abbey war, und warf geisterhafte Schatten an die rauen Steinwände.

Sie versuchte sich die temperamentvolle Charlotte Fraser in dem einstigen Kloster vorzustellen. Tollkühn und bildschön war sie gewesen, im Gegensatz zu ihrer kleinmütigen, reizlosen Tochter. Honorias Lippen verkniffen sich. Dennoch sah sie immer Charlottes Gesicht, wenn sie Isobel anschaute.

Wie sie Charlotte gehasst hatte!

Jahrelang hatte diese Schönheit die Londoner Gesellschaft beherrscht und alle anderen Ladys in den Schatten gestellt. Regelrecht beglückt war Honoria über die Flucht der Frau gewesen, über den Skandal, der den ehemaligen Glanz für immer verdüsterte.

Mühelos redete sie Lord Fraser ein, die Affäre seiner Gemahlin würde wie ein Rachegespenst erneut emporsteigen, wenn er seine Tochter, die mit einem unauslöschlichen Makel behaftet war, auf dem Heiratsmarkt präsentierte. Da hatte er sie zusammen mit seinem Vermögen

dankbar den Maitlands übergeben.

Honoria rang ächzend nach Luft. War das eine besondere Strafe für die Nonnen gewesen, endlose Stufen zu den Schlafgemächern im obersten Stockwerk hinaufzusteigen? Einer der Räume war in ein Kinderzimmer umgewandelt worden, in dem Isobel früher gespielt hatte. Jetzt wartete Robin darin auf sein Schicksal.

Um Atem zu schöpfen, lehnte Honoria an der Wand und erinnerte sich an Renshaws Instruktionen, die sie präzise befolgen sollte. In der Tasche ihres Rocks steckte ein

Lederfläschchen mit Laudanum. Philip hatte die Köchin angewiesen, die Droge mit Fruchtsaft zu süßen, damit der Junge sie widerstandslos trinken würde.

»Verabreichen Sie ihm das Laudanum nicht zu früh«, hatte er Honoria ermahnt. »Führen Sie ihn aus dem Kinderzimmer zu seiner Mutter. Vor der Tür soll er das Fläschchen leeren. Bis zum letzten Tropfen! Lady Isobel wird sich freuen, ihren Sohn wiederzusehen, und glauben, er wäre nur wegen der späten Stunde so schläfrig.«

»Wird ihn das Laudanum töten?«, fragte sie.

Sein grausames Lächeln ließ das Blut in ihren Adern gefrieren. »Was glauben Sie denn?«, hatte er entgegnet.

Ein paar Schritte von der Tür des Kinderzimmers entfernt, blieb sie stehen. Sie hörte den Jungen ein kindliches Lied singen, das Isobel ihn gelehrt hatte und mit dem er Enten zählte.

Bedrückt spähte sie über ihre Schulter. Lauernde Schatten schienen sich an sie heranzupirschen. Plötzlich spürte sie unsichtbare Augen, die sie beobachteten, Geisterhände griffen nach ihr, streiften ihre Haut, jagten

eisige Schauer über ihren Rücken. Aus ihrer Kehle drang ein Stöhnen. Verwirrend laut echote es durch die stille Abbey.

»Charlotte?«, wisperte sie. Alte Steine sandten den Namen durch den Korridor, wie eine Aufforderung, ein Gespenst möge erscheinen. Hastig und mit zitternden Fingern schob Honoria das Messer in den Ausschnitt ihres Kleids, bevor sie die Tür des Kinderzimmers öffnete.

Sofort verstummte der Gesang. Ihr Enkel – nein, Charlottes Balg – drehte sich um. Im Kerzenlicht leuchteten die Kupferflammen der

Fraser-Locken. Er schwieg und starrte sie mit Charlottes Augen an, als wüsste er Bescheid. Über Honorias ganzen Körper zog sich eine frostige Gänsehaut.

»Komm, deine Mutter ist da.« Viel zu eifrig klang das falsche Krächzen. Aber die Miene des Kindes erhellte sich.

»Mama?«

Sie berührte das Fläschchen in ihrer Tasche, vergewisserte sich, dass sie es nicht verloren hatte, und streckte ihre Hand aus. »Komm mit mir!«

Nach kurzem Zögern gehorchte der Junge, sie spürte seine weichen

Finger zwischen ihren.

Im finsteren Flur war sie dankbar für seine Gesellschaft, denn er bot ihr einen unschuldigen Schutz vor den Geistern, vor den anklagenden Augen, die ihr folgten.

Weiß Charlotte, was ich plane? Hinter sich spürte sie die Frau. Doch sie wagte sich nicht umzudrehen.

An ihrer Schläfe rann Schweiß hinab, und sie wischte ihn weg. Sobald sie den Jungen mit Laudanum benebelt und seiner Mutter übergeben hatte, würde sie Lady Marianne wegschicken und ihr erklären, hier sei sie nicht willkommen, ihre Kutsche würde

warten und sie nach London zurückbringen. Wenn sie mit Robin beschäftigt war, würde Isobel nicht gegen die Abreise der Freundin protestieren. Und Marianne hätte es sicher eilig, nach Hause zu gelangen und ihrem Mann alles zu erzählen.

Dort würde sie natürlich niemals ankommen, denn der Wagen war für einen tödlichen Unfall präpariert worden. Honoria malte sich aus, wie die Achse brechen würde, wenn die Kutsche über die Klippen oberhalb des Meeres fuhr. Wie Marianne schreien würde, wenn der Wagen in den Abgrund stürzte.

Trotz ihrer Angst lächelte Honoria boshaft – diese Frau redete einfach zu viel.

Die Countess Westlake in den Tod zu schicken war ein Kinderspiel verglichen mit Renshaws nächstem Auftrag. Angstvoll schnappte Honoria nach Luft, und Robin schaute zu ihr auf. Doch sie konnte seinem Blick nicht begegnen.

Sobald das Kind unter dem Einfluss der Droge schlief, sollte Honoria die Kehle seiner Mutter durchschneiden.

»Das kann ich nicht«, wimmerte sie wieder, so wie vorhin im Salon, und der Junge starrte sie mit den

Augen seiner Mutter an – noch ein Geist in diesen verfluchten Mauern.

Lauthals hatte Philip über ihren Protest gelacht, einen Arm um ihren Hals geschlungen und sie an sich gezogen. Im Kerzenlicht funkelte sein Messer, das er emporschwang, und sie sah das Spiegelbild ihrer eigenen panischen Augen auf der polierten Klinge.

»Einfach so«, wisperte er in ihr Ohr und ließ die Schneide über ihre Kehle gleiten, eher wie eine Liebkosung als wie ein mörderischer Angriff. Sie wäre fast zusammengebrochen. Doch er hielt sie fest, drückte ihr das Messer in

die Hand und zeigte zur Tür. »Enttäuschen Sie mich nicht, Madam. Innerhalb einer Stunde wird unser Gast eintreffen. Heute Nacht darf uns kein weiteres Missgeschick von unserem wichtigsten Plan ablenken.«

Charles sagte nichts, tat nichts, um Philip zurückzuhalten oder die Ehre seiner Mutter zu verteidigen. Also blieb ihr nichts anderes übrig, als einen Kerzenleuchter zu ergreifen und den Salon zu verlassen. Viel zu schmerzhaft hatte das Herz in ihrem Busen gehämmert, ihr Kleid und sogar ihre Haut wurden so eng, dass ihr das Atmen schwer fiel.

Jetzt spürte sie zwischen ihren Brüsten den kleinen Dolch, der morden sollte, und sie umfasste die Kinderhand noch fester.

52

»Da kommt jemand, Isobel«, flüsterte Marianne und ergriff die Hand ihrer Freundin. Angespannt lauschten sie.

Isobels Atem stockte, als das Schloss klirrte. Im Dunkeln wirkten die Geräusche auf der anderen Seite der Tür noch beklemmender.

Schließlich schwang sie auf, knirschende Angeln kündigten einen unsichtbaren Besuch an. Von plötzlichem Laternenschein geblendet, umklammerte Isobel die Scherben des Spiegels noch fester.

Wer eintrat, erkannte sie nicht.

Hoffentlich Phineas, doch sie fürchtete, es war Charles. Kaltes Entsetzen lähmte ihre Glieder, dann stürmte Marianne schreiend an ihr vorbei und warf sich an die Brust der Silhouette, die vor der Schwelle stand.

Nachdem Isobels Augen sich an das Licht gewöhnt hatten, beobachtete sie, wie der Earl of Westlake seine Frau umfing. Über Mariannes Schulter sah sie Adam De Courcey erleichtert aufatmen.

Das zerbrochene Glas glitt aus ihren blutigen Fingern, und sie starrte die Gestalt hinter dem Earl an, einen großen Mann in schlichter

Seemannskleidung. Mit einer Laterne in der Hand nickte er ihr grimmig zu.

Sonst ließ sich niemand blicken.

Bittere Enttäuschung drohte Isobel zu überwältigen. Mit gefalteten Händen kämpfte sie um ihre Würde, ihren klaren Verstand und bezwang die heftigen Emotionen.

»Wo ist Phineas?« Diese Frage brannte ihr auf der Seele. Aber es war Marianne, die sie aussprach.

Sekundenlang schaute ihr Ehemann zu Isobel hinüber. »Ich dachte, ich würde ihn hier finden, bei Ihnen, Countess Ashdown.«

Reglos stand sie da, konnte sich

nicht rühren.

»Hier?«, stieß Marianne hervor. »O nein, Adam, wir waren den ganzen Tag allein, niemand kam zu uns ...«

»Später«, murmelte Adam, drückte den Arm seiner Frau und brachte sie zum Schweigen. »Jetzt fehlt uns die Zeit für irgendwelche Diskussionen. Im Erdgeschoss warten meine Leute, um deine Freundin und dich an Bord der Lady Marianne zu führen.«

Er reichte Isobel seine Hand, die sie jedoch ignorierte. »Ohne meinen Sohn gehe ich nicht fort.« Scheinbar ruhig und gelassen begegnete sie dem Mitgefühl in

Mariannes Augen, als wäre sie kein bisschen verzweifelt – als hätte sie nicht ernsthaft erwartet, er würde zu ihr kommen.

Phineas.

Unter ihren Lidern brannten Tränen, die sie zurückhielt. Sie verschanzte sich hinter einer gleichmütigen Maske und wünschte, die beiden würden ihr albernes Mitleid verhehlen. Mit erhobenem Kinn ging sie zur Tür. Westlake ergriff ihren Arm, und sein Untergebener baute sich vor ihr auf, gleichsam eine Fortsetzung der Steinmauer.

»Ich muss darauf bestehen, dass

Sie uns begleiten, Madam«, sagte Westlake in entschiedenem Ton. »Hier sind Sie nicht sicher.«

»Bitte, Isobel!«, flehte Marianne und umfasste ihren anderen Arm. »Du musst etwas essen und dich ausruhen. Inzwischen werden Adams Männer Phineas finden und Robbie aufs Schiff bringen, wenn …« Der Earl drückte noch einmal ihren Arm, und sie verstummte. Unsicher wandte sie sich zu ihm, und Isobel sah die Hoffnung in ihren Augen erlöschen, denn Westlakes Miene zeigte ernste Sorge.

Energisch riss Isobel sich los und holte die Haarbürste. »Noch ist

mein Sohn nicht tot, Sir!«, erklärte sie mit der unerschütterlichen Gewissheit einer liebenden Mutter. »Wenn er es wäre, würde ich's spüren. Er muss oben im alten Kinderzimmer sein. Oder in einem anderen Raum. Und er wartet auf mich.«

»Countess, die Zeit wird knapp, und ich kann Ihnen unmöglich gestatten …«, begann Adam.

Marianne unterbrach ihn und beschwor ihre Freundin: »Lass Mr Gibbs den Jungen holen!«

In ihrem Blick las Isobel die gleiche böse Ahnung, die das Gesicht des Earls überschattete. Die

Westlakes wollten sie schonen, Herzeleid und Trauer hinauszögern, erst später Trost spenden. Doch das konnten sie nicht. Nur ein einziger Mann war dazu fähig. Und ausgerechnet der kam nicht zu ihr. Abgrundtiefe Verzweiflung stürmte auf sie ein, wild und brutal wie ein Hurrikan. Hatte sie beide verloren, ihr Kind und den Mann, den sie liebte?

»Blackwood!« Ein heiseres Flüstern brach aus ihr heraus.

»Wo er ist, weiß ich nicht, Isobel«, erklärte Adam De Courcey vorsichtig, als wäre sie so verrückt wie Honoria und Jane Kirk.

Bin ich das? Zitternd strich sie über ihre Wange. Dies war der falsche Zeitpunkt für eine Offenbarung von Gefühlen, die sie jahrelang verborgen hatte. Wenn das alles ein Ende fand, würde sie um Blackwood weinen. Jetzt musste sie an Robin denken. Sie hielt Westlakes Blick stand, ließ ihn erkennen, dass sie tatsächlich wahnsinnig genug war, um allen Gefahren zu trotzen, dass er sie nicht an der Suche nach ihrem Kind hindern würde.

»Adam!«, flehte Marianne, um eine Entscheidung bemüht, und er wandte sich zu dem Seemann.

»Countess Isobel wird Ihnen den

Weg zum Kinderzimmer beschreiben, Mr Gibbs. Holen Sie den Earl of Ashdown, und führen Sie ihn an Bord der Lady Marianne.«

»Nein, ich gehe mit dem Gentleman hinauf«, widersprach Isobel.

Der starke, große Mann musterte sie erstaunlich sanft. »Sagen Sie mir einfach nur, wohin ich mich wenden soll, Mylady, und ich bringe Ihren Jungen in Sicherheit. Ich glaube, ohne Sie wird Lady Marianne dieses Haus nicht freiwillig verlassen. Und es wäre wirklich ratsam, wenn Sie beide Captain Lord Westlake folgen

würden.«

Strahlend lächelte Marianne ihn an. »Da siehst du es, Isobel! In bessere Hände könntest du Robin nicht geben. Mr Gibbs ist Adams tüchtigster Mann. Ginge es um Jamie, würde ich ihn keinem anderen anvertrauen. Natürlich von Phineas abgesehen.« Nun verebbte ihr Lächeln ein wenig.

Isobel teilte dem Seemann tonlos mit, wohin er sich wenden musste, und hielt ihm die Haarbürste hin. Da deutete er grinsend auf das Messer in seinem Gürtel. Bess nannte er es und beteuerte, es habe ihn noch nie enttäuscht.

Schweren Herzens schaute sie ihm nach und lauschte seinen leisen Schritten, bis sie in der Finsternis verklangen.

Adam zog seine Pistole und spannte den Hahn an. »Machen wir uns auf den Weg.«

Schweigend gingen die beiden Frauen hinter ihm durch den Korridor, vom schwachen Licht der Laterne geleitet, die Gibbs seinem Herrn überreicht hatte. In Charlottes dunklem Zimmer erklangen plötzlich ein paar rostige Töne – es war das Jahrzehnte alte Menuett, das aus der zerbrochenen Spieldose tönte und sofort wieder

verstummte.

53

Phineas stand im düsteren Korridor vor dem Kinderzimmer und hörte Robin Maitland singen. Wenn er die Tür mit einem kraftvollen Fußtritt aufbrach, würde er den Jungen sicher erschrecken. Er hob eine Hand, wollte leise anklopfen und beugte sich hinab, um etwas durch das Schlüsselloch zu flüstern.

Von den Steinmauern hallte ein schmerzliches Stöhnen wider. Phineas' Faust erstarrte vor dem Holzpaneel, seine Nackenhaare sträubten sich.

Er glaubte zum einen nicht an

Geister und zum anderen klangen die Geräusche schlurfender Füße und keuchender Atemzüge ziemlich realistisch, auch die Schatten, die in einem schwachen, flackernden Lichtschein an den Wänden tanzten und immer näher heranrückten, schienen wie von dieser Welt.

Er presste sich in einen Alkoven. Vermutlich hatte früher ein Betpult darin gestanden, jetzt enthielt die Nische nur mehr Spinnweben. Angespannt lauschte er.

Ehe er nach oben geschlichen war, hatte er auf Adam gewartet. Er durfte seinen Schwager nicht ins Verderben tappen lassen. Vor dem

Beginn der Gerichtsverhandlung gegen den vermeintlichen französischen König musste er Isobel, Marianne und den Jungen aus der Abbey bringen. Energisch verdrängte er die Vision, Isobel könnte auf jenem Schemel sitzen, von Renshaw für schuldig befunden und zur Guillotine geführt werden.

Bei seiner Rückkehr in den Stall hatte er weder Adam noch Gibbs angetroffen. Und so tat er das Einzige, was ihm übrig blieb – er zog Isobels Seidenhemd aus der Tasche und hängte es an einen Nagel neben der Tür. Damit bekundete er seine Absicht, die

Frau aufzusuchen, der es gehörte.

Da er keine Kerze besaß, stieg er die dunkle Treppe des Turms hinauf und ging zu dem Raum, an dessen Fenster er Robin gesehen hatte. Ein paar Mal stolperte er, schürfte Ellbogen und Schienbeine auf. In einer scharfen Biegung prallte sein Gesicht gegen eine Mauer, seine Unterlippe platzte, seine Wange wurde zerkratzt. Seine Schulter schmerzte, als würde der Teufel persönlich daran nagen.

Für Isobel würde er alles erdulden, hatte er beschlossen, als er wieder gestrauchelt war und seine Schulter an eine gnadenlose Wand gestoßen

hatte.

Jetzt kam der schlurfende Schatten näher. Geduckt wartete Phineas im Dunkel.

Hinter der Kinderzimmertür sang Robin immer noch, ohne zu ahnen, welches Ungeheuer ihn bedrohen würde. Dann erschien die Kreatur endlich in Phineas' Blickfeld, sie beleuchtete ihren Weg mit einem Kerzenleuchter.

Honoria.

In der Tat, ein Drache. Eine Zeit lang blieb sie stehen und starrte die Tür an. Im Kerzenlicht glich ihr gepudertes, mit Rouge bemaltes Gesicht einer gespenstischen Larve.

Phineas beobachtete, wie sie ein Messer zwischen ihre Brüste schob und einen Schlüssel im Schloss herumdrehte.

Als sie das Kind davonführte, folgte er ihr.

Honoria steuerte Charlottes Zimmer an. Höchste Zeit, das Fläschchen hervorzuholen. Der Junge musste das Laudanum trinken. Weil er sie fürchtete, würde er sich nicht weigern.

Ringsum spürte sie die Augen unsichtbarer Geister, die sie fixierten und zu wissen schienen, was sie plante. Kalte Angst beschleunigte ihre Herzschläge.

Schwankend hielt sie inne. Charlottes Zimmertür stand offen.

»Isobel?« Ihre Stimme war ein bebendes Flüstern, ein pfeifender Windstoß die einzige Antwort.

Sie ließ das Kind los und taumelte zur Schwelle. Mit raschelnden Schwingen flatterte etwas am Fenster vorbei. Honoria zuckte zusammen. Zögernd wagte sie sich in den Raum. »Isobel?« Diesmal rang sich ein krächzender Ruf aus ihrer Kehle. Sie fuhr herum, das Kerzenlicht fiel auf jemanden, der hinter ihr stand.

Über dem Boden schien eine weibliche Gestalt in schimmerndem

hellen Satin zu schweben.

»Charlotte!«, kreischte Honoria. Ohne jeden Zweifel. Hier spukte die Hure, und nun wollte sie sich an ihr rächen.

Hastig stellte Honoria den Kerzenleuchter auf den Boden und zerrte das Messer aus ihrem Dekolleté. Wie einen schützenden Talisman hob sie es vor ihre Brust.

Aber ihre zitternden, schweißnassen Finger konnten den Griff nicht festhalten, er entglitt ihr, und der kleine Dolch fiel klirrend hinab. Wehrlos wich Honoria zurück. Dieses Schicksal verdiente sie nicht, Lord Fraser war es

gewesen, der Isobel ein schweres Unrecht angetan hatte.

Seidige, weiche Hände umfassten ihre Fußknöchel, der Duft von Rosen erfüllte den Raum.

Ja, sie ist hier …

Nach all den Jahren war Charlotte Fraser zurückgekehrt, um ihre Tochter zu holen.

Stöhnend befreite Honoria sich von den klammernden Fingern und trat nach ihnen. Da schlitterte etwas über den Boden und stieß gegen eine Wand. Die Gestalt im glänzenden Satin bewegte sich, als die ersten leisen Töne eines vertrauten Menuetts erklangen.

Honoria erinnerte sich an die Melodie. In diesem Takt hatte sie Charlotte über das Tanzparkett wirbeln sehen. Immer wieder hatten die Musiker das Menuett gespielt. Nur für sie.

Plötzlich beschwor ihr verwirrtes Gehirn Charlotte herauf, die anmutig umhertanzte. Dann verstummte die Musik so abrupt, wie sie begonnen hatte. Warnend heulte der Wind, als die Hure nach ihr griff.

Entsetzt schrie Honoria auf. So schnell wie möglich musste sie diesem bösen Ort voller Tod, Kummer und Geister entrinnen. Sie

eilte die Stufen hinab und zur vorderen Haustür, zerrte am alten Eisenriegel und spürte kalte Nachtluft auf der erhitzten Haut.

In gedankenloser Panik stürmte sie die Eingangstreppe hinab. Davor stand eine Kutsche, und sie sprang hinein. »Bringen Sie mich weg!«, kreischte sie. Unverzüglich galoppierte das Gespann davon. Auf dem Sitz lag der Kaschmirschal einer Dame, Honorias Finger gruben sich in den weichen Stoff, und sie runzelte die Stirn. Dieser Schal gehörte nicht ihr.

Zu spät merkte sie, dass sie in Marianne De Courceys Kutsche saß,

die vom Klippenrand hinabstürzen würde …

Sobald Honorias Schrei erklang, rannte Phineas zu dem Kind und zog es beiseite, damit es der verrücken Frau nicht den Weg durch den Flur versperrte.

Was zum Teufel hatte Honoria gesehen? Beunruhigt starrte Phineas durch die offene Tür. Schwaches Kerzenlicht lockte ihn in das Zimmer. Er hob Robin hoch und stieß die Tür weiter auf.

Angstvoll klammerte sich der Junge an ihn, zu verängstigt, um zu schreien. Was er empfand, verstand Phineas sehr gut. Über seinen

eigenen Rücken rann ein Schauer.

Was wäre, wenn Isobel dort lag – tot? Wie rasend begann sein Herz zu schlagen.

Um dem Kind einen grausigen Anblick zu ersparen, drückte er das blasse kleine Gesicht an seine Schulter.

Doch das Zimmer war leer und verlassen. Erleichtert stellte er Robin auf die Füße. Aus dem schmalen Fenster flatterte der violette Unterrock im Nachtwind, auf dem Boden lagen ähnliche Kleidungsstücke verstreut.

An der Schranktür hing ein Satinkleid und wiegte sich im Wind,

der pfeifend durch den Fensterschlitz hereinwehte. Dieses Ballkleid, das mit Spitzenborten verziert war, erinnerte ihn an das Kostüm, das Isobel auf Mariannes Maskerade getragen hatte, und heiße Sehnsucht erfüllte seine Brust.

»Wo ist meine Mutter?« Mit großen Augen schaute Robin sich um.

Phineas hob das Messer auf. Nachdem es zwischen Honorias Brüsten gesteckt hatte, fühlte es sich immer noch warm an. In den Griff war ein knurrender Wolf mit Rubinaugen geschnitzt, in die scharfe Klinge Napoleons Wappen

graviert.

Als er den kleinen Dolch in der Faust hielt, empfand Phineas abgrundtiefen Hass gegen Renshaw und die Maitlands.

Er wandte sich zu Robin und sah Isobels Augen.

Immerhin war ihr Kind in Sicherheit, zumindest das hatte er erreicht. Der Junge liebte Isobel genauso wie er selbst. Also waren sie gewissermaßen Verbündete.

Ernsthaft erwiderte er Robins Blick. »Komm, suchen wir deine Mutter.«

54

»Halt!« Der schroffe Befehl durchbrach die Stille der Eingangshalle. Zu Isobels Verblüffung hob Adam seine Pistole und feuerte auf Philip Renshaw. Erschrocken schrie Marianne auf.

Doch die Kugel traf nur den Türrahmen neben Philips Kopf, Holzsplitter flogen umher. Ein zweiter Schuss krachte, stöhnend sank der Earl zu Boden.

»Adam!« Verzweifelt eilte Marianne zu ihrem Mann.

Beißender Pulvergeruch erfüllte die Luft. Im flackernden Kerzenlicht

bildeten die Rauchwolken spiralenförmige Schleier. Isobel wollte ihrer Freundin folgen. Aber Renshaw packte ihr Handgelenk, zog sie an sich und zerrte sie weg. Sein Arm umklammerte ihre Taille. An ihrem Hals spürte sie den kalten Lauf einer Pistole, die ihre Gegenwehr sofort bezwang.

Seine eigene Pistole in der Hand haltend, richtete Adam sich auf. Aber sein Gesicht war eine schmerzverzerrte Maske, die Waffe in seinen Fingern zitterte. Marianne wischte Blut von seinem Schenkel.

»Legen Sie Ihr Schießeisen beiseite!«, rief Renshaw. »Oder

meine nächste Kugel wird Lady Isobels Kopf durchbohren.«

»Renshaw …«, murmelte Adam. Aber er ließ die Waffe fallen und schob die Hand seiner Frau weg. »Hör auf, Marianne. Geh in den Salon und durch die Gartentür hinaus, hol einen meiner Männer.«

»Nein, ich verlasse dich nicht!«, protestierte Marianne. Tränen zeichneten silberne Spuren auf ihre geröteten Wangen.

»Da hat sie völlig recht, Westlake«, entschied Renshaw. »Sie soll bleiben, wo sie ist. Madam, ich schlage vor, Sie benutzen Ihren Unterrock als

Bandage.« Achselzuckend sprach er in ruhigem Ton weiter, als würden sie in Evelyns Salon beim Tee plaudern. »Nicht, dass es letzten Endes einen Unterschied machen würde. Aber es wird die Blutung zum Stillstand bringen. Darf ich annehmen, Sie haben Lady Honoria in der obersten Etage getroffen und beseitigt? Wenn ja, bin ich Ihnen zu Dank verpflichtet, Westlake, denn Sie haben mir die Mühe erspart.«

Isobel rang nach Luft. Honoria – tot?

Die Pistolenmündung grub sich noch tiefer in die Haut unter ihrem Ohr. »Seien Sie still, Lady Isobel.«

»Wir haben Lady Honoria den ganzen Tag nicht gesehen«, erklärte Marianne, während sie aus ihrem Unterrock schlüpfte. »Aber ich kann Ihnen versichern, Sir, wir haben ihr eine ganze Menge zu sagen.«

»Halt ausnahmsweise einmal in deinem Leben den Mund, Marianne!«, befahl Adam zwischen knirschenden Zähnen, während sie einen zusammengeknüllten Leinenstreifen auf die Wunde presste.

Philip Renshaw packte Isobels Kinn. Unsanft drehte er ihr Gesicht zu sich herum, sodass er in ihre

Augen schauen konnte. Sein messerscharfer, abschätzender Blick schürte ihre Todesangst. »Ah, die unscheinbare kleine Isobel … Wer hätte gedacht, dass Sie uns so viel Ärger machen würden? Stimmt es? Haben Sie mit Blackwood geschlafen? Ein verhängnisvoller Fehler, meine Liebe, denn er wird Ihr Herz brechen.« Isobel versuchte sich loszureißen. Mühelos hielt er sie fest und lachte. »Ah, habe ich einen wunden Punkt getroffen? Also hat er Sie bereits verlassen.«

»Mama!«

Als Robins Schrei erklang, fuhr Philip herum und richtete die Pistole

auf das Kind.

Sekundenlang blieb Isobels Herz stehen, dann pochte es wie rasend.

»Robin!« Ihr Ruf hallte vom Deckengewölbe der Halle wider. Auf der Treppe stand Phineas, hielt ihren Sohn fest, beschützte ihn und hinderte ihn daran, die Stufen herabzulaufen.

»Niemanden ließ ich im Stich, Renshaw«, erklärte Phineas gedehnt. »Unglücklicherweise kann Evelyn das nicht von ihrem Mann behaupten.«

Der sarkastische Kommentar verfehlte seine Wirkung nicht. Wütend umklammerte Renshaw

seine Gefangene noch fester. Doch das nahm Isobel kaum wahr.

Blackwood.

Er war zu ihr gekommen. Mit Robin.

Hingerissen schwelgte sie im Anblick des geliebten Mannes. Er war schmutzig, blutbefleckt, unrasiert … Und er raubte ihr den Atem.

»Bring den Jungen raus, Blackwood!«, stieß Westlake mit belegter Stimme sichtlich geschwächt von seinen Schmerzen hervor.

Erbost starrte Marianne ihren Bruder an. »Lord Renshaw hat auf

Adam geschossen! Was zum Teufel geht hier vor, Phin? Hängt es irgendwie mit Evelyn zusammen? Ich habe Klatschgeschichten gehört. Aber die können unmöglich stimmen.«

»Sei still, Marianne!«, bat Phineas müde.

»Ach ja!« Renshaw schlang seine Finger in Isobels Haar und riss ihren Kopf nach hinten. »Der berüchtigte Marquess of Blackwood! Schauen Sie ihn ein letztes Mal an, Lady Isobel. Es wird mir ein besonderes Vergnügen sein, Ihrem lasterhaften Leben ein Ende zu bereiten, alter Freund. Inzwischen müsste

irgendein Ehemann ein Kopfgeld auf Sie ausgesetzt haben. Wenn sich die Geschichte an diesen Moment erinnert, werden mich zahlreiche gehörnte Gentlemen lobpreisen, während sie auf Ihr Grab pinkeln. Und wie viele Frauen werden ernsthaft um Sie trauern?«

»Das weiß ich nicht genau«, erwiderte Phineas, wieder ganz der alte Schurke, leichthin. Aber Isobel erkannte eiskalte Entschlossenheit hinter seinem Grinsen. »Wollen wir bei einem Drink darüber diskutieren?«

»Dafür fehlt mir die Zeit, alter Freund. In ein paar Minuten werden

Sie ohnehin sterben. Aber vorher will ich ein Geständnis hören. Haben Sie meine Frau zu Ihrer Hure erniedrigt?«

Isobel spürte, wie angespannt Renshaw auf die Antwort wartete.

Hegte er einen begründeten Verdacht? Blackwood und Evelyn? Forschend betrachtete sie Phineas' Gesicht, das ihr nichts verriet.

»Darüber rede ich niemals, Philip. Es wäre sehr unanständig, die Ehre einer Dame zu beschmutzen, finden Sie nicht auch? Natürlich würde ich nicht zulassen, dass skandalöse Klatschgeschichten ihren Ruf ruinieren, dass eine Lady für meine

Missetaten büßen müsste. Meine Geheimnisse werde ich ins Grab mitnehmen.«

Renshaw lachte heiser und streichelte Isobels Hals mit der Pistolenmündung – eine sinnliche, tödliche Liebkosung. Schaudernd lauschte sie seinen Worten. »Ob Sie mit Evelyn geschlafen haben oder nicht, spielt keine Rolle mehr, denn sie ist meiner Aufmerksamkeit ohnehin unwürdig. Jetzt habe ich Ihre derzeitige Geliebte in meiner Gewalt, Blackwood. Kommen Sie herunter. Sonst erschieße ich die Lady.«

Beschwörend schaute sie Phineas

an und versuchte, ihm zu bedeuten, es würde sich alles zum Guten wenden. Ihre Augen bekundeten unverhohlen, wie heiß und innig sie ihn liebte.

Während er die Treppe herabschlenderte, demonstrierte seine lässige Haltung, dass Renshaws Drohung ihn kein bisschen erschreckte. Aber Isobel bemerkte seine angespannten Kinnmuskeln. Er hielt Robins Hand fest. Schützend postierte er sich vor dem Kind, und ihr Herz schwoll an. Die letzten Zweifel schwanden – er würde sie beide retten.

Wenn er sich bloß beeilen würde.

»Lassen Sie die Pistole fallen!« Renshaws Stimme schrillte in ihrem Ohr. Nun spürte sie die Mündung seiner Waffe an ihrer Schläfe.

Phineas warf seine Pistole zu Boden und beförderte sie mit einem Fußtritt direkt vor Renshaws Füße.

»Exzellent. Und jetzt schicken Sie den Jungen hierher.«

»Nein, er bleibt bei mir«, entgegnete Phineas seelenruhig.

»Ich erschieße ihn«, warnte Renshaw, und Isobels Atem stockte in ihrer Kehle.

Gleichmütig grinste Phineas. »Sie haben nur noch eine Kugel, alter Freund. Also können Sie nicht alle

Anwesenden ermorden.«

Renshaw schlang fluchend einen Arm um Isobels Hals und schnürte ihr die Luft ab. Würgend rang sie nach Atem und versuchte, sich zu befreien, aber er hielt sie eisern fest. Zwischen schwarzen Punkten, die vor ihren Augen wirbelten, starrte sie Phineas an.

»Zum Glück gibt es mehrere Methoden, jemanden zu töten«, fauchte Philip.

Mit bebenden Fingern zerrte sie an seinem Handgelenk. Doch sie konnte den harten Griff nicht mildern, und sie spürte, wie ihre Knie einknickten.

»Isobel!« In ihren Ohren dröhnte Mariannes Schrei. Ringsum schwankte der Raum, ihre brennenden Lungen schrien vergeblich nach Luft.

»Jetzt reicht's!«, donnerte Phineas und durchquerte die Halle. Dann hielt er von der Pistole seines Widersachers bedroht abrupt inne.

Für wenige Sekunden lockerte sich Renshaws Arm, und Isobel konnte Atem holen.

»Lassen Sie die Lady los, Renshaw!«, forderte Phineas. »Wollen Sie eine Mutter vor den Augen ihres Kindes töten?«

Darüber schien Philip

nachzudenken. Zur Hölle mit ihm, dachte Isobel und grub ihre Fingernägel in seinen Arm. Mit dem Pistolenlauf schlug er ihre Hand weg und erwiderte in sanftem Ton: »Nein, Sir, ich glaube, ich werde Ihre Geliebte behalten. Gehen wir, Isobel.« Lachend zerrte er sie in die Richtung der Haustür.

Mit dem Krach eines Pistolenschusses schlug die Tür, die zum Küchentrakt führte, gegen die Wand, und Philip zuckte zusammen. Schmerzhaft bohrte sich die Waffenmündung in Isobels Schläfe.

Mr Gibbs erschien auf der Schwelle und hielt einen derangierten

Charles Maitland am Kragen fest.

»Tu etwas, Renshaw!«, wimmerte Charles mit einem irren Flackern in den blutunterlaufenen Augen.

»Ist er das, Sir?«, wandte sich der Seemann an Adam und schüttelte seinen Gefangenen wie einen nassen Hund. »Sie haben mich beauftragt, den Earl of Ashdown zu suchen, und dieser Kerl behauptet, dass er es ist. Eigentlich dachte ich, er wäre ein bisschen zu alt, um der Sohn dieser jungen Lady zu sein. Jedenfalls habe ich ihn mitgebracht.«

Jammervoll heulte Charles auf.

»Beweg dich, Isobel«, flüsterte

Phineas.

Sie ließ ihren Körper in Renshaws Griff erschlaffen. Sekundenlang brachte sie den Schurken aus dem Gleichgewicht und beobachtete, wie Phineas seinen Arm emporschwang. In seiner Hand funkelte ein Messer, dann flog es wirbelnd durch die Luft zu ihr.

Mit geschlossenen Augen vertraute sie dem Mann, den sie liebte, und bezwang damit jede Angst.

Heißes Blut spritzte in ihr Gesicht, gellend schrie Philip auf.

Als sie die Lider hob, sah sie das Messer nur wenige Zentimeter von ihrer Wange entfernt aus seinem

Arm ragen, und starrte in die Rubinaugen eines knurrenden Wolfs.

Renshaw ließ sie los, und sie sank zu Boden. Sofort krallte er seine Finger in ihr Haar. »Verdammt, Blackwood, jetzt werde ich sie vor Ihren Augen niederknallen!« Er presste die Pistole wieder an ihre Schläfe und entsicherte sie. Aber seine Hand zitterte, er wurde von der Klinge behindert, die immer noch in seinem Arm steckte.

»Isobel!« Wie aus weiter Ferne drang Phineas' Ruf zu ihr.

Auch Robin und Marianne schrien. Irgendwie gelang es Isobel, mit

einem Knie Phineas' Pistole zu berühren und etwas näher zu sich heranzuschieben. Während sie sich entschlossen gegen Renshaws Griff wehrte, erreichten ihre ausgestreckten Finger das kalte Metall und umfassten die Waffe.

Im nächsten Moment fuhr sie herum und feuerte.

Der Mündungsblitz erhellte Philips Augen wie ein Widerschein der Höllenflammen.

Sekunden später lag sie in Phineas' Armen. Er entwand ihr die Pistole und warf sie zu Boden.

In Isobels Gehirn schrillte das Echo des Schusses, und sie verstand

nicht, was Phineas sagte, spürte seine Umarmung kaum. Sie schaute zu ihm auf und las Angst und Liebe in seinen Augen. Kraftlos lehnte sie an ihm, ließ sich festhalten und atmete seinen maskulinen Duft ein, berührte seine Brust, um seine Herzschläge zu fühlen.

»Ich liebe dich«, wisperte sie und fragte sich, ob er es hörte.

Dann zwängte sich Robin zwischen Phineas und Isobel, und sie zerzauste seine roten Locken.

»Blackwood, wenn Isobel nicht Lady M ist, erklär mir bitte, wo sie so fantastisch schießen gelernt hat«, verlangte Adam heiser vor

Schmerzen. In seinen Augen schimmerte widerwillige Bewunderung.

»Das habe ich ihr beigebracht«, verkündete Marianne voller Stolz. »Und wer genau ist Lady M?«

Adam Westlake stöhnte.

55

Verwundert betrachtete Isobel das Meer, das friedlich im Mondlicht glitzerte, als wäre an diesem Tag nichts Besonderes geschehen. Sie stand an Deck der Lady Marianne, Phineas dicht hinter ihr. Sein Arm umschlang ihre Taille. Jetzt beschützte er sie nur noch vor dem kalten Meereswind, vor keiner schlimmeren Bedrohung. An seine Brust gelehnt, wollte sie nirgendwo anders sein.

Vier starke Männer hoben Adam an Bord. Angstvoll neigte Marianne sich zu ihm hinab und erteilte

Befehle wie ein Oberbootsmann.

Auf Mr Gibbs' starken Armen war der echte Earl of Ashdown eingeschlafen. Charles befand sich von der Garde Seiner Majestät bewacht bereits auf dem Weg nach London. Kurz nach dem Ende der Schießerei hatten die Soldaten Waterfield erreicht.

Nun waren sie alle in Sicherheit.

»Guten Abend, Captain«, begrüßte der eigentliche Oberbootsmann den Earl of Westlake, den die Männer vorsichtig auf eine Bahre legten. Adams Bein war mit Rüschenstreifen von Mariannes Unterrock umwunden, und der Wind

wehte den dünnen Musselinrock ihres Kleids an ihre Beine.

Mit gerunzelter Stirn beobachtete ihr Ehemann, wie seine Schiffsbesatzung den reizvollen Anblick genoss. »Bringen Sie einen Umhang für meine Frau, Mr Jessop«, knurrte er den Oberbootsmann an, »und erstatten Sie bitte Bericht.«

»Sicher kann das warten«, protestierte Marianne. »Holen Sie den Arzt, Mr Jessop, Seine Lordschaft ist verletzt.«

»Blackwood ebenfalls«, ergänzte Adam. »Aber zuerst würde ich gern den Bericht hören, wenn du es

gestattest, teure Gemahlin. An Bord dieses Schiffs führe immer noch ich das Kommando, trotz seines Namens.«

Besorgt wandte Isobel sich zu Phineas. Aber er tat die Wunde in seiner Schulter mit einem gleichmütigen Grinsen ab, das sich sehr schnell in eine schmerzliche Grimasse verwandelte.

Marianne verschränkte die Arme vor ihrer Brust. »Also gut, Adam, du hast zwei Minuten Zeit.«

In aller Eile erklärte Mr Jessop: »Lord Renshaws Schiff lief aus, Mylord, und wir erwogen eine Verfolgung. Aber Sie hatten uns

angewiesen, Ihre Rückkehr abzuwarten. Ein schwer beladenes Boot wurde zum Schiff gerudert, das dann mit vollen Segeln davonfuhr.«

Phineas drehte sich zu Adam um. »Trotz seiner Verletzung konnte Renshaw entkommen. Niemand sah ihn verschwinden. Wahrscheinlich floh er durch einen der Geheimgänge, die du erwähnt hast.«

Arme Evelyn, dachte Isobel, nun ist sie für immer als Frau eines Verräters gebrandmarkt.

»Ach ja, Sir …« Erstaunlicherweise errötete der Oberbootsmann. »Das

da haben die Jungs in einem kleinen Stall beim Haus gefunden und mitgenommen, falls es einer der Damen gehört …« Schmachtend schaute er Marianne an.

Als er ein rosa Seidenhemd mit roten Bändern hochhielt, schnappte Isobel nach Luft, eilte auf ihn zu und entriss es ihm. »Das gehört mir! Wie um alles in der Welt gelangte es …« Auch ihr trieb tiefe Verlegenheit das Blut in die Wangen. Sie verbarg das Hemd hinter ihrem Rücken und starrte die grinsende Schiffsbesatzung an. Dann wandte sie sich zu Phineas, der ihr sein charmantestes

Schurkenlächeln schenkte und ihren Puls beschleunigte.

»Nun, ich überlasse es dir, die Frage zu beantworten, Blackwood«, sagte Adam. »Wenn das alles ist, Jessop, holen Sie den Arzt und lassen Sie die Segel setzen.«

»Nach Westlake, Sir?«

»Zuerst nach London«, seufzte Adam. »Bevor wir nach Hause fahren, muss ich noch einige Geschäfte erledigen.«

Phineas lag neben Isobel in der Koje. Nachdem der Arzt ihn mit Rum betäubt, die Wunde genäht und bandagiert hatte, fühlte sich der Patient beschwipst und

schläfrig. Sein ganzer Körper schmerzte.

Aber er hielt Isobel in den Armen, sie küsste ihn und schmiegte ihre reizvollen Rundungen an ihn.

»Du bist zu mir gekommen«, wisperte sie zum hundertsten Mal.

»Bitte, hör auf, mich zu küssen«, flehte er, »das tut ziemlich weh.«

»Oh …« Sie rückte ein wenig von ihm ab, und er zog sie wieder an sich. Wenn sie auch nur ein paar Zentimeter entfernt war, fand er das genauso unerträglich wie die Schmerzen.

»Am besten küsst du mich hier.« Er zeigte auf sein Kinn, eins der

wenigen Körperteile, die keine Schürfwunden oder Blutergüsse aufwiesen.

Als sie sich zu ihm neigte, streifte ihr Haar seine nackte Brust. »Und hier?« Ihre weichen Lippen glitten von seinem Kinn zu seinem Hals hinab.

»Mhm«, murmelte er und spürte ihren verlockenden Busen.

»Und hier?« Ihr warmer Mund umschloss eine seiner Brustwarzen und weckte ein heißes Verlangen.

»Wie ich dich liebe, Isobel …«, flüsterte er und drückte sie fester an sich.

»Ja, ich weiß. Weil du zu mir

gekommen bist. Und zu Robin.«

»Wir müssen reden.«

»Das ist uns nie besonders gut gelungen.« Sie liebkoste alle unversehrten Stellen, die sie fand, und schürte seine Begierde. Wieder einmal lenkte sie ihn ab und verscheuchte alle vernünftigen Gedanken aus seinem Gehirn.

Er hielt ihre Hand fest und küsste die Fingerspitzen. »Jedes Mal, wenn ich etwas Ernsthaftes mit dir besprechen möchte, passiert mir das. Warum vergesse ich, was ich sagen will, sobald ich dich berühre?«

»Damit habe ich kein Problem«,

erwiderte sie und lächelte betörend.

Phineas stöhnte. »Allmählich verliere ich den Ruf des versierten Liebhabers, der stets seinen klaren Kopf behält.«

Statt zu antworten, schaute sie verführerisch in seine Augen, und er zog sie in der unbequemen schmalen Koje auf seinen Körper.

»Wenn wir verheiratet sind, kaufe ich das breiteste, weichste Bett von ganz England und lasse dich nie wieder hinaus«, kündigte er an.

Isobel lag auf dem Körperteil, der ihm die schlimmsten Schmerzen bereitete – vor lauter Sehnsucht nach ihr. Ganz sanft und behutsam

bewegte sie sich.

»Was hast du gesagt?«, hauchte sie. Offensichtlich war es ihr egal.

»Du wirst mich heiraten.« Kraftvoll drang er in sie ein und bewies ihr, dass ihre Vorsicht überflüssig war. Alles wollte er von ihr.

»Ja!«, schrie sie, und als er überwältigende Erfüllung fand, fragte er sich, ob ihr seine Liebeskünste so fabelhaft erschienen oder ob sie seinen Heiratsantrag endlich angenommen hatte.

Isobel schlich in die Kabine zurück. So leise wie möglich schloss sie die Tür.

Aber Phineas bewegte sich und öffnete die Augen.

»Ich habe nach Robin gesehen«, erklärte sie, »er schläft tief und fest in Jamies Kabine.«

»Leg dich wieder ins Bett.« Er hob die Decke, und sie schlüpfte darunter. »Yasmina«, seufzte er.

Da versteifte sie sich in seinen Armen. »Nein, ich bin nur die unscheinbare Isobel.«

»Niemals warst du unscheinbar. Du bist die zauberhafteste Frau, die ich kenne.«

»Und Robins Mutter, Phineas, er braucht mich.« Um ihre Sorge zu verhehlen, senkte sie die Wimpern.

Zärtlich streichelte er ihre Wange. »Robin ist ein großartiger Junge. Hoffentlich wird er auch mein Sohn und Geschwister bekommen.«

Da entstand ein heißes Glücksgefühl in ihrer Brust. »Willst du mich wirklich heiraten? Nicht Lady Amelia?«

»Natürlich nicht. Die ist viel zu unscheinbar …«

In seinen Augen las sie eine so innige Liebe, dass sich ihre Kehle verengte. Zum ersten Mal in ihrem Leben fühlte sie sich schön und geliebt.

Sie wollte ihre Arme um seinen Hals schlingen. Aber er schob sie

sanft von sich.

»Warte, meine Liebste, ich habe etwas für dich.«

»Hat das nicht Zeit bis später?«

»Nein, du musst es jetzt sehen«, entgegnete er und zeigte auf sein ruiniertes Jackett, das an einem Haken neben der Tür hing.

Resignierend stand sie auf und holte es. Das Kleidungsstück war ganz steif von getrocknetem Blut, und sie rümpfte die Nase, als sie es in Phineas' Hände legte. Wortlos zog er Papiere hervor, die er ihr reichte.

»Was ist das?«, fragte sie. »Eine Sonderlizenz, damit uns der

Oberbootsmann an Bord vermählen darf?«

»Also, die kann wirklich bis morgen warten. Lies, was da drin steht.« Seine Augen nahmen einen ernsten Ausdruck an. Was er empfand, war unergründlich.

Isobel entfaltete die beiden juristischen Dokumente und überflog den Inhalt. Zunächst erstarrte sie vor Entsetzen, dann wurde sie von hellem Zorn erfasst. Sie legte die Papiere auf den Tisch und verglich sie miteinander. Dabei murmelte sie etwas Unverständliches vor sich hin.

Schließlich stieß sie einen schrillen

Wutschrei aus. Jessop klopfte beunruhigt an die Tür. Aber sie schickte ihn weg. Aufgeregt versuchte sie umherzuwandern. Doch dafür war die Kabine zu klein.

»Liebling?«, fragte Phineas sanft.

Erbost fuhr sie zu ihm herum und klopfte mit einem Finger auf die zerknitterten Papiere. »O Phineas, das sind zwei Testamente! Honoria hat Roberts Letzten Willen gefälscht!«

»Das weiß ich.«

»Niemals wollte Robert ihr die Vormundschaft für seinen Sohn übertragen. Dieses Recht nahm sie sich einfach. So wie meine Mitgift,

mein Erbe, meine Freiheit!«

»Was willst du tun, Isobel? Möchtest du deine Freiheit jetzt genießen?«

Sie betrachtete sein Gesicht. Es war völlig ausdruckslos unter all den Schürfwunden und blauen Flecken … Geduldig wartete er auf die Antwort. Wenn sie es wünschte, würde er sie gehen lassen, so sehr liebte er sie. Ihr Glück bedeutete ihm mehr als sein eigenes.

Über ihre Wangen rollten Tränen, die sie mit ihrem Handrücken wegwischte.

»Ich will glücklich sein, Phineas, dich heiraten, dir Kinder schenken

und mit dir alt werden. Weil ich dich liebe. Was hältst du davon?«

Erleichtert breitete er seine Arme aus. »Noch besser könntest du dich gar nicht an den Maitlands rächen.«

56

Phineas stand vor Carringtons Schreibtisch, die Hände hielt er wie ein Schuljunge hinter dem Rücken verschränkt. Eigentlich war es sein Schreibtisch. Und sein Arbeitszimmer. Aber über solche Kleinigkeiten wollte er an diesem Tag nicht diskutieren. Der Duke schwenkte einen Brief durch die Luft.

»Weißt du, was das ist, Blackwood?«

»Nein, Euer Gnaden.«

»Eine Nachricht von Welford. Ich sollte der Erste sein, der von Lady

Amelias Verlobung mit Colonel Lord Hollister erfährt. Nächsten Monat, am 22., findet die Hochzeit in der St. George's Church statt. Was sagst du dazu?«

»Natürlich wünsche ich den beiden alles Gute«, antwortete Phineas. So glücklich wie er sollten alle Menschen sein. »Auch ich habe Neuigkeiten, Großvater …«

Aber Carrington war noch nicht fertig. »Falls das nicht genügt – gestern besuchte mich ein junger Gentleman, um mit mir über Miranda zu reden, ein gewisser Fiddler oder Fisher oder so ähnlich.«

»Fielding«, erklärte Phineas. In

Gedanken gratulierte er seinem Freund Gilbert. Wenn der es wagte, dem Duke gegenüberzutreten, würde er sich zweifellos zu einem guten Soldaten entwickeln.

»Nun, sein Name spielt keine Rolle, weil er keinen Titel trägt und keinen Penny besitzt.«

»Liebt er Miranda?«

»Ja, verdammt!« Carrington furchte die Stirn. »Und Miranda behauptet, sie würde seine Gefühle erwidern und keinen anderen heiraten. Wohl oder übel muss ich dieser Verbindung zustimmen.«

Phineas unterdrückte ein Grinsen. Zur Hochzeit würde er seiner

Schwester einen Landsitz und einen ganzen Stall voller Pferde schenken.

»Und heute Morgen hat Marianne verkündet, sie sei wieder in anderen Umständen«, murrte Carrington. »Kann dieser Tag noch schlimmer werden?«

Phineas räusperte sich. »Ja, das fürchte ich, Euer Gnaden.«

Ungläubig starrte der alte Mann ihn an. Über den scharfen Augen zogen sich die buschigen weißen Brauen zusammen. Mit feuerroten Wangen zerknüllte er Welfords Brief. »Was hast du denn jetzt schon wieder angestellt, Blackwood? Ich schwöre, diesmal

hinterlasse ich alles, was nicht zu deinem festgelegten Erbgut zählt, dem jungen Jamie.«

»Ich habe mir eine Ehefrau genommen, Euer Gnaden.«

»Wessen Ehefrau?«

»Meine eigene.« Und zwar mehrmals. In Spitze, in Seide und splitternackt. In einem richtigen Bett. Drei Tage hatte es gedauert, bis er imstande gewesen war, aus den ehelichen Federn zu kriechen und seinen Großvater zu besuchen. Nun musterte er grinsend die entgeisterte Miene des alten Griesgrams und ging zur offenen Tür. Isobel trat ein und knickste vor

dem Duke.

An diesem Vormittag sah Phineas' Gemahlin besonders hübsch aus, sie war von Kopf bis Fuß in Rosa gekleidet und trug eine kecke Feder auf dem fashionablen Hut. Seidige rote Löckchen umrahmten die glühenden Wangen.

»Guten Tag«, grüßte Carrington, sichtlich verblüfft über ihre strahlende Schönheit. »Sind wir uns schon einmal begegnet, meine Liebe?«

»Darf ich dir meine Frau vorstellen, Großvater?«, begann Phineas voller S t o l z . »Die Marchioness of Blackwood, die Countess of

Ashdown und Lady Isobel Maitland.«

»Ashdown?«, murmelte der Duke und runzelte wieder die Stirn. »Und Maitland? Wurde Charles Maitland nicht wegen Hochverrats verhaftet?«

»Ja, das stimmt, Euer Gnaden«, bestätigte Isobel.

»Und Lady Honoria Maitland starb neulich bei einem Kutschenunfall, nicht wahr?«

»Auch das trifft zu, Sir«, sagte sie in ernstem Ton.

»War Ihre Mutter nicht …«

Da hob sie ihr Kinn. Furchtlos hielt sie dem Blick des alten Mannes

stand. »Lady Charlotte Fraser.«

Phineas atmete tief durch und bereitete sich darauf vor, Isobels Arm zu ergreifen und sie aus der Gefahrenzone zu entfernen, falls Carrington explodierte.

Aber deshalb musste er sich nicht sorgen.

»Vor Jahren war Charlotte Fraser die schönste Frau in ganz England«, bemerkte der Duke nach einer langen Pause. Träumerische Erinnerungen milderten seine harten Züge. »Ein bisschen war ich in sie verliebt. Jetzt weiß ich, woher Ihre außergewöhnliche Schönheit stammt, meine Liebe.«

Dann wandte er sich zu seinem Enkel. Zum ersten Mal, seit Phineas denken konnte, las er rückhaltlose Anerkennung im Blick seines Großvaters.

Er berührte eine Tasche seines Jacketts. Darin steckte der Brief, den er an Adam geschrieben hatte, um ihm mitzuteilen, er würde den Dienst quittieren. Den nächsten Besuch würde das frischgebackene Ehepaar Westlake House abstatten. Höflich verneigte er sich vor Carrington, der Isobel hingerissen anstarrte.

Der lasterhafte Lebemann und Yasmina existierten nicht mehr.

Inzwischen waren Täuschungsmanöver und Masken überflüssig geworden. Phineas und Isobel hatten endlich ein Zuhause gefunden. Weder einen Landsitz noch ein luxuriöses Haus in London. Stattdessen lebten sie in ihrer Liebe – lebten füreinander und für die Menschen, die ihnen etwas bedeuteten. Und das war ein erstrebenswerteres Heim als der großartigste Palast auf Erden.

Table of Contents

1	9
2	33
3	75
4	104
5	154
6	197
7	242
8	256
9	279
10	306
11	355

12	370
13	401
14	430
15	465
16	527
17	553
18	576
19	589
20	604
21	642
22	662
23	694
24	700

25	711
26	746
27	757
28	778
29	799
30	817
31	847
32	862
33	873
34	884
35	926
36	952
37	968

38	992
39	1017
40	1030
41	1046
42	1059
43	1070
44	1101
45	1137
46	1149
47	1167
48	1187
49	1205
50	1219

51 1235
52 1256
53 1269
54 1284
55 1307
56 1326